

# Gleiwitzer Jahrbuch

1927



Herausgegeben  
von der  
Gesellschaft zur Förderung  
der Stadtbücherei Gleiwitz

---

Gleiwitz. Selbstverlag der Gesellschaft. 1927.

Der Vertrieb des Jahrbuches erfolgt durch das Verkehrsamt  
der Stadt Gleiwitz, Ring 19.

# Verkehrsamt der Stadt Gleiwitz

**Ring 19.**

Förderung des Wirtschafts- und Fremden - Verkehrs.

\*

Unterstützung aller örtlichen Bestrebungen zur Pflege  
von Kunst, Wissenschaft, Theater und Musik.

\*

Kostenlose Mitarbeit bei der Vorbereitung und der  
Durchführung von Tagungen und Ausstellungen.

\*

Ausgabe von Prospekten, Karten u. Plänen —  
Karten für das Stadt-Theater — Karten für  
den Flugverkehr — Literatur von Gleiwitz.

\*

Gelegenheit zur Einsichtnahme von Reise-Führern,  
Adressbüchern, Oberschlesischen Zeitungen, Reise-  
Zeitschriften, Meyers Orts- u. Verkehrs-Lexikon, usw.

\*

Vermittlung von Gelände für Niederlassungen.

\*

Auskünfte aller Art.

---

**Leitung: Stadtrat Richard Fabig.**  
**Verkehrs-Direktor Oswald Völkel.**



Gleiwitzer Jahrbuch  
1927

Tafel I  
(Siehe S. 144)



Die Belagerung von Gleiwitz im Februar 1627  
(Nach einem alten Ölgemälde in der Pfarrkirche „Allerheiligen“)

Gesch. 17. 214

# Gleiwitzer Jahrbuch

## 1927



Herausgegeben  
von der  
Gesellschaft zur Förderung  
der Stadtbücherei Gleiwitz



Gleiwitz. Selbstverlag der Gesellschaft. 1927.

Opole Region

908(438)(058:06):930.85(438)56  
Gleiwitz  
1065D/T  
E13



1065 "D"



## Borwot

Mit dem vorliegenden Bande erscheint zum ersten Male das „Gleiwitzer Jahrbuch“. Es wird herausgegeben von der Gesellschaft zur Förderung der Stadtbücherei in Gleiwitz, als deren Vorsitzender ich mir einige einleitende Worte gestatte.

Im März 1923 hat die Stadt Gleiwitz das Volksbüchereiwesen in eigene Verwaltung übernommen und hat gleichzeitig, aufbauend auf den sehr wertvollen Sammlungen wissenschaftlicher Bücher des Verbandes Oberschlesischer Volksbüchereien und des Oberschlesischen Museums, der Volksbücherei eine Studienbücherei angegliedert, die in einer besonderen landesgeschichtlichen Abteilung das **oberschlesische Schrifttum** planmäßig sammelt. Zur Zeit zählt die städtische Bücherei rund 30 000 Bände, wovon etwa 22 000 Bände auf die wissenschaftliche Abteilung entfallen.

Bald darauf ist die Gesellschaft zur Förderung der Stadtbücherei gegründet worden. Sie verfolgt den Zweck, in der Bürgerschaft Interesse für die städtische Bücherei zu wecken, ihre Freunde zu sammeln und der Stadt bei dem weiteren Ausbau derselben zu helfen. Im vorigen Jahre hat die Gesellschaft beschlossen, ihren Aufgabenkreis noch zu erweitern. Sie will nunmehr auch das Interesse für die **Geschichte der Stadt** und alle die wissenschaftlichen Bestrebungen fördern, welche die Erforschung der Geschichte der Stadt zum Ziele haben. Der Begriff **Geschichte** ist hier im weitesten Sinne genommen. Es soll nicht bloß die politische Geschichte und die Kulturgeschichte berücksichtigt werden, sondern alles das, was irgendwie mit der Stadt und ihrer Entwicklung, mit ihrer Bevölkerung und deren Schicksal zusammenhängt. Als Sammelpunkt für diese Bestrebungen

ist das „Gleiwitzer Jahrbuch“ gedacht, das wie schon erwähnt, die Gesellschaft zur Förderung der Stadtbücherei nunmehr regelmäßig herausbringen will.

Eine besondere Aufgabe des Jahrbuches wird es sein, die Vergangenheit von Gleiwitz genauer zu erforschen und damit die Grundlage zu schaffen für eine neue Chronik der Stadt. Die „Geschichte der Stadt Gleiwitz“ von Professor Benno Nitsche, die bis zum Jahre 1886 reicht, ist längst vergriffen. Sie bedarf nicht bloß der Ergänzung für die ereignisreichen letzten 40 Jahre, sondern auch für die behandelte Zeit auf manchem Gebiete der tiefergehenden Forschung. Es sei hierbei darauf hingewiesen, daß an einer neuen Chronik bereits gearbeitet wird, und daß die Veröffentlichung des ersten Teiles, der bis zum Beginn der Preußischen Herrschaft über Schlesien reichen soll, in Bälde zu erwarten steht. Das Jahrbuch soll ferner Ergänzungen geben auf manchen Sondergebieten, die in einer Chronik nur kurz gestreift werden können. Es soll schließlich aus der Gegenwart beizeiten all das Material sammeln, das für eine spätere Geschichtsschreibung und für spätere Forschungen benötigt werden wird.

Man wird wohl ohne weiteres zugestehen können, daß ein Bedürfnis für ein solches Jahrbuch gegeben ist. Kann man doch mit Befriedigung feststellen, welch wachsender Beachtung und Zustimmung alle geistigen und kulturellen Bestrebungen in Oberschlesien begegnen. Die jetzige Zeit, in der wirtschaftliche Erwägungen und Gedanken im Vordergrund stehen, in der die Technik von Jahr zu Jahr neue umwälzende Erfindungen bringt, in der wirtschaftliche Entwicklungen und Veränderungen in stärkstem Maße das Leben der Städte, des ganzen Volkes beeinflussen, hat erfreulicherweise nicht vermocht, die geistigen und kulturellen Interessen in den Hintergrund zu verdrängen. Gerade in Oberschlesien findet man eine starke Anteilnahme an allen kulturellen Einrichtungen und Bestrebungen. Die politischen Ereignisse der letzten Jahre haben nicht bloß Deutschland, sondern der ganzen Welt die Erkenntnis von der großen Bedeutung des oberschlesischen Wirtschaftsgebietes gebracht; sie haben vor allem den Oberschlesiern selbst diese Erkenntnis verschafft. Sie haben in ihnen das Selbstbewußtsein, das Bewußtsein ihres eigenen Wertes wachgerufen und das Streben geweckt, nicht länger zurückzustehen hinter anderen deutschen Landesteilen, sondern gleichberechtigt zu sein und in gleichem Maße teilzunehmen an dem kulturellen Leben des deutschen Volkes.

Der Zeitpunkt des Erscheinens des ersten Jahrbuches scheint glücklich gewählt. Es sind gerade dreihundert Jahre her seit dem bedeutendsten äußeren Ereignis in der Geschichte der Stadt, ihrer Belagerung durch die Truppen des Grafen Mansfeld im dreißigjährigen Kriege. Zu dieser

historischen Erinnerung tritt ein Ereignis der Gegenwart von ganz besonderer Bedeutung. Mit dem 1. Januar dieses Jahres ist die Eingemeindung von den der Stadt vorgelagerten Ortschaften Ellguth-Zabrze, Richtersdorf, Bernif und Sosniça, des Gutsbezirks Petersdorf von Welzef und von Teilen der Gutsbezirke Ostroppa und Sosniça rechtswirksam geworden. Die Stadt Gleiwitz hat dadurch einen Gebietsumfang von rd. 5600 ha erhalten. Die Bevölkerung, die schon im alten Gebietsteil infolge der Teilung Oberschlesiens und der dadurch bedingten Zuwanderung in wenigen Jahren von 67 000 auf über 84 000 Einwohner angewachsen war, zählt jetzt 103 000 Seelen. Damit ist Gleiwitz Großstadt geworden. Durch die Eingemeindung von Sosniça und Ellguth-Zabrze hat die Stadt auch einen stärkeren Anteil an dem oberschlesischen Industriegebiet, insbesondere dem oberschlesischen Bergbau erhalten, was für ihre weitere Entwicklung von besonderer Wichtigkeit sein dürfte. Ein neues Kapitel Gleiwitzer Geschichte hat begonnen. Es soll von vornherein von wissenschaftlicher Forschung begleitet sein.

Die ersten Artikel von Johannes Chrząszcz, Oswald Bölk, Wilhelm Matz und Friedrich Kaminsky sind geschichtlichen Inhalts. Der erste von Johannes Chrząszcz ist die teilweise Veröffentlichung eines in böhmischer Sprache abgefaßten Gerichtsbuches, das sich im Archiv der Stadt befindet. Es sei hierbei erwähnt, daß in diesem Jahre mit einer wissenschaftlichen Bearbeitung des städtischen Archivs begonnen worden ist. Der Aufsatz von Oswald Bölk: „Die Dänen vor Gleiwitz“ behandelt das bereits oben erwähnte bedeutende Geschichtsereignis vor 300 Jahren. Auch der Artikel von Franz Heinebutter ist noch geschichtlichen Inhalts, leitet aber bereits zur Gegenwart herüber, in die auch der Aufsatz von Karl Schabik hineinfällt. Die drei weiteren Aufsätze von Kurt Bimler, Paul Müller und Johannes Chrząszcz behandeln Persönlichkeiten, deren Leben und Tätigkeit mit der Geschichte der Stadt eng verknüpft war. Daß gerade sie gewählt wurden, hängt mit dem Zeitpunkt der Herausgabe dieses Buches zusammen. In das Jahr 1927 fällt die 125. Wiederkehr des Geburtstages des bekannten Bildhauers August Kiß und die 100. Wiederkehr des Todestages des großen Kunstmasters und Maschinenbauers August Friedrich Holzhausen. Am 27. April 1927 hat Herr Geistlicher Rat Dr. Johannes Chrząszcz, der bekannte Nestor oberschlesischer Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung, seinen 70. Geburtstag gefeiert; auf unseren Wunsch hin schrieb er einige Erinnerungen aus seinem Leben. Heinrich Horstmann behandelt wichtige, lange gesuchte Eichendorffbriefe, die vor kurzer Zeit für die der Stadtbücherei neu angegliederte Handschriftensammlung erworben werden konnten. Max Hanisch gibt eine Geschichte der Gleiwitzer Philomathie. Die beiden letzten Artikel von

Max Grundey und Emanuel Czmoř betreffen Geologie und Flora der nächsten Umgebung von Gleiwitz.

Die Herausgeber glaubten, das Jahrbuch dadurch wertvoller zu gestalten, daß dem Text reichliche und gute Bilder beigegeben wurden. Sein Erscheinen ist übrigens nur durch größere Beihilfen einzelner Bürger und die verständnisvolle Unterstützung der städtischen Körperschaften ermöglicht worden. Es sei hierfür der wärmste Dank ausgesprochen.

Gleiwitz, am 30. April 1927.

Dr. Alfons Warlo.

## Das schwarze Buch von Gleiwitz

Von Dr. Johannes Chrząszcz

### 1. Teil

(1582—1612)

Bereits 1925 habe ich im Oberschlesischen Jahrbuch Seite 185 bis 189 drei Gerichtssprüche aus einem alten Gleiwitzer Schöffenbuch mitgeteilt. Sie stammen aus den Jahren 1592, 1594 und 1666. Diese Mitteilung hat vielfaches Interesse gefunden, denn sie betrifft drei Kriminalfälle, die ein Beispiel der furchtbaren Rechtspflege sind, die um das Jahr 1600 auch in Oberschlesien gang und gäbe war.

Jeder Gerichtsspruch jener Zeit hat hohen kulturhistorischen Wert, wie das Folgende zeigen wird.

In dem an Urkunden und Altenstücken reichen Stadtarchiv zu Gleiwitz, das soeben von Verkehrsdirektor Völkel in sachgemäßer Weise geordnet wird, befindet sich ein sehr umfangreiches, wohl 1000 Folioblätter umfassendes Gerichtsbuch, das von Anfang bis zu Ende in böhmischer Sprache geschrieben ist und die Jahre 1582 bis 1691, dann noch einige Nachträge bis 1738, umfaßt.

Dieses Gerichtsbuch kann man kurz „Das schwarze Buch von Gleiwitz“ nennen, denn es ist nicht nur schwarz eingebunden, sondern auch sein Inhalt ist sozusagen schwarz, er umfaßt die Nachtseite des menschlichen Lebens, die Aburteilung und Bestrafung von wirklichen oder eingebildeten Vergehen und Verbrechen. Die Strafen sind zuweilen furchterlich.

Das Buch trägt die böhmische Rückschrift: Knyha zapsawany obszeidouw albei powiedy, kterese od nepodezdrzeleho prawa wihlassuany, skrze mne Laurentiuse Steffetiuse ten szas przyseznego foitha w mieście Hliwitzich z pilnu bedliwsty a pracy zebranych.

Das bedeutet etwa: Buch der Eintragungen der Besitzer oder Protokolle, welche vom unparteiischen Gericht verkündet sind, durch mich Laurentius Stephetius, zur Zeit geschworener Vogt in der Stadt Gleiwitz, zusammengebracht mit fleißiger Umsicht und Arbeit.

Laurentius Stephetius war also Vogt oder Stadtrichter in Gleiwitz. Er läßt seinem Werke eine lateinische Vorrede vorangehen, aus welcher hervorgeht, daß er der lateinischen Sprache völlig mächtig war. Das Buch widmet er dem Bürgermeister und den Ratmannen der Stadt Gleiwitz:

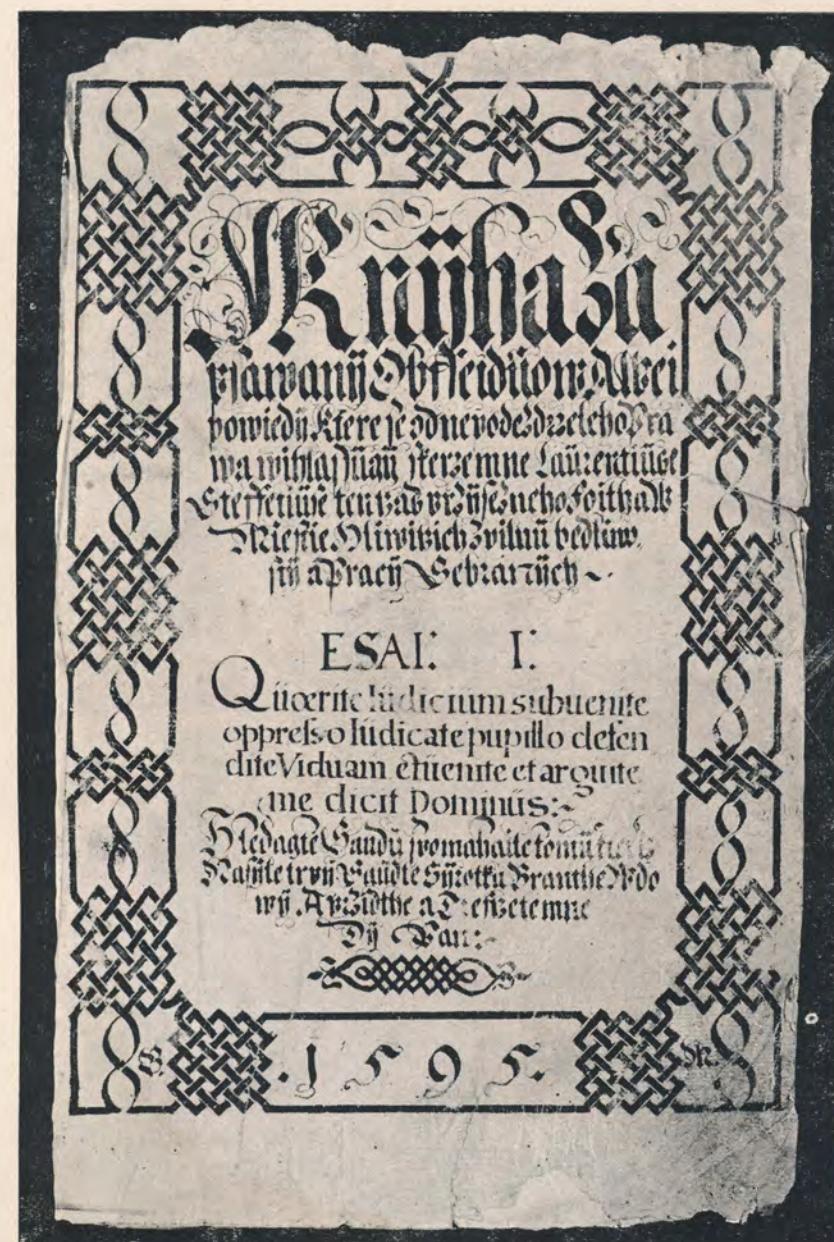
Ornatissimis catholicissimisque viris Domino protoconsuli coeterisque consularibus civitatis Glivicensis, dominis suis dignissimis etc.

Das heißt: Den hochgeehrten und sehr katholischen Männern, dem Herrn Bürgermeister und den übrigen Ratmannen der Stadt Gleiwitz, seinen überaus würdigen Gebietern, entbietet Laurentius Stephetius, Vogt derselben Stadt, Gruß von Gott.

Das ist die Widmung. Den weiteren Inhalt der Vorrede wollen wir gleich aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzen. Stephetius schreibt:

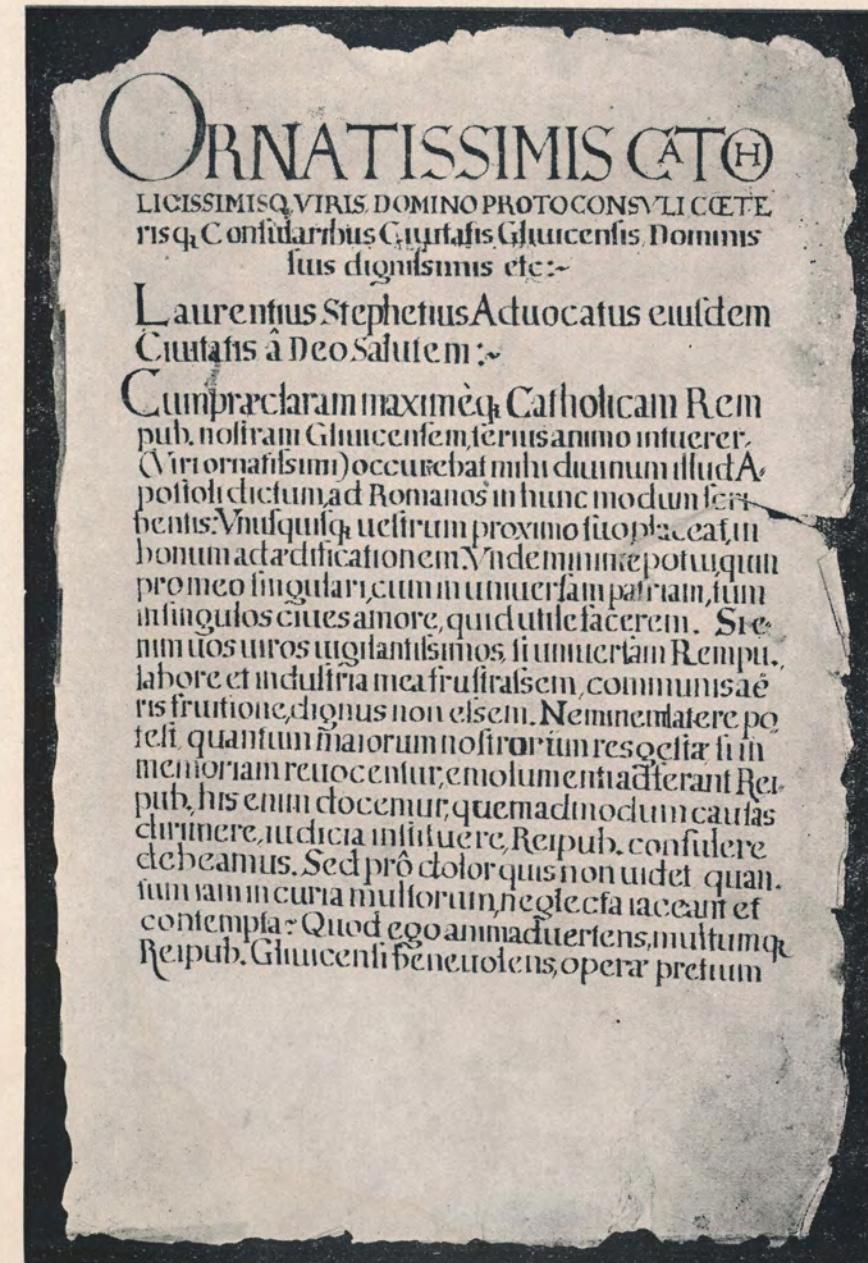
„Als ich unser berühmtes und ganz katholisches Gemeinwesen von Gleiwitz ernstlich im Geiste betrachte, trat mir, hochgeehrte Männer, jener göttliche Ausspruch des Apostels an die Römer entgegen: „Seder von euch möge seinem Nächsten wohlgefassen zur guten Auferbauung.“ Daher konnte ich keineswegs unterlassen, nach meiner besonderen Liebe gegen unsre Stadt und gegen die einzelnen Bürger etwas Nützliches zu unternehmen. Wenn die von unseren Vorfahren ausgeführten Taten in Erinnerung gebracht werden, so gereicht dies unserem Gemeinwesen zum Vorteil, denn wir werden belehrt, Streitigkeiten zu entscheiden und Gericht zu halten. In diesem Buche will ich die Gerichtssprüche unserer Vorfahren zusammenschreiben und gewissermaßen uns als Spiegel vorhalten. Gegeben in Gleiwitz, im Janur 1595.“

Nun folgen die Gerichtssprüche der abgesandten Schöffen. Hierbei ist zu bemerken, daß in der Regel nicht ein einzelnes Stadtgericht, etwa dasjenige von Gleiwitz, abgeurteilt hat, sondern daß die Schöffen vom Landeshauptmann aus mehreren Städten und sogar Dörfern ausgewählt wurden, die sich nun an Ort und Stelle begaben, dort die Zeugen verhörten und zuletzt das unparteiische Gerichtsurteil fällten. Das Urteil heißt nalez, „Findung des Rechts“, das Schöfengericht oder Geschworenengericht heißt nepozdrzele prawo „unparteiisches Gericht“.



Das schwarze Buch von Gleiwitz  
(Titelblatt)





Das schwarze Buch von Gleiwitz  
(Vorrede)

in facturum esse putau si maiorum nostrorum  
seuentias legi auf lute publicatas precipua q̄ re.  
rum oestiarum capita in hunc libellum conscribā.  
et sic h̄ies charissimis Scabiniſ Iurisq̄ omnibus ſiu-  
diosiſ fori deniq̄ Reipubl. quāli ſpeculūm rerum  
gerendarum prop̄dnam. Quare meum laborem ſi  
quis ſamen eſt. D. V. aequi homiſ consulat. Valete  
Datum Gliwitz pridie Non Ianua. Anno 1595.



Die Vorrede hat, wie wir oben fanden, der Vogt oder Stadtrichter Lorenz Stephanus im Jahre 1595 geschrieben, das Buch selbst aber enthält schon Gerichtssprüche vom Jahre 1582 ab. Später ist es von den Nachfolgern des Stephanus im Vogtamt weitergeführt worden.

Der erste Schöffenspruch trägt die Überschrift:

1. Urteil wegen Mord, wobei die Städte Gleiwitz,  
Tost und Peiskretscham ſaſen.

[Nalez strany mordu, na kterem trzy miesta z Gliwicz, Tostka a  
Pyskowicz sediely.]

Im Jahre 1582 am Donnerstag vor Lichtenmeß, das ist der erste Februar.

Auf Verlangen des hochwohlgeborenen Herrn Paul Geraltofski von Geraltofowiz auf Schieraſtofowiz und auf Anordnung des Landeshauptmanns der Fürstentümer Oppeln-Ratibor wurde das Gericht im Dorfe Schieraſtofowiz durch die Personen, die aus den Städten abgesandt waren und unparteiisch sind, nämlich durch Johann Laburzki und Winzenz Kalivoda aus Gleiwitz, Gregor Zadka und Martin Nasal aus Tost, Martin Hawran und Stanislaus Menczydusza aus Peiskretscham, abgehalten.

Die Freunde und Kinder des verstorbenen Johann Kalus aus Rachowiz, eines Untertanen des hochgeborenen Herrn Adam Larisch, brachten die Klage vor gegen Michael Janowiy aus Schieraſtofowiz, eines Untertanen des Herrn Paul Geraltofski, wegen Ermordung ihres Vaters.

Der Beklagte behauptete, daß er dieses nicht getan hätte, wenn nicht der Verstorbene den Anlaß hierzu gegeben haben würde, indem er ihn, den Michael Janowiy, mit der Art verwundete.

Wir aufgeforderte Personen haben die Zeugen von beiden Seiten vernommen und fällen gemäß unserem gehegten Gerichte das Urteil: Obgleich der verstorbenen Johann Kalus zu der Schlägerei den Anlaß gab, so hat doch der andere Teil das Gebot Gottes übertreten und den Johann Kalus ermordet, also den Kindern den Vater genommen. Für diese grausame Tat muß er den Kindern 15 Mark (patnaste hrziwen) geben und zwar 4 Mark am künftigen St. Georgstag und dann wieder zu St. Georg 4 Mark, bis die Summe voll ist.

Außerdem wird er zur Buße durch ein Vierteljahr jeden Sonntag in der Kirche bei der heiligen Messe knien und beten.

Der genannte Michael Janowiy hat alle Schäden zu ersehen. Für ihn leisten Bürgschaft mit Zustimmung der Herren Paul und Nicolaus

Geraltoński, Stanislaus Tkacz, Piotrek, Martin, Osadnyk, und Ondra, Untertanen des Herrn Nicolaus Geraltoński.

Bei diesem Falle ist es interessant, daß der Totschlag durch Zahlung von Geld an die Angehörigen und eine Kirchenbuße geahndet wurde. Zu den Schäden (autraty) gehörte auch die Entschädigung der Schöffen.

## 2. Urteil wegen Mord.\*)

Im Jahre 1582 am Dienstag nach St. Susanna in Groß-Slawitau. Auf Veranlassung (na poruczeny) des Landeshauptmanns der Fürstentümer Oppeln-Ratibor sind wir zur Hegung eines unparteiischen Gerichts abgesandt worden, nämlich aus Ratibor Matthäus Łapsa, geschworener Vogt, und Valentin Naiva; aus Gleiwitz Martin Grzonka und Vincenz Kalivoda; aus Krappitz Jakob Strzoda und Urban Jastrzab, in der Streitsache zwischen dem Herrn Ignaz Petrovič von Wierze auf Niedane an Stelle des Philipp aus Bresnitz, seines Untertanen, wegen Mißhandlung und Ermordung seines Sohnes Adalbert auf der einen Seite als Kläger und zwischen der Frau Dorothea Dobschütz von Plaw auf Groß-Slawitau an Stelle des Adam Piskala, ihres Untertanen, auf der andern Seite als Beklagter.

Nachdem wir Klage und Widerklage (zalobu odpór) und die Zeugen vernommen, fällen wir das Urteil: Trotzdem der verstorbene Adalbert eine gewisse Ursache gegeben hat, muß Adam Piskala nach Landesrecht dem Vater Philipp und dessen Kindern für die Ermordung 45 Mark (à 48 Groschen) geben und davon 15 Mark zu St. Georg in das Haus des Herrn Ignaz Petrovič hinlegen, und dann von Jahr zu Jahr je 10 Mark, bis die Summe voll ist. Er muß die Untosten für das Begräbnis, für die Zeugen und für die Abgesandten der drei Städte tragen. Er muß ferner dem Herrn Ignaz Petrovič von Wierze, dem Vater, den Kindern und den Verwandten des ermordeten Adalbert Abbitte leisten. Nach dieser Demütigung muß Adam Piskala am nächsten Sonntag in der Kirche zur Beichte gehen und mit Willen des Pfarrers drei Monate hindurch während des Gottesdienstes vor dem Hochaltar stehen und knien. Er soll ferner dort, wo Herr Ignaz Petrovič von Wierze dies angeben wird, innerhalb eines halben Jahres nach christlichem Brauch ein Kreuz aufstellen, auch soll er ein Jahr lang keine Waffen tragen. Im Falle der Übertretung dieses Spruches hat er 200 Mark an die kaiserliche Kammer zu zahlen.

Mehrere Zeugen leisten die Bürgschaft.

Manches Kreuz, das heute noch steht, dürfte also seinen Ursprung in der Sühnung eines Verbrechens haben.

\*) Bemerkung: Die Überschrift wird in der Folge abgekürzt wiedergegeben.

## 3. Urteil wegen des Wegganges der Ehefrau von ihrem Manne.

Wir Abgesandte, Martin Grzonka und Martin Strzoda aus Gleiwitz, Matthäus Łapsa und Andreas Uher aus Ratibor, Johann Oleza und Johann Strała aus Rybnik, sahen zum unparteiischen Gericht über die Agnes Urbani, Ehefrau aus Stodol, Untertanin des Abtes Bernhard Tivorzienski von Rauden, vernahmen die Zeugen und entschieden: Da die Agnes Urbani vor den Zeugen bekannte, daß sie unzüchtig wandelte (tiehotna chodila) mit dem Polen Peter ihren Mann und ihre Kinder verließ und in Polen mit ihm in Ehebruch lebte, also Gott und ihr Ehegelübde außer Acht ließ, so wird gegen sie die Bestimmung des Speculum Saxonicum (Sachsenpiegel) liber 3 Artic. 1 und liber 2 Artic. 13 angewendet.

Zur Bekräftigung haben wir unser (Ratiborer) Stadtsiegel angehängt. Geschehen auf dem Rathause zu Ratibor, am 26. September 1582.

Der Ehebruch wurde also hier nach dem Sachsenpiegel gerichtet. Worin mag die Strafe bestanden haben? Doch wohl Todesstrafe?

## 4. Urteil wegen Hexerei.

Im Jahre des Herrn 1583, am Donnerstag nach St. Paulus, haben wir Abgesandte, Martin Grzonka und Vincenz Kalivoda aus Gleiwitz, Johann Ranny und Gregor Hendziolek aus Sohrau, Stanislaus Dzivigel und Johann Strała aus Rybnik, auf Anordnung des Herrn Landeshauptmanns und auf Antrag der Frau Katharina Czornberg von Gollovitz auf Groß-Dubensko zu Gericht gesessen. Von der ganzen Gemeinde Groß-Dubensko ist angeklagt Dorothea Swaczłowa, Untertanin der Herrin Czornberg, wegen gewisser Baubereien. Wir fällen das Urteil nach den Bestimmungen des Magdeburger Rechtes: Die Schärfe des Rechtes soll gegen sie angewendet werden.

Leider wissen wir nicht, worin die Baubereien bestanden; ebenso wenig wissen wir, was der Ausdruck ma nany ostrost prawa pusstena byti, die Schärfe des Rechtes soll gegen sie angewendet werden, besagen will. Worin bestand die Schärfe des Rechtes?

Aus späteren Gerichtssprüchen, in denen der selbe Ausdruck ostrost prawa vor kommt, geht hervor, daß damit die Folter gemeint ist. Dorothea wird also gefoltert worden sein. Das Gerichtsbuch sagt uns aber nicht, ob Dorothea auf der Folter die Bauberei eingestanden hat.

### 5. Urteil wegen Mord.

Im Jahre 1583 am 9. März. Auf Anordnung des Landeshauptmanns und Antrag des Abtes Leonhard Tivorzianski von Rauden ist das unparteiische Gericht in Rauden in Angelegenheit des Mordes an Adalbert Divirzuch, Untertan des Herrn Johann Kotulinski, als des Klägers und des Johann Olszyna, Untertan des Herrn Abtes Leonhard Tivorzianski als der anderen Partei gehalten worden. Das abgesandte Gericht bildeten Nicolaus Kreiczy und Johann Laburzki aus Gleiwitz, Johann Strafa und Peter Barzych aus Rybnik, Paul Pasik und Nikolaus Kolombek aus Kieferstädtel. Johann Kotulinski hat an Stelle des ermordeten Adalbert Divirzuch, der sein Untertan war, durch seinen Gehilfen (Rechtsanwalt) die Klage erhoben gegen den Johann Olszyna, daß dieser ersteren ermordet habe.

Wir haben Klage und Widerrede und die Zeugen vernommen und fällen das Urteil: Die Angelegenheit wird auf den Monat April vertagt.

Die Bürgen werden genannt.

Man sieht, daß sich das Gericht nicht gleich Klarheit verschaffen konnte. Der Abt Leonhard Tivorzianski von Rauden hat 1578—1585 regiert. Seine Zeit frantke, wie Pothast schreibt, an Röheit, Härte, Barbarei, Trunksucht, Gotteslästerung und Unzucht. Dies alles bestätigt auch unser Gerichtsbuch.

Am 16. April 1583 fand nun die weitere Verhandlung statt. Da die klägerische Partei keine tödlichen Wunden nachweisen konnte, wurde sie abgewiesen und mußte die Kosten tragen.

Danach war Johann Olszyna nicht der Mörder, wie Johann Kotulinski auf Krzysoiwitz behauptet hatte. Immerhin kam Johann Olszyna nicht ganz frei, denn im Protokoll steht der Zusatz strany toho mordu dalegi odpowidati powienien bude. Das bedeutet wohl: Sollten neue Beweise für den Mord aufgefunden werden, so soll Johann Olszyna weiterhin haftbar bleiben. Ahnliche Fälle kommen auch in der jetzigen Rechtsprechung vor. Mancher Angeklagte wird freigelassen, dann aber wieder eingezogen, wenn neue Verdachtsgründe sich mehren.

Die nächsten Gerichtssprüche beziehen sich auf Hrozby a Kradeze, Drohungen und Diebstähle, die hier übergangen werden. Es folgt dann:

### 6. Urteil wegen Mord.

Die abgesandten Richter waren Martin Grzonka und Vincenz Kaliwoda aus Gleiwitz, Lucas und Stanislaus Pareych aus Sohrau, Stanislaus Bedlasik und der alte Vogt Michael aus Rybnik. Als Kläger

traten auf in Nieborowitz Agnes, Mutter des ermordeten Kolodnyczyk, und Anna, die Ehefrau desselben, mit Kindern und Verwandten. Angeklagt wurde Olesky, Diener des Herrn Johann Holly auf Nieborowitz, daß er den Kolodnyczyk ohne Ursache ermordet habe. Dieser behauptete, daß habe ein anderer getan. Aber die Zeugen bekundeten, daß er den Mord ausgeführt habe (mord wykonal). Das Urteil lautet: Der Delinquent soll ins Gefängnis geführt und am Halse gerichtet werden.

Nieborowitz, am Donnerstag nach St. Johannes dem Täufer 1586.

Der Angeklagte Olesky wurde also gehängt.

### 7. Urteil wegen Grundstreitigkeiten.

Auf Befehl des Landeshauptmanns Johann Proskowksi auf Schimnitz klagt Johann Kamenec von Kamen auf Woischnitz gegen seinen Scholzen Jarosch in Ellguth wegen Unfalls des statek (Bauerngutes). Jedoch wird der statek dem Jarosch zugesprochen, nur muß er Johann Kamenec eine gewisse Summe bezahlen. Sollte er die Summe nicht bezahlen, verliert er den stadek und muß die Grundherrschaft meiden oder er wird aufgehängt!

Woischnitz, am 11. Juli 1586.

### 8. Urteil wegen Ehebruch.

Es saßen zu Gericht die Schöffen aus Gleiwitz, Rybnik und Kieferstädtel auf Antrag der Frau Anna Blassanka (Blacha), Witwe des Herrn Philipp Holly auf Pilchowitz, auf dem Grunde derselben und auf Befehl des Landeshauptmanns. Simon Bolek, ein Untertan der Anna Blassanka, hat seine Ehefrau, indem er sein Gelübde und das sechste Gebot übertrat, verlassen, und ist mit einer anderen, namens Sophie, davongegangen. Wir fällen das Urteil nach Artikel 40 unseres Rechtes; Simon Bolek soll am Halse gestraft werden.

Pilchowitz, am Freitag nach St. Stanislaus 1590.

Man sieht hier wieder, daß Ehebruch ein todeswürdiges Verbrechen war.

### 9. Urteil wegen Mord.

Es saßen zu Gericht die Abgesandten aus Gleiwitz, Koslow und Brzezinka auf Befehl des Landeshauptmanns und Antrag des Herrn Peter Zmeskal auf Brzezinka.

Die Klage wurde erhoben gegen Magdalena, Tochter des Bartel Chyla, aus Zdierz, wegen Ermordung ihres Kindes. Herr Peter Zmeskal

stellte die Zeugen. Das Kind wurde im Bach tot aufgefunden. Die Angeklagte behauptete, das Kind sei tot zur Welt gekommen und sie habe es nur dort hin getragen. Wir entscheiden: Magdalena soll der Schärfe des Rechtes zugeführt werden. (Kostrosti prawa ma byti pusscena.)

Brzezinka, Mittwoch vor St. Johannes dem Täufer 1591.

Auf Fürbitte der Herren und das Weinen ihres Vaters hin wird Magdalena aber von der Strafe des Halses befreit und zum Urteil gegeben (urffryd dana); sie muß sich vom Grund und Boden der Herrschaft eine Meile weit entfernen, sonst wird sie gehängt. Ihr Vater und ihre Verwandten dürfen gegen Peter Zmestal bei Verlust ihres Gutes keine Drohungen ausspielen.

Wir haben zur Bekräftigung das Gerichtssiegel der Stadt Gleiwitz angehängt.

#### 10. Urteil wegen Mord.

Es saßen die Abgesandten aus Gleiwitz, Sohrau und Rybnik auf Befehl des Landeshauptmanns und Verlangen des Herrn Wenzel Welczek auf Groß-Dubensko.

Kläger ist Herr Georg Bujakowksi auf Samyslau, verklagt Andreas Kowarz aus Groß-Dubensko und sein Sohn Thomas, Untertan des Herrn Wenzel Welczek, wegen Ermordung des Peter Orlovy. Es wurden die Zeugen beider Parteien vernommen. Der Kläger konnte aber keine genügenden Zeugen beibringen (po przy swe nestal) und blieb auch bei seiner Anklage nicht stehen. Andreas Kowarz und sein Sohn Thomas kommen daher frei.

Groß-Dubensko, am 15. Juli 1591.

Eine Freisprechung kam selten vor. Übrigens ist dieses Protokoll schwer zu lesen.

#### 11. Urteil wegen Diebstahl.

Es saßen zu Gericht Abgesandte aus Gleiwitz, Beeskow und den Dörfern Kadlub und Klein-Kottor.

Auf Verlangen der Katharina Königsfeldrohna, Witwe des Johann Kottor auf Kamienitz, haben wir Abgesandte in Kamienitz zum unparteiischen Gericht gesessen. Angeklagt ist Andreas Szyrotek aus Kempezwitz. Wir fällen auf Grund des Magdeburger Rechtes das Urteil: Da Andreas Szyrotek selbst zugegeben hat, daß er aus der Kammer 7 Fässer Butter gestohlen hat, muß er den Schaden vierfach ersehen. Sollte er den Schaden von seinem Vermögen nicht ersehen können, so müßte er mit einem Stocke geübt werden. Da aber Kaiser Friedrich I. Barbarossa bestimmt hat,

dß jeder Dieb gehängt werde (aby zlodzieg kazdy sybeniczy trestan byl), so soll dies auch mit Andreas Szyrotek geschehen.

Was den Simon Skatet anbetrifft, der auch angeklagt war, so soll dieser nicht am Halse gestrafft werden. Sein Herr hat jedoch das Recht, ihm eine Strafe aufzuerlegen.

Kamienitz, Mittwoch vor St. Bartholomäus 1592.

Das grausame Urteil erfüllt uns mit Abscheu. Die Richter berufen sich auf Kaiser Friedrich Barbarossa!

#### 12. Urteil wegen eines Frischfeuers.

Es saßen zu Gericht die Abgesandten aus Gleiwitz, Rybnik und Kieferstädtel. Auf Antrag der Ursula Taborowna z Bystreho, Witwe des Paul Trach auf Kieferstädtel, in dem Streite der Hüttenleute und Brüder Kaspar Tivorog und Peter Tivorog.

Die Brüder wurden wegen der Hütte verglichen, beide sollen sich Abbitte leisten. Jeder der Brüder stellte Bürgen, daß er den Vergleich halten werde. — 1592.

Der Hüttenbetrieb bei Kieferstädtel ist uralt. Vor etwa 40 Jahren stand noch ein Hochofen in Pohlsdorf, war aber nicht mehr im Betriebe. In der Nacht sah der Hochofen aus wie ein Gespenst.

#### 13. Urteil wegen Zumult.

Es saßen die Abgesandten aus Gleiwitz, Oberglogau und Sohrau.

Der Müller Valentin Kias hat auf seinem Felde und auf dem Felde des Herrn Ignatz Petrowitz von Wierze auf Tworkau und Niedane Zumult erregt. Die Richter fällen das Urteil: Der Müller soll von seiner Grundherrschaft, das ist das Kloster zum hl. Geist in Ratibor, auf eine Woche ins Gefängnis geworfen werden.

Ratibor, am 7. Februar 1592.

Man sieht daraus, daß die Grundherrschaft ein Gefängnis unterhielt. Wie mag es dem Gefangenen darin ergangen sein?

#### 14. Urteil wegen Schlägerei.

Wegen einer Schlägerei zwischen Simon Jesko aus Gieraltowicz und Peter Slabon aus Trynek saßen die Schöffen aus Ellguth, Preiswitz und Alt-Gleiwitz. Die Gegner wurden verurteilt, sich gegenseitig Abbitte zu leisten.

Trynek, Mittwoch nach dem ersten Fastensonntag 1592.

### 15. Urteil wegen Misshandlung eines Geistlichen in Loslau.

Hierüber ist der Bericht bereits im Oberschlesischen Jahrbuch für Heimatgeschichte und Volkskunde, II. Band 1925, S. 185 veröffentlicht.

### 16. Urteil wegen Mord.

Auf Befehl des Landeshauptmanns Georg von Oppersdorff und Verlangen des Abtes Jakob Burek von Rauden, an Stelle seines Untertanen Blasius Chrystny als Verklagten, und an Stelle des Herrn Nikolaus Geraltofski auf Groß-Schierałowiz als Kläger für seinen ermordeten Untertanen Simon Pasierba, haben Abgesandte aus Gleiwitz, Ratibor und Sohrau die Zeugen vernommen.

Simon Pasierba hat den Anlaß gegeben, denn er hat dem Blasius Chrystny bei der Hochzeit gedroht, ihm die Geige entrissen und ihn beleidigt. Während der Schlägerei kamen die Nachbarn zu Hilfe, aber Simon Pasierba war schon tot. Blasius Chrystny ist frei zu lassen, muß aber die Unkosten tragen.

Gegeben in Rauden 1592.

Schlägerei bei der Hochzeit [w masopustie] in der Fasching 1592! Und heute? Schon damals führte ein Geiger die Musik aus und schon damals war die Fasching eine gefährliche Zeit.

### 17. Urteil wegen Körperverletzung.

Es saßen die Städte Gleiwitz, Ratibor und Sohrau zu Gericht auf Verlangen des Georg Jaromirski, eines Beamten der Rybniker Herrschaft, im Namen mehrerer Bürger als Verklagte; Kläger war Herr Johann Blanknar von Kinsberg auf Loslau an Stelle seines Untergebenen Jakob aus Radlin, der verwundet worden war.

Wir haben die Zeugen beiderseits vernommen. Die Angeklagten haben, als sie vom Jahrmarkt in Loslau heimkehrten, ihre Messer (Kordy) gezückt und Schmähworte ausgestoßen. Jakob wurde verwundet. Sie müssen dem Jakob ein Schmerzensgeld von 60 Taler zahlen und die Unkosten tragen.

Rybnik, am Freitag nach St. Paulus 1592.

Auch hier stand somit, wie im vorigen Falle, eine Schlägerei zur Verhandlung.

### 18. Urteil wegen Beschimpfung. (Nalez strany narzku.)

Auf Antrag des Freiherrn Wilhelm von Oppersdorff auf Kosel und Slawenitz urteilten Abgesandte aus Gleiwitz, Oppeln und Krappitz. Ein gewisser Johann Frys und seine Ehefrau Ludmilla waren von ihrem Gegner

Tobias Melzer arg beschimpft worden. Melzer schmähte: „Du Verräter, Dieb, du Brandstifter der Fleischerbude in Ober-Glogau, du wärest längst verendet wie ein Hund, wenn dich nicht der Vater vom Galgen losgelöst hätte.“

Für diese Schmähungen muß Tobias Melzer Abbitte leisten, eine Woche im Gefängnis sitzen und den Beschimpften 18 Mark zahlen.

Kosel, Montag nach Trubelate 1593.

Wilhelm Freiherr von Oppersdorff saß auf Kosel von 1584 bis 1598. Er besaß auch Slawenitz.

### 19. Urteil wegen angeblichem Diebstahl.

Auf Antrag des Herrn Wenzel Geraltofski auf Chudow, Ruda und Zabrze, Richter des Beuthener Landes, erklären wir, Vogt und Schöffen aus Gleiwitz, in Chudow einen Angeklagten des Diebstahls für unschuldig. Wir drücken unser Vogtsiegel bei.

Chudow, Sonnabend nach Johannes dem Täufer 1593.

### 20. Urteil wegen Ehebruch.

Auf Antrag des Herrn Peter Zmeskal auf Brzezinka entschieden die Abgesandten aus Gleiwitz und Peiskretscham mit einigen Bauern aus Brzezinka, daß der Angeklagte Simon Kolano, Untertan des Herrn Peter Zmeskal, wegen Ehebruch und Verführung der Agnes sich zu verantworten habe. Simon Kolano gab den Ehebruch freiwillig zu, ebenso die Agnes. Für diese Übertretung des göttlichen Gebotes soll Simon Kolano Kostrosti prawa przipustien byti ma, zur Schärfe des Rechtes, zugelassen werden.

Gegeben in Brzezinka am 28. Juli 1593.

Mit Kostrosti (Ostrost) prawa ist die Folterung gemeint. Doch wissen wir nicht, welche Folgen diese im vorliegenden Falle hatte.

### 21. Urteil wegen Diebstahl.

Es saßen Abgesandte aus Gleiwitz und dem Dorfe Preiswitz auf Verlangen der Frau Regina Silhanowna auf Preiswitz, Ehefrau des Herrn Wenzel Przissotowski auf Preiswitz. Kläger sind Valentin Zanger und das ganze Dorf Preiswitz. Der Angeklagte Nikolaus Molatta gab zu, daß er dem Valentin Zanger die Groschen, die er im Hause hatte, in der Nacht gestohlen hat. Auch hält ihn die ganze Gemeinde dafür, daß er noch andere Diebstähle im Dorfe begangen hat.

Wir fällen das Urteil: Nikolaus Malotta soll zur Schärfe des Rechtes zugelassen werden.

Preiswitz, am Montag nach St. Stanislaus 1594.

Hier ist bedeutsam die Bezeichnung „das ganze Dorf Preiswitz“ (wszecka Przissowska diedina). Dziedzina bedeutet Erbgut. Das ganze Dorf fühlte sich als ein Ganzes, wie ja ursprünglich jedes Dorf ein Ganzes war, verbunden durch die Bande des Blutes. Die Familie erweiterte sich zum Dorfe.

## 22. Urteil wegen Beschimpfung.

Auf Befehl des Landeshauptmanns und zugleich auf Antrag des Herrn Joachim Hollý auf Pilchowitz saßen Gleiwitz, Rybník und Kieferstädtel. Es lagt Matthäus Kivint an Stelle seiner Ehefrau gegen seinen Nachbarn Malcher Nemec in Pilchowitz. Beide sind Untertanen des obigen Herrn. Malcher Nemec wird verurteilt, dem Matthäus und seiner Ehefrau Abbitte zu leisten und 3 Mark zu geben. Beide Parteien müssen geloben, einander nichts Böses nachzutragen, sondern als friedliche Nachbarn zu leben.

Für die Beachtung des Urteils stellen beide Parteien die erforderlichen Bürgen.

Pilchowitz, am 30. August 1594.

## 23. Urteil wegen Mord.

Auf Antrag des Herrn Wenzel Geraltovský von Geraltovitz auf Chudov, haben wir Abgesandte aus Gleiwitz und Beuthen wegen Ermordung des Kretschmers Georg aus Chudov im Dorfe Paniowet (Klein-Paniow) ein unparteiisches Gericht gehalten. Als Kläger traten auf des Ermordeten Ehefrau Agnes, sein Sohn Malcher und andere Verwandte und der Schwager als pomocny czlowiek (Rechtsbeistand).

Angeflagt ist Johann Koczwara, der den Mord ableugnet. Da der in Tarnowitz ermordete Kretschmer Georg aber noch bei gutem Verstande den Schöffen jener Stadt seine letzten Aufträge gab und erklärte, daß kein anderer als Johann Koczwara ihn verwundet habe, und da er zum zweiten und dritten Mal beteuerte, daß er lediglich durch diesen aus der Welt gehe, fällen wir das Urteil: Johann Koczwara soll zur Schärfe des Rechtes zugelassen werden.

Actum 1. September 1594.

Hier geht klar hervor, daß der Ausdruck Kostrosti prawa. Schärfe des Rechtes, die Folterung ist. Johann Koczwara wurde schon am 3. September gefoltert. Folterung bedeutet uterpene.

Im Protokoll vom 3. September heißt es: Bei der Folterung bekannete er und nahm es auf seine Seele, daß er den Kretschmer Georg aus Chudov, als dieser zufällig auf der Straße saß, mit seinen — des Georg — Waffen verwundet und ermordet und ihm das Geld geraubt habe.

Wir Abgesandte aus Gleiwitz und Beuthen fällen das Urteil: Da Johann Koczwara das Gebot Gottes übertreten hat, soll er durch den Schaftrichter mit dem Rad hingerichtet, auf das Rad geflochten und auf dem Rad erhöht werden, zur Abschreckung für andere.

Die Rädigung war eine furchtbare Strafe. In Gleiwitz wurde sie zum letzten Male 1851 verhängt. Der Delinquent, Sattler Obst, starb jedoch vor der Vollstreckung des Urteils. Ein Jahr vorher war auch der bekannte Räuberhauptmann Johann Pilarski in Gleiwitz zum Tode durch das Rad verurteilt worden. Der obige Gerichtsspruch ist übrigens bereits ausführlich in dem oberschlesischen Jahrbuch 1925 S. 187 veröffentlicht.

## 24. Urteil wegen Diebstahl.

Es saßen Gleiwitz, Rybník und Kieferstädtel in Pilchowitz und zwar auf Befehl des stellvertretenden Landeshauptmanns in Sachen des Johann Niedzwiedow. Dieser stand in Diensten des Herrn Hollý und stahl ihm drei Kettchen (ohniwka) von Gold und verkaufte sie dem Goldarbeiter in Ratibor, dann stahl er noch vier Kettchen. Weil aber Johann Niedzwiedow noch ein junger Mensch (pochole) ist, soll er dem Herrn Joachim Hollý zu Füßen fallen und ihm diese Abbitte leisten: „Ich habe, gnädiger Herr, in meiner jugendlichen Torheit den Diebstahl begangen und habe den Hals verwirkt, aber Ihr habt mir verziehen, ich leiste Urfrieden auf fünf Meilen von Eurer Herrschaft. Sollte ich zurückkehren, dann verfalle ich auf den Hals.“

Pilchowitz, am Dienstag vor St. Matthäus 1594.

Hier sieht man deutlich, was Urfriede bedeutet. Es ist das Gelöbnis, den Ort des Verbrechens in Zukunft zu meiden.

## 25. Urteil wegen Mord.

Auf Befehl des Landeshauptmanns Georg von Oppersdorf und auf Antrag des jüngeren Herrn Johann Rossycz saßen wir aus Ratibor, Sohrau und Rybník wegen des ermordeten Johann Strzyz aus Ostroppa zu Gericht. Angeklagt ist Gregor Dyka, daß er den Johann Strzyz ermordet habe, als dieser um Lebensmittel nach dem Dorfe Lissé ging. Dem widerspricht Gregor Dyka. Wir haben die Zeugen von beiden Seiten vernommen.

Der Verklagte soll zum Beweis seiner Unschuld zwei Finger auf die Leiche legen und drei Mal diesen Schwur aussprechen: „Wenn ich, Gregor, schuld sein sollte an diesem Mord, mögest du, o Gott, auf dieser Leiche ein Zeichen erscheinen lassen.“

Da ließ der allmächtige Gott Blut aus der Leiche fließen.

Nach diesem Beweise erklären wir, daß Gregor Dyka des Mordes schuldig ist. Es soll gegen ihn die Schärfe des Rechtes angewendet werden, damit die menschliche Bosheit an den Tag komme.

Ostroppa, am Freitag nach St. Paulus 1595.

Hier liegt ein Ordal vor. Gott wird herausgefordert, ein Wunder zu tun. Nach Ansicht der Richter tat Gott auch das verlangte Wunder. Der Angeklagte wurde daraufhin der Folter unterworfen. Das weitere ist nicht aufgezeichnet. Gregor Dyka scheint die Qual überstanden zu haben, denn von seiner Hinrichtung verlautet nichts.

## 26. Urteile wegen Diebstahl.

Wir fassen der Kürze wegen 3 Diebstähle zusammen.

Auf Verlangen des Hans Koslowski auf Koslow wird Andreas Gwizdala aus Koslow wegen Diebstahl verurteilt, weil er aus der Scheune des Hans Koslowski Korn gestohlen, und schon früher zur Zeit des alten Koslowski in die herrschaftliche Scheune einen Einbruch versucht hatte, damals aber vertrieben wurde. Er soll zur Schärfe des Rechtes gebracht werden.

Koslow, am Freitag nach Christi Himmelfahrt 1595.

Herr Sambor Zemecki auf Biemienhiz verklagt den Valentin Kuczera aus Schechowiz, Untertan des Herrn Aldalbert Grotowski von Grotowiz auf Schechowiz, daß er dem Pfarrer in Biemienhiz Pferde gestohlen habe. Die Zeugen werden vernommen. Valentin Kuczera hat in der Nacht die Pferde losgebunden, aufs Feld geführt und weiter getrieben. Hierbei wurde er von dem Wächter des Herrn Zemecki festgenommen und ins Gefängnis gebracht. Er hat den Diebstahl eingestanden und wird daher zur Schärfe des Rechtes zugelassen.

Biemienhiz, am 4. August 1595.

Die Abgesandten der Stadt Gleiwitz und den Dörfern Bielschowiz, Biskupiz, Ruda, Schomberg und Zabrze treten auf Verlangen des Herrn Hans Geralowski auf Chudoiv, Ruda und Zabrze zum Gericht zusammen. Es klagt Johann Puchala aus Sosniça gegen Matthias Chudek, Untertan des Herrn Matthias Bujakowski auf Knuroiv.

Auf die Klage des Johann Puchala bekannte Matthias Chudek vor Gericht und dann bei der Folter, daß er die Kuh gestohlen und im Walde geschlachtet und auch noch andere Diebstähle begangen hat. Wir fällen das Urteil: Er soll zur Abschreckung anderer Diebe zur Schärfe des Rechtes zugelassen und durch den Scharfrichter auf dem Galgen aufgehängt werden.

Knuroiv, am Tage St. Marcellus 1596.

## 27. Urteil wegen Mord.

Auf Befehl des Landeshauptmanns und auf Antrag des älteren Herrn Johann Prokop von Schwentochowitz auf Schakanau saßen Gleiwitz, Beiskretscham und Tost in Schakanau wegen Ermordung des Nikolaus Warchanik, eines Dieners des Herrn Stanislaus Studniczki, zu Gericht. Letzterer ließ sich vertreten durch den Herrn Walkanowski als Kläger. Angeklagt ist Herr Johann Prokop der Ältere an Stelle seines Dieners Adam.

Die Zeugen wurden verhört. Der ermordete Nikolaus Warchanik wollte vor dem Kretscham etwas Ungehöriges mit dem Dienstmädchen vornehmen, wodurch eine Schlägerei entstand. Da trat der Verklagte Adam aus dem Kretscham heraus und verlehrte den Nikolaus Warchanik durch eine Kopfwunde.

Wir fällen das Urteil: Adam, Diener des älteren Herrn Johann Prokop, soll zur Buße 40 schwere Mark (à 48 Groschen) der klägerischen Partei zahlen, auf ein Vierteljahr von seinem Herrn ins Gefängnis geworfen werden und danach ein halbes Jahr hindurch jeden Sonntag in der Kirche, zu der Schakanau gehört, vor dem Altar knien.

Schakanau, am 15. Dezember 1596.

Die Kirche, zu welcher Schakanau gehörte und jetzt noch gehört, ist Biemienhiz.

## 28. Urteil wegen Hexerei.

Es saßen Gleiwitz, Kosel und Beiskretscham auf Antrag des Herrn Sambor Oluhomil von Birawa auf Ujest wegen Klage des Stephan Rzepa gegen Eva, Ehefrau des Valentin Balsik aus Ujest zu Gericht. Stephan Rzepa verklagt die Eva wegen gewisser Baubereien, welche sie in der Nacht ihm und seinem Bieh angetan hat. Dieser Behauptung widerspricht Eva standhaft.

Wir fällen das Urteil: Da Stephan Rzepa keine genügenden Zeugen gestellt hat, soll Eva einen Eid leisten: „Ich Eva, Ehefrau des Valentin Balsik, schwöre zu Gott, daß ich die Hexerei nicht angerührt habe“.

Beide Parteien tragen die Kosten und dürfen keine Rache aneinander üben bei einer Strafe von 20 Mark.

Zuletzt werden die Bürigen genannt.

Ujeſt am 2. März 1596.

Damals, ja jetzt auch noch, bestand und besteht vielfach der Glaube an die Sauberei. Sauberei galt früher als todeswürdiges Verbrechen.

### 29. Urteil wegen böser Absicht. (Zaumyslnost a peich.)

Es saßen Gleiwitz, Sohrau und Rybnik zu Gericht auf Antrag des Herrn Peter Biberstein von Bogessow auf Palowitz. Derselbe klagte gegen die Untertanen der Frau Agnes Rogojska auf Chudoiv, Witwe des verstorbenen Wenzel Geraltofski, daß diese seine Untertanen zum Entweihen seines Grund und Bodens verleiten wollten. Die Aufheizer werden zu einer Strafe von 15 Mark verurteilt, welche Summe an den geschädigten Peter Biberstein zu zahlen ist.

Beide Parteien, Peter Biberstein und Agnes Rogojska unter Beistand ihres Bruders Wenzel Rogojski, geloben den Ausspruch zu halten. Chudoiv, Freitag nach St. Gregor, das ist den 15. März 1596.

Jeder Mensch war Untertan seiner Grundherrschaft und durfte eigenwillig den Grund und Boden nicht verlassen. Darin bestand die Leibeigenschaft, die erst 1808 aufgehoben wurde. Ubrigens ist der Ausdruck zaumyslnost a peich nicht klar. Es kommt bald darauf wieder eine Anklage strany zaumyslnost a peich vor, wobei ein Untertan, der ins Gefängnis geführt werden sollte, von seinem Freunde bestreit wurde.

### 30. Urteil wegen Ermordung.

Wir Abgesandte aus Gleiwitz, Ratibor und Krosigk saßen auf Befehl des Landeshauptmanns und auf Antrag des Domkapitels in Ratibor wegen Ermordung des Herrn Wenzel Naivoy zu Gericht. Es traten als Kläger auf Herr Georg Naivoy und Frau Barbara Manovska, Witwe des Wenzel Naivoy, und andere Verwandte des letzteren. Angeklagt ist die ganze Gemeinde Gammau, die dem Domkapitel in Ratibor gehört, und insbesondere ein gewisser Johann Bierotinski aus Gammau, daß sie den Wenzel Naivoy im Hause des Johann Bierotinski oder überhaupt im Dorfe Gammau ermordet hätten.

Wir fällen das Urteil: Die Kläger haben wegen der Ermordung keinen Beweis geführt; das Dorf Gammau kommt daher von der Anklage frei. Auch Johann Bierotinski kommt frei, denn die Zeugen haben ausgesagt,

dass Vincenz Musial, ein Diener des Wark im Gammau, den verstorbenen Wenzel Naivoy im Dorfe mit einem Stock auf den Hals geschlagen hat, so daß er vom Pferde fiel und tot in das Haus des Johann Bierotinski getragen wurde.

Die Kosten tragen beide Parteien.

Ratibor, am 28. Mai 1596.

Wir werden bald sehen, daß die Angelegenheit noch einmal verhandelt wurde.

### 31. Urteil wegen Ungehorsam und Brandstiftung.

Auf Antrag des Herrn Ignaz Taltenberk von Tieterzyn auf Schwientoschowitz traten wir zum Gericht zusammen gegen seine Untergebenen, die Brüder Jakob und Albert Pigulla und deren Schwester Agnes. Er lagt wegen Ungehorsam, auch ist er der Meinung, daß sie ihn durch Brandstiftung geschädigt haben. Die Angeklagten leugnen beides.

Wir Abgesandte aus Gleiwitz, Tost und Peitschham fällen das Urteil: Da der Kläger keinen Beweis erbracht hat, sollen die Verklagten einzeln schwören:

„Ich schwör zu Gott, daß ich an der Brandstiftung unschuldig bin und auch nicht weiß, wer das Feuer angelegt hat.“

Die Kosten haben beide Parteien zu tragen und die Geschwister Pigulla geloben, ihrem Herrn nichts Böses nachzureden.

Schwientoschowitz, am 6. Juni 1596.

Der Adelename Taltenberg kommt sonst nur in der Schreibung Taltenberg vor.

### 32. Urteil in einer Grundstückstreitigkeit.

Die Abgesandten von Gleiwitz, Neustadt und Bülz entscheiden in dem Streit, wem die Scholzerei in Naklo gehöre, daß diese Eigentum einer gewissen Elisabeth sei. — Naklo 1596.

Eine Scholzerei konnte wohl das Eigentum einer Frau sein, aber die damit verbundenen Rechte und Pflichten konnte eine Frau unmöglich ausüben. Da wird wohl ein Bauer von ihr dazu bestimmt worden sein (?)

### 33. Nochmalige Verhandlung wegen Ermordung des Herrn Wenzel Naivoy.

Auf Antrag des jüngeren Herrn Georg Naivoy in der Vorstadt Ratibor traten die Abgesandten aus Gleiwitz, Ratibor und Krosigk nochmals in Ratibor

zusammen. Georg Naivoy lagt gegen Vincenz Musial wegen Ermordung seines Bruders Wenzel in Gammau und stellt Zeugen. Auch der Verklagte stellt Zeugen.

Wir fällen das Urteil: Da Vincenz Musial den Verstorbenen am Halse verwundet hat, so daß er vom Pferde herabfiel und von diesem bis zum Hause des Bartos geschleppt wurde und da auch eine Wunde am linken Ohr der Leiche sichtbar war, so soll die Schärfe des Rechtes gegen den Verklagten zugelassen werden, obwohl er behauptete, er habe auf das Geschrei im Dorfe mit Holz nach irgend einer Person geworfen, ohne zu wissen, ob er jemand getroffen.

Am 18. Januar 1597 machte Vincenz Musial, nachdem er vom geschworenen Gericht zur Schärfe des Rechtes verurteilt worden, schon vor der Folterung freiwillig gewisse Zugeständnisse. Bei der ersten, zweiten und dritten Folterung bekannte er, daß er den Wenzel Naivoy, nachdem er vom Pferde herabgestürzt war, ohne jede Ursache mit einem Stocke erschlagen habe.

Za takowe geho ukrutenstwo na hrdle meczem trestan byti ma. Der Verurteilte wurde also geföpft.

Ratibor, am 21. Januar 1597.

Was war furchterlicher als die Folter? Das Gericht bediente sich ihrer, um vom Delinquenten Aussagen zu erzwingen. Ernst Friedrich der Große hat ihrem Wüten ein Ende gemacht. Welchen Wert die Aussagen eines so armseligen, gefolterten Menschen hatten, zeigt auch der vorliegende Fall. Beim ersten Grade der Folterung behauptete Vincenz Musial, daß Lorenz, der Sohn des Johann Bierotinski, den Edelmann mit dem Stocke erschlagen habe, beim zweiten Grade widerrief er diese Beschuldigung. Beim dritten Grade nahm er den Mord auf sich.

Man kann sich vorstellen, daß die oben geschilderte Tat das größte Aufsehen in ganz Oberschlesien erregt haben mag, da es sich bei dem Ermordeten nicht um einen gewöhnlichen Sterblichen, sondern um einen Edelmann handelte.

#### 34. Urteil in einer Erbstreitigkeit (napadek).

Die Erbschaft eines statek nach dem Tode des Adam Ochmann in Loslau ordnete das Gericht aus Gleiwitz, Sohrau und Freistadt zwischen den Kindern in der Weise, daß der Sohn Johann den statek erhält, aber seiner Schwester einen gleichen Teil herausgibt (rowny dyl wydati).

Loslau, 1597.

#### 35. Urteil wegen Zauberei (nalez strany czarodenstwy).

Es saßen in Schakanau zu Gericht die Abgesandten aus Gleiwitz, Loslau und Peiskretscham auf Befehl des Landeshauptmanns. und Antrag

des älteren Johann Prokop auf Schakanau in dem Streit zwischen diesem und zwischen Hoska, Ehefrau des Andreas aus Schalscha, die ihm untertan war. Dieselbe ist wegen Zauberei angeklagt.

Wir haben die Anklage und die Einrede (odpor) gehört.

Die Zeugen sagen aus, daß Hoska im vorigen Jahre ihrer Tochter Magda ein gewisses Wasser in den Melktopf gegeben und ihr befohlen hat, dasselbe unter dem Tore ihres Nachbars auszugehen, und daß in diesem Jahr alle Schwänze ihrer Kühe mit Bändern gebunden waren. Eines von diesen Bändern ist dem Gerichte vorgelegt worden. Zu diesen Zaubereien hat sich die Hoska bekannt. Als sie durch die Grundherrschaft ins Gefängnis geworfen wurde, fand man in ihren Tüchern viele Bänder als Zeichen der Zauberei (znawreni czarnow).

Wir fällen das Urteil: Die genannte Hoska soll zur Schärfe des Rechtes zugelassen werden. Zur Bekräftigung haben wir das Stadtsiegel angehängt.

Schakanau, Freitag nach Fronleichnam 1597.

Man sieht, die ganze Zauberei bestand darin, daß die Angeklagte die Kuhschwänze mit Bändern gebunden und ein gewisses Wasser unter das Tor des Nachbarn hatte gießen lassen.

Die weitere Verhandlung fand am 10. Juni statt. Hierüber berichtet das Protokoll:

Hoska, Ehefrau des Andreas aus Schalscha, ist zur Schärfe des Rechtes verurteilt. Bei der ersten Folterung bekannte sie, daß sie, als sie schon im Gefängnis saß, ihrem Sohne, weil er über Kopfschmerzen klagte, drei Bänder gegeben habe, damit er sich Linderung verschaffe. In dem einen Bände befand sich Geld.

Sie bekannte ferner, daß sie die Frau, die ihr die Bänder gebracht und um die Schwänze der Kühe gebunden habe, nicht kenne und nicht wisse, wie sie heißt. Nur das wisse sie, daß diese Frau auf einer Hütte (na Kuzniczy) wohne, jedoch nicht, auf welcher Hütte.

Bei der zweiten Folterung noch am selben Tage bekannte sie, daß die Frau Kasta (Katharina) heiße, die herrschaftlichen Kühe bediene und daß das herrschaftliche Dienstmädchen (dworka Panska) sie kenne. Sie selbst sei in diesem Jahre mit ihr in der Fasching zusammen gewesen, aber nur eine Stunde lang. Sie bekannte, daß sie die Bänder, die man bei ihr gefunden habe, von jener Frau erhalten und darin Spähne eingeschlochten getragen habe. Die Spähne habe die Frau ihr von dem Orte gebracht, an welchem der Herr Christus geboren sei. (!)

Um nächsten Tage, den 11. Juni, haben wir sie im Gefängnis besucht, hier bekannte sie freiwillig, daß die obige Frau Kaska heißt und mit ihrem Manne in Ellgot (na Lhotce) Schweine gehütet habe. Dann bekannte sie, daß die Kaska vor zwei Jahren einen Tag und eine Nacht bei ihr gewesen sei. Dann war sie noch einmal einen halben Tag bei ihr und salbte dabei den Kühen die Schwänze ein. Jetzt wohne sie nicht mehr in Ellgot, sondern na Kuzniczy.

Bei der dritten Folterung bekannte sie, daß die Kaska vor zwei Jahren zwei Tage und eine Nacht bei ihr gewesen und die Schwänze der Kühe gesalbt habe; ferner, daß die Kaska die Spähne aus Rom gebracht hat und zwar von dem Holze, auf welchem der Herr Christus geboren wurde. (!)

Als sie gefragt wurde, warum sie die heilige Kommunion (tela Pane) nicht empfangen wollte, erwiderte sie, daß ihr die Geistlichen die Kommunion nicht haben reichen wollen. Kaska bekannte weiterhin, daß sie den Kühen die Schwänze salben ließ, damit sie von ihnen größeren Nutzen habe; den Kalben ließ sie die Schwänze nicht salben. Als die Kaska bei ihr weilte, gab sie ihr dafür Brod und Erbsen. Kaska bekannte auch, daß sie einem Knaben befohlen habe, eine tote Henne zu Kuczera zu tragen und im Dünger zu vergraben. Was die Schalen des Alpfels anbetrifft, die man bei ihr gefunden habe, so hat ihr ihre Tochter Regina den Alpfel in das Gefängnis gebracht. Diese Regina hielt auch die Kühle fest, als ihnen die Schwänze gesalbt wurden.

Bei der vierten Folterung am 12. Juni bekannte sie, daß die Federn, die in ihrem Hause gefunden wurden, für den Pflug bestimmt waren. So leicht die Federn sind, so leicht ist es dem Vieh, den Pflug zu ziehen. Und die Federn stammten von einer Henne, die sic am Tage des hl. Thomas geschlachtet habe. Das Mitte! hätte sie in diesem Jahre in Gleiwitz von vier Frauen aus Makoschau und drei Frauen aus Sabrze erfahren. Auch die Spähne seien gut für den Pflug und das radlo. Da nun die Angeklagte Kaska, Ehefrau des Andreas aus Schalscha, dieses alles bestätigt und auf ihre Seele genommen hat, will sie sterben. Sie hat auf das Gebot Gottes vergessen, sich mit Zauberei abgegeben und Zaubermittel angewandt. Darum wird sie zur Hinrichtung mit dem Schwerte verurteilt.

Im Dorfe Schakanau, am 12. Juni 1597.

Die unglückliche Angeklagte, die Richter, der Grundherr und das Volk waren von den Zaubereien überzeugt. Zahllose Frauen und auch Männer hat angebliche Zauberei zu Tode gebracht. Ja selbst Geistliche waren vor der Anklage nicht sicher. So wurde noch am 18. September 1685, mit Zustimmung des Bischofs von Olmütz, der Erzbischof Christophor Lautner in Müglitz, einem mährischen Städtchen an der oberschlesischen Grenze, wegen Zauberei verbrannt. (Man vergl. Dr. Joh. Chrząszcz, Geschichte von Neustadt, 1912, S. 216.)



Zwei Vergleiche wegen Erbstreitigkeiten übergehen wir.

Im Gerichtsbuch folgt sodann:

### 36. Urteil wegen Mord.

Auf Befehl des Landeshauptmanns und Antrag der Frau Marianna Kochnicka auf Wojschnit haben wir Abgesandte aus Gleiwitz, Peiskretscham und Lublinz zu Gericht gefessen in der Mordsache des Martin, dem Vater des ermordeten Valentin Czaja an Stelle dessen Ehefrau Hedwig, dessen Bruder und sonstigen Verwandten. Das sind die Kläger. Angeklagt ist Jakob Kochanek, den Valentin Czaja, Bürgermeister von Wojschnit, ermordet zu haben. Da aus den Aussagen der Zeugen klar hervorgeht, daß Jakob Kochanek den Bürgermeister ohne Erbarmen mit einem Messer erstochen hat, und er dieses darauf auch selbst zugibt, soll er mit dem Schwerte hingerichtet werden.

Wojschnit, am 6. August 1597.

Der ermordete Bürgermeister ist offenbar noch jung und auch jung verheiratet gewesen.

In der Stadt Wojschnit wurde am 3. September desselben Jahres auf Antrag der oben genannten Frau Marianna Kochnicka geborenen Kamencowna ein Geldvergleich zwischen den Streitenden abgeschlossen. Es handelte sich um 790 Florin. Agnes, Ehefrau des Sabas, eidete: „Ich, Agnes Sabasta, schwöre zu Gott, daß ich vom Gemeinschaftsgeld (towarziskich peniz) nach meinem verstorbenen Ehemann Sabas nichts habe und nichts weiß.“

Wojschnit, am 4. September 1597.

Ein anderer Streit wegen Erbschaft (napadu a blyskosti) wurde in Kosel entschieden. Es handelte sich um Anerkennung eines Testaments. Statt des Ausdrucks blyskost kommt hier der Ausdruck magetnost (majetność) vor.

Kosel, am 4. September 1597.

### 37. Urteil wegen Diebstahl.

Es saßen auf Antrag des Heinrich Geraltovski auf Groß-Schieratowiz die Abgesandten aus Gleiwitz, Kosel und Tost in Groß-Schieratowiz zu Gericht. Geraltovski mit seinen Untertanen ist Kläger, ebenso Wilhelm Oppersdorff auf Orlowitz und Gossitz. Angeklagt ist Martin Schydlo, zwei Sach Haser gestohlen zu haben, was er auch eingestand. Da er das Gebot Gottes übertreten hat, wird er zur Schärfe des Rechtes verurteilt. Groß-Schieratowiz, am 11. März 1598.

Bei der ersten Folterung bekannte Martin Schydlo, daß er mit dem Marek aus Latscha in dem Dorfe Gostiz bei einem Bauer drei Viertel Haser samt einem Sack gestohlen, in Liest verkauft und sich dafür Brot beschafft habe. Ebenso bekannte er, in Ortoiwiz zwei Räder gestohlen zu haben.

Martin Schydlo gestand ferner, daß Marek in einem Bienenstock in Ortoiwiz etwas Honig gestohlen und ihm diesen in einem Korb gebracht habe, außerdem, daß er in Schierakowitz in einer Scheune zusammen mit Marek zwei Sack Haser genommen und bei diesem Diebstahl erwischt worden sei.

Bei der zweiten Folterung bestätigte er dasjenige, was er vorher ausgesagt hatte. Er fügte hinzu, daß er, als Marek in Ortoiwiz die Bienen beraubte, Wache gestanden habe.

Am 12. März, bei der dritten Folter, bestätigte er die früheren Aussagen. Er nimmt alles auf seine Seele und will sterben. Zur Abschreckung für andere Diebe wird er verurteilt, auf dem Galgen zu sterben.

Die Kosten haben die Untertanen der beiden Herren freiwillig auf sich genommen.

Groß-Schierakowitz, am 12. März 1598.

Furchtbare Justiz, die für ganz geringfügige Diebstähle dem armen Sünder Folterqualen zufügte und den Galgen bereitete.

Eine Verhandlung in Sohrau wegen Nichteinhaltung des Kaufes (o nezdrzeni Kupu) übergehen wir und erwähnen gleich:

### 38. Urteil wegen Mord.

Auf Verlangen des Landeshauptmanns und des Herrn Georg Jaromirski von Liban, Beamter der Rybniker Herrschaft, traten zum unparteiischen Gericht in Rybnik die Abgesandten aus Gleiwitz, Ratibor und Sohrau zusammen. Kläger ist Herr Sambor Zemecki von Zemeitz auf Biemienitz an Stelle der Margarethe Byrotek und der Verwandten der hinterlassenen Witwe des Dominik. Dieser ist von Johann Kusek aus dem Dorfe Swirkau ohne jede Ursache ermordet worden.

Wir haben die Parteien verhört und fällen das Gerichtsurteil: Da Johann Kusek mit einem Säbel auf den Kopf des Dominik geschlagen und Dominik selbst am Sterbelager ausgesagt hat, daß er durch Johann Kusek sterben müsse, so soll dieser den Hals verlieren. Die Kosten hat der Klägerische Teil zu tragen.

Rybnik, am 2. Oktober 1598.

Der Ausdruck wrazda bedeutet Verwundung (urazić-verwunden).

Das schwarze Buch enthält jetzt eine Lücke von elf Jahren. Die Fortsetzung findet erst im Jahre 1609 statt.

### 39. Urteil wegen Beleidigung.

Auf Antrag des Herrn Georg von Redern auf Groß-Strehlitz, Löst und Peiskretscham haben wir Abgesandte (my wyslani) aus Gleiwitz, Groß-Strehlitz und Löst zur Hegung des unparteiischen Gerichts in Peiskretscham uns dingen lassen. Die Klage endet mit einer Abbitte. Die Untosten tragen beide Parteien.

Peiskretscham, am 28. November 1609.

Die lange Verhandlung ist vielfach nicht klar, die Schrift undeutlich.

### 40. Urteil wegen Fälschung von Briefen und Abreißen von Siegeln.

Auf Antrag des Herrn Wenzel Scheliha von Rzuchow auf Grzendlitz, Wittoslawitz und Saltau, kaiserlichen Rat, Kanzler und Verwalter der Landeshauptmannschaft von Oppeln-Ratibor und auf Antrag des Herrn Georg Bram von Sucha auf Repten, Hauptmann der Herrschaft Beuthen, haben wir Abgesandte aus Gleiwitz, Peiskretscham und Tarnowitz uns in dem Streit zwischen dem Bürgermeister und Rat der Stadt Beuthen, vertreten durch den Rechtsanwalt (pomoczeneho czlowieka) Andreas Koska, als Kläger, und zwischen Lorenz Stolka aus Polen, als Verklagten, wegen Fälschung von Briefen (falesnyeh listow), und Abreißen der Siegel (peczeti odtrhovani), zur Hegung eines unparteiischen Gerichts in Beuthen dingen lassen. Lorenz Stolka hat das Gebot Gottes übertreten (kostrosti prawa przypustien byti ma) und soll zur Schärfe des Rechtes zugelassen werden.

Beuthen, am 7. Dezember 1609.

Lorenz Stolka hat auf der Folter eingestanden, daß er die Briefe gefälscht und das Siegel der Stadt Beuthen abgerissen hat. Darum soll er durch den Scharfrichter am Halse gestraft werden.

Beuthen, am 15. Januar 1610.

Der Angeklagte hatte, wie dies aus dem Protokoll näher zu ersehen ist, von Briefen die Siegel abgerissen und sie an gefälschten Briefen angemacht (przytiskowani). Wegen dieser Fälschungen, deren Inhalt nicht angegeben ist, mußte er durch den Scharfrichter die Folter und darauf den Tod erleiden. An Stelle der Klägerischen Partei erscheint ein pomoczny czlowiek, ein Helfer (Rechtsanwalt).

#### 41. Urteil wegen Ungehorsam gegen den Grundherrn.

Auf Antrag des Herrn Wenzel Scheliha von Rzuchow auf Grzendzin, Wittoslawitz und Sakrau, kaiserlichen Rat, Kanzler und Verwalter der Landeshauptmannschaft von Oppeln-Ratibor und auf Antrag des Herrn Georg Ibram von Sucha auf Repten, Hauptmann der Herrschaft Beuthen, haben wir Abgesandte von Gleiwitz und Tarnowitz das gehegte Gericht in Rybna abgehalten. Kläger ist Johann Georg Blacha von Lub auf Rybna, angeklagt ist sein Untertan, der Müller Antos bei dem Dorfe Rybna, daß er seinem Grundherrn keinen Gehorsam erweisen, das herrschaftliche Getreide, das ihm in die Mühle gebracht wurde, nicht annehmen wollte, sondern es durch die herrschaftlichen Diener wieder zurückgeschickt; daß er sein Vieh auf herrschaftlichem Grund hüte und dadurch großen Schaden verursache.

Der Müller Antos behauptet hingegen, daß er seinem Herrn stets gehorsam gewesen sei und jeden Schaden in Abrede stelle.

Wir haben die Zeugen verhört und fällen das gerechte Urteil: Da Antos gegen seinen Herrn ungehorsam war, soll er ihm Abbitte leisten und auch Gott um Verzeihung bitten.

Die Kosten tragen beide Parteien.

Rybna, am 9. Dezember 1609.

#### 42. Urteil wegen Diebstahl.

Auf Antrag des Landeshauptmanns und des Herrn Johann Grotowski von Grotowitz auf Schechowitz haben wir Abgesandte aus Gleiwitz, Tost und Beiskretscham uns in das Dorf des Johann Grotowski zum gehegten Gericht begeben. Wir haben die Klage und die Gegenklage vernommen und die Zeugen verhört. Angeklagt war Matthäus Barubka aus Schechowitz, Untertan des Herrn Johann Grotowski, wegen Diebstahl. Er wird aber freigesprochen.

Wir haben unser Vogtsiegel beigedrückt.

Schechowitz, am 9. Februar 1609.

Worin bestand der Diebstahl? Das Protokoll sagt nalez z strany poznany ukradene klizny. Was bedeutet klizny?

#### 43. Urteil wegen eines Hopfengartens in Gleiwitz.

Auf Anordnung des Herrn Bürgermeisters und des Rates der Stadt Gleiwitz habe ich Lorenz Dorsch, geschworener Vogt der Stadt Gleiwitz, und wir geschworenen Schöffen von Gleiwitz ein unparteiisches Stadtgericht gehalten.

Bei dem gehegten Gericht hat Jakob Wartinkow, Bürger aus Ratibor, als Rechtsbeistand (pomocny czlowiek) der Ehefrau des Wenzel Stelmach und ihrer Schwester Eva, die beide gleichfalls Bürgerinnen von Ratibor sind, und der von dem verstorbenen Georg Latossa, welcher ein Untertan der Stadt Gleiwitz war, hinterlassenen Kinder, gegen Malcher Prager die Klage erhoben.

Malcher Prager wird beschuldigt, einen Hopfengarten, der den verstorbenen Georg Latossa gehört hat, unwissender Weise in Benutzung genommen und vor einiger Zeit weiter verkauft zu haben. Die Berechtigten verlangen Herausgabe des Hopfengartens und Ersatz des entstandenen Schadens.

Aber der Stadtschreiber Benedikt Menczydusza bezeugt zu Gunsten des Malcher Prager, daß dieser den Hopfengarten durch rechtmäßigen Kauf erworben hat, was er durch Vorzeigung der Stadtbücher beweisen könne.

Wir fällen das Urteil: Da Malcher Prager nach den in den Stadtbüchern aufgezeichneten Verhandlungen vom Jahre 1589 und vom Jahre 1609 den Hopfengarten rechtmäßig erworben und rechtmäßig weiterverkauft hat, ist er den Klägern keine Verantwortung schuldig.

Die Prozeßkosten tragen beide Parteien, (mesy stranami wysdzwihugi).

Zur Bezeugung haben wir unser Vogtsiegel beigedrückt.

Stadt Gleiwitz, am 20. November 1609.

Man sieht hieraus, daß Eintragungen in den Stadtbüchern die Kraft von Urkunden hatten und vollwertiger Beweis waren. Lebriegen sind in Gleiwitz noch eine Anzahl Stadtbücher vorhanden, die sich häufig mit Kauf und Verkauf von Häusern, Hopfengärten und sonstigem Grund und Boden beschäftigen. Das Studium dieser Stadtbücher ist bisher noch von keiner Seite in Angriff genommen worden.

#### 44. Urteil wegen Mißhandlung des Herrn.

Auf Befehl des stellvertretenden Landeshauptmanns und des Hauptmanns der Herrschaft Beuthen und auf Antrag des Herrn Paul Orzeski von Syrin auf Koslowagora haben wir Abgesandte aus Gleiwitz, Tarnowitz und Beiskretscham Gericht in Koslowagora gehalten. Paul Orzeski ist Kläger, verklagt ist Sophie Koivalczyk, Kretschmerin, und ihr Sohn Simon. Die Kretschmerin ist Untertanin des Paul Orzeski, hat aber ihre Schuldigkeiten nicht erfüllt, vielmehr ihren Grundherrn beschimpft und ihren Sohn aufgehetzt, den Herrn zu schlagen und zu ermorden. Die Verklagte setzte dem entgegen, daß sie ihre Schuldigkeit getan, der Herr aber mehr verlangt habe. Sie sei ins Gefängnis geworfen und ihre Tochter mit dem Degen (Kordem)

gejagt worden. Da habe sich ihr Sohn Simon auf den Herrn geworfen und ihn geschlagen.

Wir haben die Zeugen vernommen und fällen das Urteil: Sophie Kowalczyk und ihr Sohn Simon sollen dem Herrn Drzeski Abbitte leisten und ihn bitten, ihnen in Zukunft gnädig zu sein, ihm 40 schwere Mark zu je 48 Groschen bezahlen und sämtliche Kosten tragen. Der Sohn soll außerdem 2 Wochen, die Mutter 1 Woche ins Gefängnis gehen.

Koslowagora, am 17. Februar 1609.

Koslowagora liegt im alten Kreise Beuthen an der polnischen Grenze. Das Dorf gehört jetzt dem Fürsten von Donnersmard.

#### 45. Urteil wegen Beschimpfung.

Auf Befehl des Landeshauptmanns Johann Christoph Proskowksi und Antrag des Abtes Johannes Dorn von Rauden haben wir Abgesandte aus Gleiwitz, Ratibor und Rybnik in Rauden Gericht gehalten. Es klagt Daniel Dziengel an Stelle des Georg Piloth gegen Andreas Smolka wegen Beschimpfung, daß er, Georg Piloth, der Klosterdieb sei. Andreas Smolka behauptet dagegen, daß er gegen Piloth kein böses Wort gesprochen habe.

Wir fällen das Urteil: Die Zeugen sagen aus, daß Andreas Smolka den Georg Piloth beschimpft hat, er muß ihm daher Abbitte leisten; aber auch Georg Piloth muß dem Andreas Smolka Abbitte tun. Beide müssen versprechen, daß sie einander nichts Böses nachtragen wollen.

Beide Parteien tragen zu gleichen Teilen die Kosten.

Rauden, am 23. März 1610.

In dem obigen Urteil handelt es sich um gegenseitige Beschimpfung. Kläger und Verklagter sind gleich schuldig.

#### 46. Urteil wegen Begrabung der erhängten Ehefrau.

Auf Antrag des Herrn Wenzel Geraltoivski von Geraltoiviz auf Chudow Ruda und Sabrze haben wir Abgesandte aus Gleiwitz, Beuthen und Sabrze in Biskupitz Gericht gehalten. Es klagt der alte Verwalter (włodarz) Matthäus aus Mikultschütz gegen den Schäfer Simon aus Biskupitz, daß er seine eigene Ehefrau Eva in der Kammer des wüsten Hauses, in dem er früher gewohnt hat, heimlich begraben habe. Simon beteuert, daß seine verstorbene Ehefrau am Abend des 3. Februar das Haus verlassen hat. Das habe er am Sonntag bemerkt, am Montag fand er sie erhängt in dem wüsten Hause. Aus Angst ließ er sie herunter und begrub sie heimlich in der Kammer. Das hat er niemand mitgeteilt.

Die Zeugen sagten aus, daß Eva vorher Drohungen ausgestoßen und mit ihrem Ehemann nichts zu tun haben wollte.

Wir fällen das Urteil: Simon soll zwei Finger auf die Leiche legen und schwören: „Ich, Simon, schwöre zu Gott, daß ich an dem Tode meiner Ehefrau unschuldig bin und daß ich nur aus Angst die Leiche begraben habe“.

Weil aber Simon (durch das Begraben der erhängten Leiche) den Grund und Boden des Herrn Wenzel Geraltoivski verunreinigt hat, soll er von diesem Grund und Boden seines Herrn von diesem Tag an fernbleiben (prazien byl) unter Strafe des Verlustes des Halses. Die Kosten soll er ersezten.

Biskupitz, am 29. März 1610.

Die Hängten mußten nach damaliger Anschauung auf der Grenze begraben werden, und zwar durch den Henker.

#### 47. Urteil wegen Mord.

Auf Befehl des Landeshauptmanns und in Gemäßheit des geschriebenen Antrags des älteren Herrn Johann Trach und des Herrn Nikolaus Rachowec sowie der Verwandten des verwaisten Sohnes des älteren Herrn Prokop auf Schakanau, haben wir Abgesandten aus Gleiwitz, Tost und Beisitzham in Schakanau das Gericht gehegt.

Angeflagt ist Jan, Alufseher (dworok) in Schalscha, daß er die Dorota ohne Ursache so geschlagen und verstümmelt habe, daß sie an den Folgen gestorben sei. Jan aber macht geltend, daß sie nicht von seinen Schlägen gestorben ist, sondern er habe sie, die seine Untergebene war, mit Recht bestraft; sie sei nur in Folge ihrer eigenen Schwäche gestorben.

Da der Angeklagte seine Unschuld nicht beweisen konnte, die Zeugen auch aussagen, daß er die Dorota, die keine Schwäche zeigte, unbarmherzig geschlagen habe, und auch die Wunden an dem toten Leibe dies zeigten, soll der Angeklagte am Halse gestraft werden.

Schakanau, am 20. August 1610.

Der Ausdruck na hrdle trestan byl, soll am Halse gestraft werden, kommt häufig wieder. Gemeint ist die Hinrichtung, ob durchs Schwert oder durch Galgen, ist nicht bestimmt; aber offenbar durch den Galgen.

Eine lange schwer verständliche Verhandlung wegen narzek, Beschimpfung, übergehen wir. Es folgt

#### 48. Urteil wegen angeblicher Bürgschaft (Nalez strany domnimaneho rukugenstwil).

Auf Anordnung des Herrn Bürgermeisters und des Rates der Stadt Gleiwitz, habe ich Lorenz Dorsch, geschworener Vogt der Stadt Gleiwitz

und wir geschworenen Schöffen von Gleiwitz das gehegte Stadtgericht abgehalten.

Es klagt Joachim Chrapłowski aus Tarnowitz an Stelle des Herrn Jakob Oluhonik, Ratsmann aus Beuthen, dessen Vater und dessen Schwester Agnes. Die Klage richtet sich gegen den Herrn Stadtschreiber Benedict Menczydusza aus Gleiwitz und Genossen.

Benedikt Menczydusza und Genossen werden beschuldigt, daß sie, als sie den Schreiber Adam Zubek in der Salzhütte Solarnia bei Kosel in Diensten hatten, auch die Bürgschaft für dessen nicht geringe Schulden übernahmen.

Darauf antworteten Benedict Menczydusza und Genossen, daß sie eine Bürgschaft für Schulden nicht übernommen hätten.

Wir erklären: Herr Stadtschreiber Benedict Menczydusza und seine Genossen haben den Klägern keine Verantwortung zu leisten.

Die Kosten werden unter die Parteien verteilt. Jede Partei muß, was die Gerechtigkeit verlangt, für sich entrichten.

Wir fügen unser Vogtsiegel bei.

Gleiwitz, nach St. Martin 1610.

Die verwiderten Rechtsverhältnisse sind kaum verständlich. Auch heute sind Bürgschafts- und Besitzverhältnisse oft sehr unklar.

#### 49. Urteil wegen einer Mühle.

Auf Befehl des Landeshauptmanns Johann Christoph Proskowksi und auf schriftlichen Antrag der Frau Magdalena Petroviczowna von Wicze und des Christoph Witoslawski an Stelle der hinterlassenen Waisenkind der Barbara Byseze, haben wir Abgesandte aus Gleiwitz, Ratibor und Rybnik in Sohrau das Gericht gehalten.

Als Kläger tritt auf Christoph Witoslawski, Vertreter der hinterlassenen Waisen der Barbara Byseze, angeklagt ist Lukas Byß, daß er die Mühle mit Unrecht gekauft hat.

Das Gericht entschied in langer Verhandlung, daß die Verabredungen und der Kauf zu Recht bestehen, doch muß Lucas Byß gemäß den Kaufverabredungen den Waisenkindern 250 Florin auszahnen.

Sohrau, am 11. Januar 1611.

#### 50. Urteil wegen Mord.

Auf Befehl des Landeshauptmanns und Antrag des Herrn Wenzel Trach von Brzezie auf Kieferstädtel haben wir Abgesandte aus Gleiwitz, Groß-Strehlitz und Beiskretscham in Kieferstädtel auf herrschaftlichem Grund an der von dem Herrn Wenzel Trach angezeigten Stelle das Gericht gehegt.

Und zwar wegen Ermordung des Martin Reginet. Kläger sind die Brüder des Ermordeten aus Kieferstädtel. Angeklagt, den Mord begangen zu haben, sind Nikolaus Koczambek, Diener des Herrn Wenzel Trach und Jan Swab, ein Ausländer.

Wir haben die Klage und die Verteidigung, die Aussagen der Zeugen und andere vorgetragene Gegenstände gewissenhaft vernommen und fällen das Urteil:

Die Verklagten haben keinen Beweis erbracht, daß Martin Reginet ihnen Anlaß zum Streit gegeben hat. Die Zeugen befunden übereinstimmend, daß der Streit von Nikolaus Koczambek begonnen wurde und daß dieser sogar noch, als er schon im Gefängnis saß, gegen den Verstorbenen Drohungen aussetzte, wonach jener, wenn er jetzt noch nicht sterbe, von seinen Händen doch noch sterben müsse. Er könne es ja bezahlen.

Jan Swab hat sich in diesen Streit eingemischt und hat den Martin Reginet mit dem Rappier eine Wunde am Kopfe neben dem Ohr begebracht.

Beide sind die Ursache des Todes des Verstorbenen und verfallen zur Buße dem Henker. Daher werden Nikolaus Koczambek und Jan Swab mit dem Schwerte hingerichtet.

Die Kläger tragen die Unkosten.

Wir haben unser Vogtsiegel beigedrückt.

Kieferstädtel, am 20. October 1610.

Also zwei Hinrichtungen! Hat sich vielleicht in Kieferstädtel eine Überlieferung von der Doppelhauptstrafe erhalten? Wo ist der Platz?

#### 51. Urteil wegen Diebstahl.

Auf Antrag des Herrn Andreas Geraltofski von Geraltofowiz auf Schierakowiz sowie des Bürgermeisters und des Rats der Stadt Gleiwitz, haben wir, Vogt und Schöffen der Stadt Gleiwitz, auf unserem Rathaus das gehegte Gericht gehalten.

Kläger ist der Herr Andreas Geraltofski, vertreten durch einen Helfer, Angeklagter ist Johann Scholtyssen, Untertan des genannten Herrn Andreas Geraltofski.

Wir, geschworener Vogt und Schöffen, fällen das Urteil:

Da Johann Scholtyssen selbst zugegeben hat, daß er schon seinem früheren Herrn in Mähren und auch seinem jetzigen Herrn Gegenstände gestohlen, auch dessen Fische mit Absicht verkauft hat, soll er zur Schärfe des Rechtes zugelassen werden.

Gleiwitz, auf dem Rathause, Freitag nach Oculi 1611.

Bei Groß-Schierakowiz waren große Fischteiche. Der Angeklagte hatte widerrechtlich Fische verkauft. Er wurde gefoltert, jedenfalls um von ihm neue Geständnisse zu erpressen.

Bei der heutigen Folterung gestand Johann Scholtyssen die Diebereien und wurde zum Galgen verurteilt [na hrdle prowazeni strestan byti ma].  
Gleiwitz, am Dienstage nach St. Gregor 1611.

Wir beschagen es wiederholt, daß wegen Diebstahl Todesstrafen verhängt wurden; wo fand wohl in diesem Falle die Hinrichtung statt? Offenbar in Gleiwitz, obgleich der Übeltäter aus Schierakowitz stammte.

### 52. Urteil wegen Diebstahl.

Auf Befehl des Landeshauptmanns und Antrag des Herrn Nikolaus Strzela von Obrówek auf Kamenzy und Dzieżkowicz haben wir Abgesandten aus Gleiwitz und Myslowitz im Dorfe Kamenzy das Gericht gehalten. An Stelle des Herrn Nikolaus Strzela hat ein Helfer den Thomas Chudy aus Lubschau angeklagt, daß er auf herrschaftlichem Acker ein Paar gestohlene Ochsen getrieben hat. Dieser gestand, die Ochsen einem Bauer in Lubschau gestohlen zu haben. Er gestand auch, daß er dies auf Eingabeung des Teufels getan hat. Auch sein Herr Johann Hernit hat schon in einem Briefe an den Nikolaus Strzela den Thomas Chudy einen offensären Dieb genannt.

Thomas Chudy soll zur Schärfe des Rechtes zugelassen werden.

Kamenzy, am 12. April 1611.

Auf der Folter bekannte Thomas Chudy, daß er seinem Nachbarn zwei Ochsen und überdies zwei Räder gestohlen habe. Er will dafür sterben. Er wird zum Galgen verurteilt, doch wird ihm vom Nikolaus Strzela, der ein christlicher Herr ist, die Todesstrafe erlassen.

Das geschah in Kamenzy, am 12. April 1611.

Der Ausdruck ze wielzem skarany gest ist unklar.

Auf Antrag desselben Nikolaus Strzela wurde vom Schöfengericht am 20. Mai 1611 Adalbert Wasala zu Kamenzy zur Folter verurteilt, weil er vier Ochsen, die sein Sohn ihm zugetrieben hatte, annahm und für 10 Golddukaten verkaufte.

Die Folter wurde am selben Tage vollzogen. Hierbei bekannte Adalbert Wasala das genannte Vergehen und fügte hinzu, daß er gegen die Untertanen des Herrn Nikolaus Strzela rachsüchtige Drohungen ausgestossen und auch gestohlene Gegenstände gekauft habe. Er wurde zum Tode am Galgen verurteilt.

Aber Nikolaus Strzela, als ein christlicher Herr, läßt ihm auf flehentliche Bitten der Brüder, Kinder und Freunde Gnade zuteil werden.

So ist geschehen im Dorfe Kamenzy, am 20. Mai 1611.

Dieser zweite Fall der Begnadigung ehrt den Grundherrn in hoher Weise. Das war christlich gehandelt, wie unser Buch es auch ausdrücklich bezeugt.

### 53. Urteil wegen Diebstahl.

Auf Antrag des Herrn Peter Bujakowksi auf Groß-Paniow und Bujakow wurde Gericht gehalten von Abgesandten aus Gleiwitz und von Untertanen des Herrn Peter Bujakowksi und des Herrn Rostek auf Bujakow. Das Gericht fand im Dorfe Groß-Paniow statt. Als Kläger trat ein Helfer des Herrn Peter Bujakowksi auf. Angeklagt war Johann Chramplik, daß er seinem Herrn den Eid gebrochen habe, indem er bei Diebstählen zugegen gewesen sei, aber keine Anzeige gemacht habe. Er wird der Folter unterworfen.

Groß-Paniow, am 27. Mai 1611.

Auf der Folter bekannte Johann Chramplik, daß er seinen Herrn vertraten habe (von seinem Grund und Boden entwichen sei); daß ihm sein Bruder 100 ungarische Gulden gegeben (aby na nieho pamatowal), damit er an ihn denke und daß sein Bruder einem Manne in Ostviencim 900 Gulden gestohlen habe. Bei der dritten Folter bekannte er, daß er mit seinem Bruder aus den herrschaftlichen Fischbehältern Fische genommen hat.

Das gehalte Gericht verurteilt ihn zum Galgen.

Aber Herr Peter Bujakowksi, der ein christlicher Herr ist, erweist ihm Gnade.  
Groß-Paniow, am 28. Mai 1611.

Also auch in diesem Falle liegt eine Begnadigung vor; der Verurteilte war ja schon hinlänglich durch die Folter bestraft (ze wielzem skaran gest).

### 54. Urteil wegen Ausbruch von Feuer.

Auf Befehl des Landeshauptmanns Johann Christoph Proskowksi und Antrag des Herrn Wenzel Sosnowski, Beamter auf Schloß Ratibor, an Stelle des Herrn Balthasar Freiherrn von Mettich, Eigentümer des Schlosses Ratibor, hat das gehalte Gericht, das aus Abgesandten der Städte Gleiwitz, Sohrau und Ratibor bestand, in Ratibor stattgefunden. Ankläger sind gewisse Bürger von Ostrog, Angeklagte Matthias Divorzaik und seine Ehefrau Katharina.

Durch Unvorsichtigkeit der Katharina ist Feuer ausgebrochen und großer Schaden entstanden, der auf 155 Taler geschätzt wird. Diese Summe ist von den Beschuldigten aufzubringen und an die Geschädigten zu verteilen.

Schloß Ratibor, am 19. Juli 1611.

### 55. Urteil wegen Waisengeldern, die aus dem Kirchenfasten gestohlen worden waren.

Auf Befehl des Landeshauptmanns und Zuschrift des Herrn Wenzel Sosnowski, Beamter der Herrschaft Ratibor, Stellvertreter des Herrn

Freiherrn von Mettich, haben wir Schöffen aus Gleiwitz, Ratibor und Sohrau auf dem Schlosse in Ratibor das Gericht gehegt. Kläger ist die Gemeinde Altendorf, vertreten durch Lorenz, den Vogt von Ostrog, gegen Malcher Czulta, der früher Vogt gewesen, daß er Waisengeld in den Kästen in der Sakristei hineingelegt und die Schlüssel bei sich behalten hat. Dieses Geld wurde durch einen bösen Menschen gestohlen.

Der Verlust wurde geordnet. Malcher Czulta mußte, da er die Schlüssel an sich genommen hatte, einen Teil bezahlen, ebenso die Gemeinde Altendorf, weil sie nachlässig in der Liegenschafts- und Leibwachung des Malcher Czulta gewesen war.

Schloß Ratibor, am 19. Juli 1611.

Dies scheint der kurze Sinn der langen Verhandlung zu sein. In der Sakristei gab es zwei Kästen, der eine war grün der andere schwarz. Man sieht, daß die Sakristei als der sicherste Ort angesehen wurde. Das Waisengeld betrug 126 Taler.

#### 56. Urteil wegen Beschimpfung des Stadtvogts von Ratibor.

Andreas Bembiczek, geschworener Vogt von Ratibor, klagt gegen den Bürger Jakob Martini, gleichfalls aus Ratibor, wegen Beschimpfung. Das gehegte Gericht fällte das Urteil: Jakob Martini hat den Andreas Bembiczek ohne Ursache beschimpft und muß ihm daher nach Vorschrift wie folgt Abbitte leisten: „Ich, Jakob Martini, habe Euch, den Stadtvogt, beleidigt, daß Ihr ein unehelicher Sohn, ein Schelm und Eures Amtes univürdig seid, ich bitte Euch, mir dies zu verzeihen.“

Nach geleisteter Abbitte soll er sich in dem neuen Tor ins Gefängnis auf 12 Wochen stellen, und nach Absitzung der Strafe dem Andreas Bembiczek noch eine Entschädigung von 10 Mark geben und allen Schaden ersehen.

Ratibor, am 9. November 1611.

#### 57. Urteil wegen Diebstahl.

Auf Befehl des Landeshauptmanns und des Abtes Johannes Dorn aus Rauden hielten die Abgesandten von Gleiwitz, Ratibor und Rybnit das gehegte Gericht.

Andreas Koivalec hat seinem Herrn, in dessen Diensten er stand, 1500 Gulden gestohlen, gibt aber nur zu, 408 Dukaten gestohlen zu haben, weshalb er zur Folter verurteilt wird.

Auf der Folter bekannte Andreas Koivalec, daß ihm ein gewisser Heinrich von diesem Gelde erzählt, ihn hingeführt und ihm mit einem

Schlüssel den Geldschrank geöffnet habe. Der selbe Heinrich hätte ihm zwei leinene Säckchen, in denen sich die Dukaten befanden, gegeben, aber 2 Handvoll für sich behalten. Wie viele Taler dies gewesen seien, das wisse er nicht.

Ebenso bekannte er, daß Heinrich schon früher zweimal bei dem Geldschrank gewesen sei. Ob er aber auch da Geld genommen habe, wisse er ebenfalls nicht.

Andreas Koivalec bekannte weiter, daß er die Dukaten 8 Wochen hinter sich gehabt habe und dieselben alsdann, in ein Hemd eingewickelt und in ein Kästchen verschlossen, der Frau Hasa zur Aufbewahrung übergeben habe. Er wollte der Hasa zwei Dukaten geben; da diese aber nichts annehmen wollte, drückte er sie ihr in die Hand; ihrer kleinen Schwester gab er einen breiten Taler.

Er gestand auch, daß er mit Heinrich oft beim Schneider Georg verkehrt habe, wo sie aßen und tranken; der Schneider wußte nichts von dem Diebstahl. Beim Schneider Georg hätte er sich Kleider machen lassen für 10 Florin. Dem Gehilfen habe er einen Dukaten gegeben; dem Scholzen 3 Taler für eine Fuhr. Als er nach Breslau fuhr, habe er beim Gastwirt David Schmid auf der Ohlauer Straße daselbst ein Pferd für 40 Gulden und einen Dukaten, dann ein zweites Pferd für 30 Gulden gekauft.

Als er nach Oppeln kam, nahm er Herberge beim Lorenz Blatnif und kaufte von Samuel Jordan, dem Sohn des dortigen Burggrafen, ein Pferd für 70, ein anderes für 40 und ein drittes für 30 Taler. Eine halbe Meile bei Oppeln kaufte er einen Mantel (plescz), einen Überzieher (kabat) und Beinkleider (galiaty) für zusammen 110 Taler.

Der Frau des Blatnif (Goldarbeiter) schenkte er zwei silberne Ketten für vier Florin und sie schenkte ihm einen Ring. Dem Blatnif schenkte er einen Dukaten und bezahlte für die Herberge 24 Dukaten. Dem Jakob Ciper schenkte er Kleider, zwei Pferde und 30 Dukaten und erzählte ihm von dem Diebstahl. Einem Schneider in Oppeln, dessen Namen er nicht kannte, gab er 10 Florin und dem Gehilfen einen Dukaten. In Oppeln gab er sich als einen Adligen aus und nannte sich von Jarozki. Hier zählte er die Dukaten und hatte deren noch 600.

In Rauden verteilte er auch Geld und schenkte den goldenen Ring, den er von der Blatnif hatte, dem Bäder. Dem verstorbenen Abt in Rauden hatte er früher 28 Dukaten und 8 Taler gestohlen.

Das alles gestand er ein vor der Folter, während der Folter und nach der Folter und dafür will er sterben.

Da Andreas Kowalec das Gebot Gottes übertreten hat und gegen seinen Herrn untreu gewesen ist, soll er am Halse gestraft werden. Aber auf dieses Urteil hat Herr Malcher Wegerze als ein christlicher Herr und auf Bitten guter Leute dem Übeltäter die Gnade erwieisen, daß derselbe mit dem Schwerte hingerichtet werde.

Vor seinem Tode hat Andreas Kowalec auf der Hinrichtungsstätte Gott den Herrn angerufen und erklärt, daß er den Heinrich mit Unrecht beschuldigt hätte und dies auf seine Seele nicht nehmen könne; er habe diesem Heinrich nur 6 Taler gegeben. Er leistete noch einen Widerruf bezüglich des Comet, des Dieners des verstorbenen Abtes und erklärte dessen Unschuld.

Groß-Rauden, am 7. Dezember 1611.

Der adelige Herr des Verurteilten wird Malcher Wegivezi oder Wegerze genannt. Es ist dies offenbar Wierze; es gab eine bekannte Familie Petrovic Karwat von Wierze, die um Ratibor herum begütert war.

Zugleich ersieht man, daß die Hinrichtung durch Hängen am Galgen für schmachvoller galt als die Hinrichtung durch das Schwert. Wir denken hier an St. Petrus und St. Paulus. Petrus wurde gefreuzigt, Paulus als römischer Bürger enthauptet.

### 58. Urteil wegen Diebstahl.

Auf Befehl des stellvertretenden Landeshauptmanns und Kanzlers Wenzel Scheliha von Rzuchow auf Grzendlitz, Wittoslawitz und Safrau und auf Antrag des älteren Georg Welczek von Groß-Dubensko haben wir Abgesandte aus Gleiwitz, Sohrau und Rybnik das gehegte Gericht in Groß-Dubensko abgehalten. Kläger ist Georg Welczek und der Hofmann (dvorak) Georg Gorka aus Lesczin, angeklagt ist Bartel Karperta, Untertan desselben Herrn.

Bartel Karperta wird überführt, daß er Getreide und andere Gegenstände gestohlen hat. Dafür wird er am Halse gestraft.

Groß-Dubensko, am 19. Januar 1612.

### 59. Urteil wegen Mord.

Auf das schriftliche Verlangen des Herrn Wenzel Gieraltowksi auf Chudow, Ruda und Sabrze und auf Empfehlung unserer Obrigkeit haben wir Abgesandten aus Gleiwitz und aus den Dörfern Preiswitz, Klein-Paniow, Gieraltowiz und Chudow in Gieraltowiz das Gericht gehalten.

Es klagt Vincenz Dyka aus Gleiwitz an Stelle der Mutter des Smolni aus Gieraltowiz, einer Untertanin des Herrn Wenzel Gieraltowksi. Angeklagt ist Blasius Pastuschka, daß er am vergangenen Faschingssonntag in

der Nacht, seine, des Smolni Ehefrau, die bereits im Bette lag, ermordet habe. Dies gestand er vor dem Gericht ein. Er bezeichnete als seinen Genossen den Jakob, mit dem er auch beim Scholzen in Schönwald Butter, Leintwand, Kleider, Gewürze, Ringe und Geld gestohlen habe.

Wir fällen das Urteil: Blasius Pastuschka wird zur Schärfe des Rechtes gebracht.

Der Angeklagte hat bei der Folter bekannt, was er schon vor dem Gericht eingestanden hatte, daß er die Ehefrau Eva ermordet, mit dem Messer durchbohrt und ihr die Gurgel durchschnitten habe. Er hat bei ihr 9 Taler gesehen; als er das Geld nicht mehr fand, hat er sie ermordet. Außerdem hat er 2 Silbergroschen und einen breiten Groschen Taufgeld und pedwki w truhle gestohlen. Ebenso gab er die Diebstähle beim Schulzen in Schönwald zu. Die gestohlene Leintwand maß 20 Ellen.

Bei der zweiten Folter erklärte er, daß die Verstorbene sich gewehrt und ihn mit einem Stück Holz geschlagen hat, so daß er hinfiel; darauf hätten sie solange miteinander gerungen, bis er sie zu Boden geworfen und mit dem Messer erstochen habe.

Bei der dritten Folter sagte er dasselbe aus und daß kein anderer den Mord begangen hat. Er will dafür sterben.

Blasius Pastuschka wird verurteilt: Er soll mit dem Rade gebrochen, dann in das Rad geflochten, und auf diesem erhöht werden, zur Abschreckung für andere.

Geschehen in Gieraltowiz, am Donnerstag nach St. Benedikt 1612.

Es fällt auf, daß Jakob, mit dem der Verurteilte Diebstähle begangen haben soll, nicht weiter erwähnt wird.

### 60. Urteil wegen Beleidigung.

Auf gnädige Anordnung des Herrn Landeshauptmanns der Fürstentümer Oppeln-Ratibor und auf Befehl des hochwürdigen Herrn Abtes Johann Nucius von Himmelwitz, haben wir Abgesandten aus Gleiwitz, Oppeln und Oberglogau im Dorfe Himmelwitz ein unparteiisches Gericht gehegt.

Es klagt Simon Kreyczy an Stelle seiner Ehefrau Dorothea durch seinen Rechtsbeistand (skrze pomoczneho czlowieka) Matthias Wojciech aus Guttentag auf der einen Seite, gegen Matthias Klezowksi aus Groß-Strehlitz, als den Rechtsbeistand des verklagten Martin Janikowski aus Himmelwitz, auf der anderen Seite.

Wir haben die Anklage und die Beantwortung (odpor) und was sonst die Zeugen vorzubringen hatten, vernommen und fällen das Urteil:

Dorothea, die Ehefrau des Simon Kreyczy kann zwar nicht beweisen, daß sie von Martin Jankowski an ihrer Ehre beleidigt worden sei, da aber anderseits Martin Jankowski durch die Aussage von einigen Zeugen doch verdächtigt erscheint, sie beleidigt zu haben, so muß er, auf der Erde knieend, sich durch einen Eid vom Verdachte reinigen. Er muß schwören:

„Ich Martin Jankowski, schwöre zum allmächtigen, in der Dreifaltigkeit einigen Gott und vor diesem gehegten Gerichte, daß ich, als ich auf der Straße von Groß-Strehlitz ging, gegen die Ehre der Dorothea nichts gesagt habe. So helfe mir Gott durch Jesus Christus, meinem Herrn und Erlöser“.

Die Kosten werden auf beide Parteien verteilt und abgetragen. Was die Beurkundungskosten anbetrifft, so hat diese nach dem Ausspruch der abgegangenen Richter Simon Kreyczy zu leisten.

Hummelwitz, am Dienstag nach dem Sonntag Iudica 1612.

Abt Nucius von Hummelwitz ist durch seine musikalische Begabung berühmt geworden. Interessant ist an diesem Urteil, daß der Eid auf der Erde kniend geleistet werden mußte.

## Die oberschlesischen Notjahre 1844—1848

Ein Beitrag zur oberschlesischen Kulturgeschichte

Von Dr. W. Mak

„Was für einen Zweck hat die Darstellung dieses vergangenen Elends?“ wurde ich zu Beginn meiner Arbeit von befreundeter Seite gefragt. Die Antwort darauf enthält bereits wichtige Ergebnisse der vorliegenden geschichtlichen Untersuchung. Die Notjahre 1844—1848 sind eine Wende in der heimischen Kulturgeschichte. Bis dahin war Oberschlesien das „Preußische Irland“. Von da ab wandte sich die Anteilnahme Oberschlesiens zu, und diese vernachlässigte Provinz wurde ein Land der Schulpaläste und mustergültiger Straßen. Wichtiger ist aber noch die Tatsache, daß ganz Deutschland Oberschlesien die rettende Hand hingehalten hat, als die preußische Regierung mit ihrer Hilfe nicht rechtzeitig zur Stelle war. Das deutsche Volk hat damals gezeigt, daß es die Oberschlesiener als seine Brüder betrachtet. Außerordentlich reiche Liebesgaben an Geld, Wäsche, Kleidern und Lebensmitteln strömten aus dem ganzen Reiche zusammen, sodaß in Oberschlesien zum Schluss sogar an einzelnen Stellen ein Überschub entstand. <sup>19)</sup> Damals hat das deutsche Volk auch bewiesen, daß es nicht daran denkt, die Oberschlesiener gewaltsam einzudeutschen. Die Waisenkinder wurden fast durchweg in ihrer Muttersprache erzogen. Ebenso wäre es eine Kleinigkeit gewesen, einen großen Teil der bäuerlichen Besitzungen aufzukaufen, da in dem Notgebiete nach Erlöschen der Seuche sehr viele Wirtschaften weit unter Preis zum Verkauf standen. Es hätte also sehr billig gesiedelt werden können. Deutschland hat aber die Notlage seiner polnisch sprechenden Landeskinder nicht ausgenutzt. <sup>20)</sup> Ferner war bei den Hilfmaßnahmen die friedliche Zusammenarbeit der Konfessionen außerordentlich erfreulich. Barmherzige Brüder, Diaconi und jüdische Ärzte kannten nur ein Ziel, nämlich der Not der Oberschlesiener zu steuern. Der Breslauer Kardinal von Diepenbrock beriet

sich mit Wichern, dem Begründer der evangelischen Innenmission, wie man am besten das Elend der Waisenkinder beheben könnte. Nicht zuletzt gibt eine Betrachtung dieser Notjahre wichtige Aufschlüsse über den Charakter des Oberschlesiens, der bei oberflächlicher Kenntnis damals noch mehr als heute leicht verkannt wurde.

Alle diese Gründe ließen eine Darstellung der oberschlesischen Hungersnot und der „großen Krankheit“ für wünschenswert erscheinen. So bezeichnete nämlich die ländliche Bevölkerung den Flecktyphus, über dessen Wesen sich die Ärzte vollkommen im unklaren waren, und dem sie ratlos gegenüberstanden. Selbst Birchow, der sich vom 22. Februar bis 8. März 1848 im Auftrage des Ministeriums zur Erforschung der Seuche in Oberschlesien aufhielt, leugnete die Verbreitung des Flecktyphus durch Übertragung.<sup>20)</sup> An diesem Beispiele sieht man, wie Voreingenommenheit den bedeutendsten Mann in seinem Urteil beeinflussen kann. In Oberschlesien wußte jeder Bauer aus Erfahrung, daß diese Seuche übertragbar ist. Das war auch die Ansicht der meisten Ärzte, die in dem Notgebiete tätig waren. Heute hat man festgestellt, daß die Läuse bei der Übertragung der Krankheit eine Rolle spielen.

Da man sich über das Wesen der Krankheit nicht klar war, so hatte man für sie auch keine einheitliche Bezeichnung. Am üblichsten war der Name Nervenfieber. Die Bezeichnung Nervenfieber, nervöses Fieber und Faulfieber hat ihren Grund in der erhöhten Temperatur der Kranken und in den auftretenden Delirien. Ganz allgemein sprach man auch von Typhus, weiter auch von Hungertyphus und Petechialtyphus. Infolge der raschen Ausbreitung nannte man die Seuche auch Pest und Hungerpest.

Die Not in Oberschlesien begann mit der ersten Mißernte des Jahres 1844 und steigerte sich bis zu der Katastrophe des Jahres 1847 und der ersten Monate von 48. Gegen 50 000 Menschen raffte die Seuche und die Hungersnot dahin. Allein in den drei am meisten betroffenen Kreisen blieben 10 000 Waisen zurück, die der Staat versorgen mußte.<sup>21)</sup> Das Unglück war so groß, daß die Menschen nur in dem Schwarzen Tod des Mittelalters einen Vergleich fanden. Jeder, dem diese entsetzlichen Bilder aus den Notgebieten vor Augen geführt werden, fragt sich: „Wie ist es nur möglich gewesen, daß sich die Seuche derart ausbreiten, und daß sie so verheerend wirken konnte?“

Um dies zu verstehen, müssen wir erst die kulturellen Verhältnisse Oberschlesiens der vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts kennen lernen. Die fremden Ärzte, die zur Bekämpfung der Seuche ins Land kamen, hatten sehr scharfe, manchmal auch unbarmherzige Augen. Ihre Schilderungen geben uns ein klares Bild, wie es damals in Oberschlesien aussah.

### Das Land.

Allen fiel die große Feuchtigkeit der von der Krankheit zunächst betroffenen Kreise Pleß und Rybnik auf. So heißt es vom Kreise Pleß: „Die Teiche, Gräben und Bäche nehmen fast den 25. Teil der Bodenfläche ein. Dieser große Wasserreichtum wurde eine Quelle des Unheils, denn die großen Waldungen halten die natürliche Feuchtigkeit fest. Dazu kommt, daß ein un durchlässiger Boden die Grundlage bildet, sodaß das Wasser an der Oberfläche verdunsten muß. Dichte Nebel sind daher häufig. Außerdem herrschen kalte Winde, welche von den Beskiden her die Ebene bestreichen und einen schnellen Wechsel der Temperatur bedingen. Gute Obstbäume und bessere Gartengemüse sieht man daher selten. Diese Naturverhältnisse üben einen verderblichen Einfluß auf den allgemeinen Gesundheitszustand aus.“<sup>22)</sup> Eine große Reihe von Ärzten gibt der Feuchtigkeit an vielen epidemischen Krankheiten mit Fiebererscheinungen die Schuld.

Auf einen Norddeutschen machte das Land folgenden Eindruck: „Ist schon gleich beim Eintritt in Oberschlesien eine Abnahme der sonst so gerühmten Fruchtbarkeit des schlesischen Bodens wahrzunehmen, so steigert sich diese noch um ein Bedeutendes, wenn man nach Überschreitung von Ratibor die Kreise Sohrau, Lossau, Rybnik und Pleß erreicht. Das Land ist meistens flach und von lockerer, sandiger Beschaffenheit; nur an einzelnen Stellen besteht der meist schlecht bestellte Boden aus schwererer, fruchtbare Gartenerde. Häufige Senkungen der Erdfläche dienen als Wasserbehälter, deren sich eine unglaubliche Menge, teils Teiche, teils Seen, oft von bedeutendem Umfang und nahe bei einander befinden. Zwischen ihnen ziehen sich die langgestreckten Dörfer oft stundenlang hin; aus wagerecht übereinander gelegten Holzstämmen gebaut, deren Zwischenräume mit Moos etc. ausgestopft sind, liegen die Häuser meist sehr vereinzelt und entfernt von einander. Reisende geraten so nicht selten von einem Dorfe in ein anderes, das ihnen die Karte als vielleicht eine Stunde von jenem entfernt angegeben. Der Wasserreichtum macht die Atmosphäre feucht, häufige und starke Nebel steigen vom Erdboden auf, daher die auch in früheren Jahren gewaltig grassierenden Fieber. Den meisten Raum nehmen die Waldungen ein, die, vornehmlich aus Kiefern bestehend, größtenteils den Gutsbesitzern angehören. Der Feldbau beschränkt sich beinahe nur auf den der Kartoffel; diese Frucht und das sogenannte Kraut — Weißkohl — sind die Speise, nach der der polnische Bauer mit Sehnsucht fragt, und die allen seinen Bedürfnissen genügt“.<sup>23)</sup>

Diese Darstellung gibt uns ein Bild des Rauen Hauses in Hamburg. Die Dörfer sind ihm wohl deshalb so endlos lang erschienenen, weil die Wege abgrundlos schlecht waren. Die Reisenden mußten oft genug die

Positivsche verlassen, da die Gefahr des Umwerfens bestand. Deswegen waren auch die Kutscher, die das Mehl für die Notleidenden brachten, mit Hebebäumen ausgerüstet, um die umgestürzten Wagen wieder aufrichten zu können. Die Aerzte konnten zumeist nur in hohen Wassersiefeln mit großer Anstrengung die Häuser der Kranken erreichen. Wie die Oberschlesier damals wohnten, beschreibt uns am anschaulichsten Virchow: <sup>20)</sup>

### Die Wohnung.

„Was zunächst die Wohnungen anbetrifft, so sind diese auf dem Lande und den Vorstädten überall dem niedrigen Kulturstande des Volkes entsprechend. Es sind ohne Ausnahme Blockhäuser; die Wände aus übereinandergelegten Balken, die innen und zumeist auch außen mit Lehm bestrichen sind, die Dächer aus Stroh gemacht. Schornsteine finden sich fast überall vor; die Fenster sind meist klein und nur zum geringsten Teil zum Eröffnen eingerichtet. Ställe und Scheunen haben nur die Wohlhabenden; meist umfaßt das Haus gleichzeitig Wohnung, Stall und Vorratsräume. Das Wohnzimmer ist gewöhnlich klein, sechs, acht bis zwölf Fuß etwa im Gebürt, meist fünf bis sechs Fuß hoch; der Fußboden aus Lehm gemacht, die Decke aus Brettern mit nach unten vorspringenden Balken. Einen großen Teil des Raumes nimmt der Ofen mit seinen vielen Anhängen ein; unter den letzteren ist namenlich ein sogenannter Bigeunerofen, auf dem gekocht wird, und eineplatte, aus Backsteinen aufgemauerte Erhöhung, auf der ein Teil der Bewohner seine Feierstunden zubringt und schläft, zu erwähnen. Den besten Platz des übrigbleibenden Raumes pflegt, wo der Wohlstand noch so groß ist, eine Kuh oder eine Kuh mit einem Kalbe einzunehmen. Das übrige ist mit dem dürftigen Mobiliar, unter dem eine Handmühle besonders zu erwähnen ist, und den meist mit Federkissen versehenen Bettstellen besetzt. Die letzteren genügen indes fast nie für das Bedürfnis der Einwohner, deren Zahl für solche Wohnungen sechs, acht, zehn bis zwölf zu betragen pflegt; die übrigen schlafen auf dem Ofen, auf den Ofenbänken oder auf Stroh auf der Erde. Der einzige Schmuck dieser Zimmer besteht in einer großen Schar von Heiligenbildern, welche wohl eingeraumt in langer Reihe über den Fenstern zu hängen pflegen. Man wird aus dieser kurzen Schilderung das Elend und die Nachteile solcher Wohnungen leicht abnehmen. Die Ausdünstung so vieler Menschen und des Viehs, die Wasserdämpfe, welche sich in einer während der Wintermonate meist auf 18—20 Grad Réaumur gehaltenen Temperatur der Luft heimischen, erzeugen jedem, der daran nicht gewöhnt ist, in der kürzesten Zeit Kopftweh. Der Lehm, aus dem der Fußboden besteht, und mit dem die Wände innen überzogen sind, ist häufig so feucht, daß zahlreiche Pilze darauf wachsen. Ja, ich habe Wohnungen gesehen,

in welche das schmelzende Schneewasser eingedrungen war und einen Fuß hoch den Boden bedeckte, ohne daß die Bewohner daran dachten, es zu entfernen; sie hatten Bretter darüber gelegt! Unter dem Hauptbett befindet sich endlich bei vielen eine Kellerartige Vertiefung zur Aufbewahrung von Kartoffeln usw., welche das Thrigs zur Luftverderbnis beiträgt.“

Diese anschauliche Schilderung ist nur dahin zu ergänzen, daß die Wohnungen in Häusern, die keinen Schornstein hatten, ständig mit Rauch angefüllt waren. In vielen Wohnräumen standen auch noch Krautfässer, deren Ausdünstungen die Luft nicht gerade verbesserten. Vielfach hat man das Kraut auch in einer Grube in der Nähe der Wohnung untergebracht. Ein Bericht darüber lautet: <sup>21)</sup>

„In vierzig nach Art der Brunnen mit Brettern ausgekleideten Erdlöchern wird das in einige Teile geschnittene Kraut eingelegt, mit Brettern und Steinen zugedeckt, keineswegs aber gegen das Eindringen des Regens, der Amphibien und Insekten hinreichend geschützt. Würmer, Kröten und Frösche sind häufig darin zu finden. Immer aber beurkundet ein wahrhaft pestilenzialischer Gestank, daß der Stoff nicht in der sauren, sondern in der fauligen Gärung sich befindet; und dies ist eine Lieblingsspeise des hiesigen Bauern.“

### Die slawischen Oberschlesier.

Von diesen Wohnungen kann man auch auf die Menschen selbst schließen, aber auch hierüber liegen uns die Aufzeichnungen der Aerzte und der Brüder vom Rauen Hause vor. Nur darf man nicht annehmen, daß die Verhältnisse in ganz Oberschlesien dieselben waren. Virchow urteilt besonders scharf. An dieser Stelle muß aber darauf aufmerksam gemacht werden, daß er geneigt ist zu allgemeinern, was später an einem Beispiel nachgewiesen werden wird, daher sind seine Ausführungen nicht immer durchweg zutreffend. Ganz allgemein sagt er über die Oberschlesier: <sup>20)</sup>

„Der Oberschlesier wäscht sich im allgemeinen gar nicht, sondern überläßt es der Fürsorge des Himmels, seinen Leib zuweilen durch einen tüchtigen Regenguss von den darauf angehäuften Schmutzkrusten zu befreien. Ungeziefer aller Art, insbesondere Läuse, sind fast ständige Gäste auf seinem Körper.“

Wie die Einwohner der Notkreise gekleidet waren, beschreibt uns Doktor Heller: <sup>8a)</sup>

„Das Kostüm der Männer besteht meist in einer rohen Leinwandhose, die über den Hüften durch einen Ledergürtel festgehalten wird, und einem ebensofachen auf der Brust offenen Hemd, einem runden Filzhut und einem

groben, wollenen Mantel oder einem Schafpelz, der im Winter gegen die Kälte, im Sommer gegen die Hitze getragen wird.

Der Anzug der Frauen besteht aus einem bis an die Herzgrube reichenden Hemd und einem groben Rocke mit sehr schmalem Leibchen und Achselbändern, sodaß die nur vom Hemd bedeckten Brüste frei über das Nieder hervorragen und in keiner Weise eingezwängt sind. Den Kopfpuß bildet ein buntes Tuch. Mitunter ist er von ganz abenteuerlicher Form. Die Mädchen tragen ihr meistens sehr schönes langes Haar in einem einzigen, über den Rücken herabhängenden Zopf geflochten, welcher zum Zeichen, daß sie noch Jungfrauen und unverlobt sind, mit einer roten Schleife geschmückt wird. War ein Mädchen so unglücklich, seine Jungfräuschaft zu verlieren, so hat es sein Recht auf die rote Schleife eingebüßt."

So mag etwa der Sonntagsstaat ausgesehen haben. Bei der herrschenden Armut und dem Mangel an Sauberkeit trugen viele ihre Hemden, bis sie ihnen zerrissen und verfault vom Leibe fielen. Je länger die Not anhielt, um so weniger war die Bevölkerung in der Lage, sich Kleidungsstücke anzuschaffen. Einen Begriff von der Kleidernot gibt uns ein Brief des Erzpriesters Krause aus Slatiškau vom 30. März 1848.<sup>17a)</sup>

„Unbeschreiblich war meine Freude, als ich gestern drei große Päcke mit Kleidungsstücken für meine Armen erhielt. Die halbe Nacht habe ich mit dem Auspacken und Ordnen zugebracht, und ich schäme mich nicht, es zu gestehen, daß ich Freudentränen bei dem Gedanken vergoss, daß ich nun wieder manchen Halbnackten würde bekleiden können. Aber es wird es auch niemand glauben, der sich nicht durch den Augenschein überzeugt hat, wie sehr die Bewohner der hiesigen Dörferniederungen von beinahe aller Bekleidung entblößt sind. Die letzten Notjahre haben es nicht nur nicht zugelassen, daß man sich etwas Neues anschaffte, sondern viele sind noch genötigt worden, selbst noch einen Teil ihrer ärmlichen Kleidung zu verkaufen, um, wenn auch nur für kurze Zeit, den Hunger stillen zu können. Ganze Familien sind völlig abgerissen; in manchen Familien tragen Vater, Mutter, Sohn und Tochter, wenn sie ausgehen, abwechselnd dieselbe Kleidung, während sie im Hause notdürftig mit einigen Lumpen bedeckt einhergehen. Viele auch können aus Mangel an Kleidung fast gar nicht ausgehen. Noch gestern erst kamen mehrere erwachsene Personen zu mir, die mich inständig um einige Kleidungsstücke batzen, damit sie wieder einmal in die Kirche gehen könnten; seit Anfang Winter waren sie aus Mangel an Kleidung nicht mehr in derselben gewesen. Gott sei Dank! Jetzt kann ich wieder einer Anzahl helfen. Das Bedürfnis nach Kleidern ist auch jetzt in meiner Nähe das dringendste. Da gegenwärtig den Armen hiesiger Gegend aus Staatsmitteln einige Lebensmittel gereicht werden, so muß ich vorzüglich für Bekleidung Bedacht nehmen..“

Die Not kam natürlich nicht bloß in der Kleidung zum Ausdruck, man konnte sie auch aus dem Gesichtsausdruck der Bevölkerung ersehen, wie aus einer Schrift hervorgeht, die zwölf Ärzte verfaßt haben, deren Tätigkeitsfeld im Kreise Pleß lag. Darin heißt es:<sup>18)</sup>

„Gut gebildete Physiognomien sind wohl hier wie überall unter den Landleuten anzutreffen. Doch fallen weit weniger kräftige, lebensfrische Gesichter, als man im Verhältnis zu der Einwohnerzahl erwarten sollte, dem Beobachter in die Augen. Interessante, scharf ausgeprägte Physiognomien sind selten; der Stempel der Indolenz, der geringen geistigen Entwicklung ist den farblosen, gebunzenen Gesichtern, den ausdruckslosen Augen aufgedrückt. Nichts desto weniger steht der hiesige Bauer in Arbeitsfähigkeit gegen andere keineswegs zurück; daß die natürlichen Anlagen nicht zu der Entwicklung gelangt sind, welche man erwarten konnte, das haben eben die besonderen Kulturverhältnisse der hiesigen Gegend bewirkt.“

Diese Ärzte haben also sogleich eine Erklärung für den traurigen Zustand der Menschen. Wie mitleidslos klingt dagegen das Urteil Virchows über den Charakter der Oberschlesiener:<sup>19)</sup>

„Ebenso groß als diese Unreinlichkeit ist die Indolenz dieser Leute, ihre Abneigung gegen geistige und körperliche Anstrengungen, eine vollkommene souveräne Neigung zum Müßiggang oder vielmehr zum Müßigliegen, die in Verbindung mit einer vollkommenen hündischen Unterwürfigkeit einen so widerwärtigen Eindruck auf jeden freien, an Arbeit gewöhnten Menschen hervorbringt, daß man sich eher zum Ekel als zum Mitleid getrieben fühlt.“

Der große Anatom will aus seiner liberalen politischen Einstellung mit Unrecht die katholische Kirche für diese Zustände verantwortlich machen. Dabei gibt er an einer anderen Stelle seiner Schrift selbst den richtigen Grund für diese kulturellen Verhältnisse an:

„Der größte Teil der ganz kleinen Leute, namentlich die große Zahl der kleinen Häusler, hatte bis vor wenigen Jahren noch alles Mißgeschick der Roboten zu ertragen. Diese Armen waren fünf, sechs Tage in der Woche verpflichtet, der Grundherrschaft Handdienste zu tun. Und kaum blieb ihnen ein Tag übrig, an dem sie ihr kleines Feld, ihr Haus, ihre Familie besorgen konnten. Was soll man von einem Volke erwarten, das seit Jahrhunderten in so tiefem Elend um seine Existenz kämpfte, das nie eine Zeit gesehen hat, wo seine Arbeit ihm zugute kam, nie die Freude des Besitzes, nie die Genugtuung des Erwerbes, des Lohns für mühselige Arbeit gekannt hat, das die Frucht seines Schweißes immer nur in den Säckel der Grundherrschaft fallen sah.“

Ebenso wie Birchow will auch Dr. Feliz von Bärensprung, Privatdozent in Halle, im wesentlichen den Katholizismus für die Lage der Dinge verantwortlich machen. Aber auch sonst ist er in seinem Urteil gegen die Oberschlesier ungerecht:<sup>2)</sup>

„Selbst dem besitzenden Bauern kommt seine Ernte nicht zugute. Die Produkte seines kümmerlichen Alters werden frühzeitig verschleudert, das Getreide noch auf dem Halm, das Kalb noch ungeboren dem Juden verpfändet. Der Ertrag dient zur Bezahlung der Steuern, der Rest wird schnell verjubelt. Bis zur nächsten Ernte lebt die ganze Familie von Kartoffeln, Kleienbrot, Shur, einer sauren Mehlsuppe, und erbettelten Almosen. Handel und Gewerbe sind in den Händen sich bereichernder Juden.“

Unter diesen Verhältnissen ist ihnen das Gefühl sittlicher Würde ebenso fremd geblieben als das Nationalgefühl. Die Bestrebungen des Polentums wie des Pan-Slavismus haben keinen Boden gefunden, und die jungen Ideen der Volksfreiheit sind nur als eine Aufforderung gedeutet worden, an dem Glück der Begüterten vandalische Rache zu nehmen.“

Aus dem Vorstehenden ersehen wir immerhin, daß auch v. Bärensprung nicht alles der katholischen Geistlichkeit in die Schuhe zu schieben versucht, sondern auch den wirtschaftlichen Verhältnissen an den Zuständen Schuld gibt. Diese Darstellung ist aber höchst ansehnlichbar. Gewiß ist, daß der Oberschlesier nur von Kraut, Shur und Kartoffeln lebte, aber nicht, weil er alles verjubelte, sondern weil er nichts anderes hatte. Brot, Speck und Fleisch waren in diesen Jahrzehnten ein Leckerbissen, die man sich nur an Feiertagen antat. Unzutreffend ist auch die Unterstellung der „vandalischen Rache an den Begüterten.“ Die Oberschlesier dachten im allgemeinen auch in ihrer größten Not nicht daran, sich an den Großgrundbesitzern zu rächen. Für die rechte Oderseite bestätigt dies ein Brief des Gleiwitzer Erzpriesters Hänsel vom 16. Februar 48.<sup>17b)</sup>

„... Eine Bemerkung dringt sich dem Beobachter der Menschen unwillkürlich auf: Wie doch der Charakter unserer oft verkannten Oberschlesier in seinem innersten Kern ein so religiöser und höchst achtungswürdiger ist. Bei dem grenzenlosen Notzustande findet man keine Spur von Unordnung, Widersehlichkeit, Neuterei etc. Mit ruhiger Gottergebenheit empfangen die dem äußersten Elend preisgegebenen die letzten Tröstungen der Religion, und überall erfüllen sie in unverbrüchlicher Treue und Unabhängigkeit ihre Untertanenpflicht. Die Klassensteuer, welche in diesen bedrängteren Zeiten, wie man mir sagt, noch erhöht worden ist, kommt ziemlich regelmäßig und vollständig ein. Wenn der Schulze eines Dorfes

bei Rybnik, wie mir ebenfalls erzählt worden ist, die um weniges verspätete Ablieferung der Steuer der Gemeinde damit entschuldigte, daß er den Wagen habe benutzen wollen, auf welchem die Leichen des Dorfes nach dem Gottesacker der Kreisstadt geschafft würden, so ist dies ein ebenso origineller als rührender Zug aus dem Charakter des Oberschlesiers . . .“

Auf der linken Oderseite ist es wohl zu Unruhen gekommen, aber wie geringfügig waren diese im Vergleich zu den Vorgängen im übrigen Deutschland, wo noch dazu keine Hungersnot herrschte. Hier und da kam es wohl zu Zusammenrottungen und kleinen Krawallen. Unter anderem auch in Oberglogau. Hierüber berichtete mir im vergangenen Jahre ein Greis, der die Vorgänge als zehnjähriger Knabe miterlebt hatte:

„Als die aufgeregte Volksmenge nachts das Haus des Judente Boschwitz stürmte, da dieser Butter zusammengekauft hatte, war ich dabei. Die Menge rollte die Butterfässer auf die Straße und schmierte die Butter an die Türrahmen des Hauses. Gegenüber stand ein Neubau, dessen Fenster mit Ziegeln ausgefüllt waren. Diese zogen die Leute heraus und warfen sie in die Fenster des verhafteten Judenten. Dem Grafen (von Oppersdorf) hat man das Tor ausgehoben und den großen starken Mann auf den Schultern herumgetragen. Der Generaldirektor suchte sich in einem Schrank zu verbergen. Man hat ihn aber an den Haaren herausgezogen und ertrötzte seine Entlassung.“

Ahnlich mag es noch an manchen anderen Stellen zugegangen sein. Insgesamt ist aber auch den fremden Beobachtern die friedliche Gesinnung, mit der die Oberschlesier ihre Untertanenpflicht erfüllten, aufgefallen. Wihern hebt besonders die Treue hervor, mit der die Leute an dem Könige hingen.<sup>24a)</sup> Dies ist einer der wenigen schönen Büge, von dem die Hilfebringer aus den anderen Provinzen zu berichten wissen, zumal die geistige und religiöse Eigenart der Oberschlesier auch abgesehen von aller Dürftigkeit naturgemäß bei den protestantischen Norddeutschen schroffste Ablehnung finden mußte. Ihnen trat hier der Katholizismus in keiner durchgeistigten Ausübung entgegen, und so stehen sie den einzelnen Bräuchen verständnislos gegenüber. Offen gibt der bereits angeführte unbekannte Bruder aus dem Rauhen Hause seiner verurteilenden Meinung Ausdruck:<sup>27c)</sup>

„Die Stufe geistiger und religiös sittlicher Bildung ist fast durchgehends die allerniedrigste. Unwissenheit, Übergläubigkeit und daher stammend abgöttische Verehrung der Heiligenbilder und geistloseste Übung der religiösen Bräuche charakterisieren den jetzt erwähnten Standpunkt der Landleute. Der Bauer

hat seiner Pflicht genügt, wenn er sich vor jedem Marienbilde segnet, hat für sein Grundstück das Beste getan, wenn er an den bestimmten heiligen Tagen die Bäume mit Strohseilen umwindet und in die Felder geteilte Holzkreuze steckt... Wir wollen hier nicht darüber entscheiden, wie weit die katholische Geistlichkeit, über die in so vielen Blättern sehr hart geurteilt wird, an dieser geistlichen Verhöhnung schuld ist; wir wollen hier nur Tatsachen hinstellen, nicht Personen anklagen. Nur das steht fest, daß die Kirche gar vieles verabsäumt hat. Das Gebiet der inneren Mission ist hier ein ungeheures; aber nicht etwa bloß für die katholische, sondern auch für die evangelische Kirche, die schwerlich von dem Vorwurf mangelnder Pflichttreue auch gegen ihre Glieder möchte freigesprochen werden können. Dass sich nun zu dieser religiösen Verwahrlosung ein ganzes Heer anderer sittlicher und sozialer Gebrechen habe hinzugesellen müssen, zeigt die Natur der Sache selbst. Vornehmlich der katholische Schulunterricht ist in den Händen meist der ungeeigneten Personen; überdies werden aber die Kinder statt zur Schule nach dem Walde geschickt, müssen Holzreiser &c. lesen, Gänse hüten usw. Selbst die geringste Elementarbildung erscheint den Eltern der Kinder als Nebentwerk, Lese- und Schreibfertigkeit düntt ihnen Zugus. Soll man sich noch darüber wundern, wenn ein geistlich und geistig so verwahrloster Volk in einem lethargischen Zustand äußerer und innerer Untätigkeit versinkt, wenn Unsauberkeit, Roheit und Indolenz, gepaart mit kriechender Unterwürfigkeit gegen den Höhergestellten, dem armen Bauern vollends den Stempel der Schmach aufdrücken, den uns Land und Volk in so bejammernswertter Weise vor Augen stellen?...

Ohne im Einzelnen auf die Richtigkeit der angeführten Behauptungen einzugehen, muß doch gesagt werden, daß von einer religiösen Verwahrlosung der Bevölkerung keine Rede sein konnte. Gerade wenige Jahre vor der Hungersnot hat die katholische Kirche in dem erfolgreich durchgeführten Märschfeldzuge einen großen Triumph gefeiert. Davon soll im folgenden die Rede sein. Eins aber muß festgestellt werden, daß die wirtschaftlichen und infolgedessen auch kulturellen Verhältnisse zweifellos außerordentlich traurige waren. Und vielleicht hat Wichern nicht ganz unrecht, wenn er angesichts der trostlosen Lage der Oberschlesier ausrief: <sup>24b)</sup>

„Selbst Chinesen, wenn sie diese Länderstriche kennen lernten, würden wahrscheinlich noch eine Mission ausrichten.“

Bergleichen wir mit diesen Verhältnissen den heutigen kulturellen Zustand unseres Landes, so müssen wir voll Bewunderung feststellen, welch gewaltige Fortschritte das Land in den letzten siebzig Jahren unter der preußischen Herrschaft gemacht hat. Prachtvolle Straßen durchschneiden das

Land, auf ehernen Schienen rollt Zug um Zug, um die oberösterreichische Kohle und die fertigen Erzeugnisse in alle Welt zu bringen. Und der Industrieherr, für den Zeit Geld bedeutet, macht seine Reisen im Flugzeug und sieht aus der Höhe auf mustergültig bebaute Fluren, rauchende Hütten und Fabriken herab. Mit dieser raschen wirtschaftlichen Entwicklung konnte der kulturelle Fortschritt nicht ganz gleichen Schritt halten. Doch die Oberschlesier sind aus ihrer geistigen Versunkenheit erwacht, sind fleißige und geschickte Facharbeiter und Meister in der Industrie und mühsame Landwirte geworden. Das kulturelle Leben wird besonders seit der Errichtung einer eigenen Provinz tatkräftig gefördert. Alle geistigen Kräfte haben die Möglichkeit einer freien Entfaltung.

#### Gründe für die Armut der Bevölkerung.

Jeder denkende Mensch, der die oberösterreichische Not der 48er Jahre sah, fragte sich nach den Gründen für die vorherrschende Armut der Bevölkerung. Hielt Birchow die Kirche für schuldig an diesen Zuständen, so maß sein Kollege von Bärensprung auch dieser, vorwiegend aber dem Leichtsinn der Bevölkerung die Schuld bei. Einen besseren Einblick in die Verhältnisse zeigt der bereits erwähnte Bruder des Rauhen Hauses. Ganz richtig erscheint ihm das oberösterreichische Agrarproblem als der Kernpunkt der Frage. Da die Güter zumeist durch Beamte bewirtschaftet wurden, fehlte der persönliche sittliche Einfluß seitens der Gutsbesitzer. Dazu kam, daß die Erträge der Güter zumeist nicht im Lande verwandt wurden. Vielfach legten die Gutsbesitzer, die gleichzeitig Industrielle waren, keinen besonderen Wert auf die sorgfältige Bewirtschaftung ihrer Besitzungen, sodaß die landwirtschaftlichen Erträge außerordentlich gering waren. <sup>2d)</sup>

Mit diesen Bemerkungen ist nur ein Teil der Gründe für die Armut der oberösterreichischen Landbevölkerung angegeben. Eine eingehende Darstellung der Hauptursachen finden wir im Schlesischen Kirchenblatt vom 31. März 1849:

„Auch die Armut des Volkes hat einen anderen Grund, als man gewöhnlich angibt. Die obersten Staatsbehörden waren im faktischen Irrtum über die wirklichen bäuerlichen Verhältnisse vor der Emanation der Agrar-gezege im Jahre 1811, wie dies noch der Ministerialbericht vom 20. Dezember a. p. nachweist, worin behauptet wird, daß in Oberschlesien, mit Ausnahme der Kreise Breslau, Ratibor und Cosel die ländlichen Besitzer nicht wirkliche Eigentümer ihrer Stellen waren. In Oberschlesien waren seit der Mitte des 17. Jahrhunderts nicht nur viele ansehnliche bäuerliche Besitzungen freies Eigentum der Rüstikalen, sondern es sind auch nach dem Jahre 1756 die Robot-Bauern und Gärtner durch Einzahlung eines mäßigen Kaufquantums in großer Zahl mit Eigentum beliehen worden, wie dieses eine

Menge von Käufen aus jener Zeit nachweist. Bei der Regulierung der bäuerlichen Verhältnisse sind diese Kaufinstrumente geradezu ignoriert und die sämtlichen Bauernstellen als uneigentümliche oder herrschaftliche abgelöst worden, wodurch die Hälfte der bäuerlichen Grundstücke gesetzlich an die Dominia übergegangen ist. Wenn schon diese Entschädigungsart mit der Vermehrung der Population im diametralen Widerspruch steht, so hat noch die Berechtigung der Dominia, bäuerliche Grundstücke zu acquirieren, einen weit größeren Nachteil hervorgebracht, indem mit Hilfe der Patrimonialgerichtsbarkeit und der Dominialpolizei es möglich wurde, daß viele Ortschaften, welche jetzt noch auf der Karte als Dörfer figurieren, tatsächlich nur von Einfassen bewohnt sind, welche den auf diese Weise aus bäuerlichen Grundstücken errichteten Dominialvorwerken als Gutshörige zugewiesen sind. Ein dritter Umstand, durch welchen der ländliche Grundbesitz in die Hände der Dominia überging, sind die Umlegungen der Felder. Welche Nachteile dieselben für die bäuerlichen Besitzer gebracht haben, kann man am besten aus den Verhandlungen solcher Separationen ersehen. So besitzt zum Beispiel ein seit 1756 mit Eigentum belehnter Bauer in NN, dessen Stelle incl. Wiesen 76 Morgen Ackerland enthalten hatte, nach der Ablösung seiner wöchentlich zweitägigen Robot mit Spannkraft gegenwärtig nur 25 Morgen, wobei ihm sämtliche Kommunalabgaben belassen sind. In derselben Gemeinde hat das Dominium auf diese Art über tausend Morgen gutes Ackerland acquiriert! Man gebe nur dem oberschlesischen Volke allen Grund und Boden, wie es ihn noch vor hundert Jahren besessen hat und wie er sich noch im Grundsteueraufstatter verzeichnet vorfindet: Die Not wird sofort weichen und sogar Wohlstand an ihre Stelle treten. Bei den Ablösungen verloren nämlich sämtliche Bauern und Gärtnner ihre wertvollen Holznutzungs- und Waldstreuberechtigungen und die Hälfte von allem Grund und Boden, außerdem mußte noch jeder Bauer durchschnittlich ca. hundert Taler für das Inventar an die Guts herrschaft zahlen und soll für immer die meisten onera perpetua von seiner halben Stelle — jetzt meist nur 10,20 oder 30 Morgen schlechten Ackerlandes — wie früher von der ganzen tragen. Unter diesen Umständen ist der Wohlstand ganzer Gemeinden zu Grunde gerichtet und der Bauer fristet auf seiner ärmlichen Stelle mit elenden Geschöpfen, welche man in Oberschlesien Pferde nennt, kaum sein Leben, weil ihm die geringe Ackerfläche bei dem rauhen Klima Oberschlesiens wegen der Nähe der Karpaten bei den ausgedehnten Forsten und tellurischen Einflüssen nicht den nötigen Unterhalt gewähren kann. Der Bauer ist gezwungen, lediglich für die königlichen Steuern, Kommunallasten, kirchliche und Dominialabgaben zu arbeiten.

Die Dominien haben sich fast überall den besten Grund und Boden genommen und ihre Vorwerke herrlich arrondiert und vergrößert, auch viele

neue angelegt. Ihre Besitzungen haben dadurch zehnfach an Wert gewonnen, wogegen natürlich das Volk immer mehr verarmt, denn beinahe in jeder Dorfgemeinde hat das Dominium nach und nach auf verschiedene Art durch Bildung der sogen. Wüstungen, durch Ankauf von freien Ackerwirtschaften, durch die Ablösungen usw. 300—1000 Morgen bäuerlichen Ackerlandes an sich gebracht. Beispiele davon können jederzeit in Menge veröffentlicht werden. Man sieht in Oberschlesien überall herrliche, großartige Vorwerke mit prächtigen Schaffställen, aber elende Dörfer mit erbärmlichen Wohnungen, was selbst der Professor Dr. Birchow zugeben wird.

Nimmt man hinzu, daß noch so sehr viele Gärtnner und Häusler robotpflichtig sind, die für den Genuss von 7—15 Morgen schlechten Ackerlandes das ganze Jahr hindurch dem Dominium täglich unentgeltlich arbeiten, dabei neben den königl. und Kommunalabgaben noch einen jährlichen Silberzins an die Guts herrschaft leisten müssen, und daß hier die meisten Dominien an freie Leute — Inlieger, Freihäusler und Freibauern nur ein bis drei Silbergroschen selbst in teuren Jahren Tagelohn zahlen: so braucht man sich nicht zu wundern, woher die Armut, woher der Hungeriyphus stammt. Die Lebensmittel und Brennmaterialien für die arbeitende Klasse sind in den letzten Jahren bedeutend im Preise gestiegen, aber das Tagelohn ist bei dem niederen Saze geblieben, an manchen Orten sogar herabgesetzt worden.

Hierin ist der Grund der immer mehr zunehmenden Armut des oberschlesischen Volkes zu suchen, aber nicht in der Faulheit und schlechter polnischer Wirtschaft, wie sich so manche vornehme Berichterstatter bisher auszudrücken beliebten, am allerwenigsten aber in dem Einfluß der Geistlichkeit, welche selbst besonders durch die ruhenden Zehntel und Messalien, hart betroffen ist, und das Schicksal der Verarmung mit dem gemeinen Manne teilt.“

Wer die heutigen Verhältnisse in Oberschlesien kennt, kann sich der Wahrheit und dem Gewicht dieser Ausführungen nicht entziehen. Wer aber den Worten dieses Geistlichen, der seinen Beitrag mit einem Kreuz gezeichnet hat, nicht Glauben schenkt, der lese die Novelle von Walter Teßche: „Die Rose von der Pzerwa“ (1846). Hier erzählt der Besitzer des Gutes Ottmuth bei Kraßnitz, auf welche Weise der Großgrundbesitzer es versuchte, mit Hilfe befreundeter Gerichtsherrn Bauernland in seine Hand zu bringen.

Es soll aber durchaus zugestanden werden, daß die Bevölkerung an ihrer Armut auch ihre Schuld hatte. Die Trunksucht, die einen gewaltigen Umfang erreicht hatte, verhinderte mögliche Ersparnisse und Anschaffungen.

Vielfach ruinierte sie die Bauern völlig. Die Zunahme dieses Lasters zeigt uns deutlich die nachstehende Uebersicht:

In Oberschlesien wurden versteuert:

im Jahre 1819	wenig über	2	Millionen	Quart	Brannthein,
" " 1825	über	5	"	"	"
" " 1830		7	"	"	"
" " 1839		11	"	"	"

Bei der Häufigkeit von Schenken muß man annehmen, daß das meiste im Lande getrunken wurde.<sup>25)</sup> So gab es auf dem Wege von Gleiwitz nach Königshütte über fünfzig Gasthäuser — Luftlinie 21 km. Als sich die Trunksucht derart verbreitet hatte, nahm die Kirche den Kampf gegen den Alkoholmissbrauch mit Erfolg auf. Der 2. Februar des Jahres 1844 ist der Tag, an dem der Mäfigkeitsfeldzug begann, und Deutsch-Piekar ist der Ort, von dem er ausgegangen ist. Im Verlaufe desselben hatten die Führer, Pfarrer Fiezel und der Franziskanerpater Brzozowksi, derartigen Erfolg, daß fast überall Enthaltungsvereine gegründet wurden, und das Volk massenhaft das Gelübde der Enthaltsamkeit ablegte. Die Größe des Erfolges in der Bekämpfung der Branntheinepest, wie man damals vielfach die Trunksucht nannte, geht aus der Tatsache hervor, daß die Einnahmen des Preußischen Staates aus den Branntheinsteuern um 400.000 Taler zurückgegangen sind.

Bei diesen Massenerfolgen mußten natürlich Rückschläge eintreten. Die neuere Geschichte zeigt ja, daß man selbst durch die Prohibition ein ganzes Volk nicht zur Enthaltsamkeit zwingen kann. Wegen der eingetretenen Rückfälle sind liberal gerichtete Persönlichkeiten gegen diese Enthaltungsbegehung gewesen. So läßt Max Waldau in seinem Romane „Nach der Natur“, der im Jahre 1847/48 spielt, eine seiner Romanfiguren sagen:<sup>22)</sup> „Hinterher, als die Sache ein schlimmes Ende nahm und das Gelübde allenthalben gebrochen wurde, war die Not groß. Zuerst versuchten die Pfarrer durch Kirchenstrafen, durch Nennen von der Kanzel und durch Stehen vor der Kirchentüre die Rückfälligen zu bessern. Als aber keine der Drohungen sich erfüllte, keiner, der Brannthein getrunken hatte, in Jahresfrist starb, machten die Leute Witze über den Schwur und saufen jetzt wie früher. Nur der Fluch, den die Franziskaner über unsere Kartoffelfelder ausgesprochen haben, scheint wahr geworden zu sein. Seit jenem Jahre faul diese Frucht, und seit jenem Jahre wütet der Hunger in den Volksklassen, deren hauptsächliche Nahrung sie ist . . .“

Dagegen stellt Wicher in seiner gerechten Art in einem Schreiben vom 20. Februar 1850 fest:<sup>24)</sup>

„ . . . In vielen Stellen ist seit 1848 das Gelübde der Enthaltsamkeit wieder gebrochen. Aber es gibt noch viele, die keinen Tropfen Brannthein trinken. In der Nähe von Oppeln soll es noch ganze Dörfer geben . . .“

Über die gesundheitliche Wirkung der plötzlichen Entziehung des Alkohols weichen die Ansichten der Aerzte von einander ab. Einige finden, daß die plötzliche Ablegung des zur Gewohnheit gewordenen Reizmittels der Gesundheit wenig dienlich gewesen wäre. Der Alkohol sei zugleich das einzige Mittel gewesen, der die Verdauung der bloß pflanzlichen und mit Ballast überladenen Nahrungsmittel unterstützen half.<sup>23)</sup>

Zu den Ursachen, die auf die Gesundheit der Bevölkerung ungünstig einwirkten, zählten die Aerzte auch die zeitigen Heiraten. Die Mädchen heirateten oft schon in einem Alter von 14 bis 15 Jahren und alterten als dann gewöhnlich so schnell, daß sie als Frauen von noch nicht 30 Jahren ein völlig matronenhaftes Aussehen hatten.<sup>25)</sup>

Fassen wir alles dies zusammen, so kommen wir zu der Erkenntnis, daß die Bevölkerung infolge der geistigen Versunkenheit wenig widerstandsfähig war. Dazu kamen die unhygienischen Verhältnisse, unter denen der größte Teil der Oberschlesier lebte. Völlig zermürbt worden sind die Menschen aber erst durch die Hungersnot und gleichzeitige Krankheiten bevor der Flecktyphus auftrat, dem sie dann massenhaft zum Opfer fielen.

### Die Hungersnot.

Virchoios Mitteilung, daß das Jahr 1844 die letzte gute Ernte gebracht hat, ist nicht ganz zutreffend.<sup>20)</sup> Berichte aus dem Blesser und Gleiwitzer Kreise sprechen bereits in diesem Jahre von einer Missernte.<sup>19)</sup> Diese wie auch die folgenden mit Ausnahme der des Jahres 1846 waren durch große Niederschläge veranlaßt. Sanitätsrat Dr. Kosley, Gleiwitz, berichtet, daß von den 1460 Tagen der Jahre 1844, 45, 46 und 47 713 Regentage und nur 657 Tage waren, an denen es nicht geregnet hat und zum Teil die Sonne geschienen hat. In jedem der Jahre seit 1844 sind Monate gewesen, in denen es an 23 und 28 Tagen mehr oder weniger geregnet hat, und zwar in solchen Monaten, die entweder wichtig für das Gedehnen oder das Einbringen der Früchte waren. Das Jahr 1846 schien günstiger zu werden, was aber in den vergangenen zwei Jahren die Nässe verdarb, das vernichtete in diesem die Dürre in denjenigen Monaten, in denen das Wachstum der Früchte am kräftigsten sein soll, im Mai, Juni und Juli.<sup>17c)</sup> Über die Witterungsverhältnisse des Jahres 1847 gibt Virchow eingehenden Bericht.<sup>20)</sup>

Die Temperaturen dieses Jahres waren außerordentlich hoch. Solche Jahre pflegen in Oberschlesien eine gute Ernte zu bringen. Die Kartoffeln

schlossen außerordentlich ins Kraut. Da setzten massenhafte Niederschläge ein, die Kartoffeln erkrankten, und es trat eine vollständige Missernte ein. Nach zuverlässigen Messungen eines Herrn Elsner in Groß-Strehlitz entsprach die jährliche Regenmenge in Oberschlesien gleich dem Mittel von Heidelberg und betrug 25 Pariser Zoll. 1847 maß derselbe Herr in der Zeit vom 10. Juni bis 16. September 19,75 Zoll, also etwas mehr als das jährliche Mittel von Berlin. Infolge dieser abnormalen Witterung traten in vier aufeinanderfolgenden Jahren Missernten ein. Die Kartoffeln machten von der schlechten Ernte keine Ausnahme.

Sie waren 1844 frisch,  
1845 faul,  
1846 gab es wenig und  
1847 fast gar keine.

Der bereits erwähnte Augenzeuge erzählte mir: „Meine Eltern haben zwölf Sack Kartoffeln ausgesteckt und nicht einen geerntet. Auch das große Oberglogauer Gut des Grafen Oppersdorf brachte nicht eine Garbe Korn ein.“ An vielen Orten hat nämlich noch der Hagel die Ernte fast vollständig vernichtet. Infolge dieser Missernte stiegen natürlich die Preise außerordentlich, und die Teuerung war unerträglich. Die Preise können wir auch von einer Hungerdenkmünze ersehen, die sich im Gleiwitzer Museum befindet. (Siehe Tafel V.) Die Vorderseite zeigt eine zusammengezogene Frau mit zwei Kindern, die von einem Engel getröstet werden. Die Umschrift lautet:

„Große Theuerung. Wenig Nahrung. Unser täglich Brodt gieb uns heut.“

Die rückseitige Umschrift bringt die Preise:

Im Jahre 1847 galt in Schlesien d. Sack oder 2 Pr. Scheffel  
Weizen 11 Rt.  
Roggen 10  
Gerste 8  
Hafer 3½  
Erbse 9  
Kartoffeln 2.

Diese Preise entsprechen den höchsten Notierungen auf dem Gleiwitzer Markt. Sie werden hier nach der Zeitung „Der Oberschlesische Wanderer“ angeführt.<sup>23)</sup> Die Preise waren in einem normalen Jahre:

1843 Januar für Weizen 1 Rt. 15 Sgr. . . . für 1 Scheffel  
Roggen 1 Rt. 3 „ 6 Pf. „ 1 „  
Kartoffeln 22 „ . . . „ 1 „

Auf diese Höhe gingen die Preise auch wieder zurück, als gute Ernten kamen. Es kostete im Januar des Jahres 1849:

ein Scheffel Weizen 1 Rt. 20 Sgr.  
" " Roggen 1 " 5 "  
" " Kartoffeln 12 "

Wie groß die Teuerung im Jahre 1847 war, ersehen wir aus der nachstehenden Preistabelle. Es kostete auf dem Gleiwitzer Markt ein Scheffel

Weizen	Roggen	Kartoffeln
5. 1. 47 2 Rt. 15 Sgr. 6	2 Rt. 15 Sgr. —	— Rt. 26 Sgr.
1. 2. 47 2 " 10 " —	2 " 25 " —	— " 28 "
1. 3. 47 2 " 16 " 6	2 " 25 " —	1 " — "
12. 4. 47 2 " 27 " 6	3 " — " —	— " 28 "
27. 4. 47 3 " 15 " —	3 " 17 " 6	1 " 4 "
4. 5. 47 4 " 7 " 6	3 " 25 " —	1 " 8 "
31. 5. 47 4 " — " —	4 " 5 " —	1 " 6 "
28. 6. 47 5 " 15 " —	4 " — " —	1 " 18 "
19. 7. 47 4 " 20 " —	3 " 22 " 6	1 " 10 "
10. 8. 47 4 " — " —	2 " 4 " —	— " 24 "
19. 9. 47 3 " — " —	2 " 7 " 6	1 " — "
18. 10. 47 3 " 5 " —	2 " 15 " —	1 " 2 "
16. 11. 47 2 " 25 " —	2 " 10 " —	1 " 2 "
21. 11. 47 2 " 25 " —	2 " 3 " —	1 " 4 "

Da die Arbeiter in den landwirtschaftlichen Gegenden ein bis drei Silbergroschen täglich verdienten, waren diese Preise unerschwinglich hoch, und eine große Not bedrückte die Hauptmasse der Bevölkerung. Mas Waldau berichtete Ende Juni 1847 in den „Hamburger Jahreszeiten“:<sup>24)</sup>

„Das hohläugige, leichenfahle Gespenst, der Hunger, schwingt seine Geißel und schlägt seine bleischwere Kralle in ihre Leiber. Die Glüten, die zu Anfang und in der Mitte dieses Monats in den fruchtbaren Gegenden die Ernte vernichtet, der Hagel, der an hundert Orten die Fruchthalme zertrümmert, das sind die Verbündeten des Hungers. Selbst die großen Opfer, die von allen Seiten gebracht werden, sind nur Tropfen auf glühenden Boden. Tausende von Bettlern kommen und gehen, halb lebendiges, schleichendes Elend. Es gibt Bezirke, wo die Menschen sich von Sauerampfer, den sie in großen Massen kochen, ernähren. Dies schlechte Nahrungsmittel schwächt die Körper vollends, sodass sie den heftig grässierenden Fiebern keinen Widerstand bieten können.“

Diese große Not war natürlich nicht plötzlich da, sondern ganz allmählich wurde sie von Jahr zu Jahr immer größer. Zunächst drückte sie nur die kleinen Leute. Diese Häusler und Gärmer lebten auch in

gewöhnlichen Zeiten recht dürftig. Von den Ersparnissen am Tagelohn pachteten sie sich  $\frac{1}{4}$  oder  $\frac{1}{2}$  Morgen eines gedüngten oder zugerichteten Ackers. Dieses Feld wurde mit Kartoffeln, Kohl und Rüben, gelegentlich auch mit Bohnen bepflanzt. Die Frau bearbeitete diesen Acker mit den Kindern, während der Mann dem Gutsherrn, im Walde oder auf einer Grube oder Hütte arbeitete. Sein Verdienst reichte knapp für Kleidung, Feuerung und Abgaben. Gerieten die angebauten Früchte, so war der Tisch für ihn und seine Familie gedeckt, und die Mahlzeit wurde als gut empfunden, wenn man sich für einige Pfennige geronnene Milch oder verdünnte Buttermilch leisten konnte. Fleisch, Brot, Butter und Fett waren meist nur dem Namen nach bekannt und wurden nur bei außerordentlichen Gelegenheiten aufgetischt. Der arme Mann konnte kaum einen Notpfennig zurücklegen, er mußte immer nur auf eine gute Ernte hoffen.<sup>17c)</sup>

Da traten nun vier Notjahre ein. Dr. Kosley fährt in seinem Berichte über die Not im Kreise Tost-Gleiwitz fort:

„ . . . Diese große Klasse von Menschen verlor das ganze Kapital, die Kraft und die Frucht davon, die Arbeit. Die erste unergiebige Ernte gebot Sparsamkeit, die zweite Einschränkung und Versuche zur Deckung des Ausfalls, die dritte Entbehrung und Veräußerung von entbehrlich scheinender Habe als von Vieh, Hausräten, Kleidungsstück, Bett, ja sogar von notwendigen Wirtschaftsgegenständen, Haken, Sichel, die vierte gebar die Not und hat in ihrem Gefolge wirklichen Hunger. Es muß die Entblößung von jeglichen Mitteln sehr, sehr groß sein, wenn man die betrübende Erfahrung machen muß, daß selbst diejenigen, welche Acker besitzen, den Dünger verkaufen, um nur einiges Geld zu bekommen zum Ankauf von Nahrungsmitteln. Als im September des vergangenen Jahres (1847) die Kartoffeln in der Erde verfault waren und fast gar nicht geerntet wurden, da war es gewiß, daß ein solcher Notzustand die unausbleibliche, ja fast unabwendbare Folge sein mußte, daß verheerende Seuchen nicht ausbleiben konnten, denn physisch und psychisch war die Bevölkerung dazu vorbereitet.“

Mit der wachsenden Not verschlechterte sich die Nahrung immer mehr. Kartoffeln fehlten bald ganz. Die einzige Kuh mußte verkauft werden, und schließlich blieb nur noch das Kraut übrig. Und als auch das zu Ende war, nahm man als Ersatz Klee, Quecken, Sauerpflanze, Pilze, frische und faule Kartoffeln u. s. w. Viele Arme verhungerten dabei direkt. Die meisten gerieten in einen Zustand der Unterernährung, der erbarmungswidrig war. Ein anschauliches Bild des Hungereleends malte uns der bereits erwähnte Dr. Kosley:<sup>17d)</sup>

„ . . . Betritt man die Wohnungen, so sieht man die leeren, angeräucherten Wände, eine Ofenbank ist Stuhl, Tisch und Bett; grobseine Beinkleider, ein solcher Rock, ein solches Hemd die einzigen Kleidungsstücke; die Kinder kauern in dem schwarzen, zerrissenen Hemde am Ofen, die nackten sind auf demselben oder im Stroh mit einigen Lumpen bedeckt zu finden. Vater und Mutter gleichgültig, bleich, grau, abgemagert, wankend, zitternd, bebend, jammernd mit bleichen Lippen, eingefallenen Wangen, heiserer Stimme, die Hände faltend, mit übelriechendem Atem um Nahrung flehend. In dieses Lamento stimmen die Kinder ein, sodaß das Herz vor Weh springen möchte. Nicht in einzelnen Häusern, sondern in ganzen Dörfern sind diese traurigen, verhungerten Gestalten zu sehen und zu bewundern, mit welcher Geduld diese Not ertragen wird. Der Hofraum ist verödet, selten sieht man Hühner, wenig Gänse, Enten fast gar nicht, Schweine hie und da, die Kühe sind verpfändet, verkauft, auch verhungert, die Pferde abgemagert, von der Hungerräude abgemattet, aus einigen Gemeinden ist fast jedes Tier vom Pferde bis zur Käze verschwunden.“

Unter solchen Verhältnissen soll, so fordert man vorwurfsvoll, der Mann Kraft haben, lustig arbeiten, sparen, erübrigen, sich wohl befinden: Unter solchen Verhältnissen soll sich keine Seuche bilden und verbreiten!“

Die Krankheiten und Seuchen ließen auch nicht lange auf sich warten und zeigten bald mit grausamer Macht an dem Mark des unglücklichen Volkes.

### Krankheiten und Seuchen.

Die durch dürftige Ernährung geschwächte Bevölkerung wurde durch mehrere aufeinanderfolgende Epidemien heimgesucht. Infolge der unhygienischen Verhältnisse sind ja gewisse Krankheiten wie Fieber, Ruhr, Brechdurchfall, Wechselfieber und Typhus jedes Jahr in Oberschlesien aufgetreten. Das Jahr 1847 war aber besonders schlimm. Der Bericht Dr. Rosenthal's über die gesundheitlichen Verhältnisse im Rosenberger Kreise trifft im wesentlichen für das gesamte Notgebiet zu.<sup>17e)</sup> Danach herrschte vom Februar bis Mitte Juni das Wechselfieber. Darauf folgte die Ruhr, die bis Mitte September mit großer Schnelligkeit um sich griff und ihre Opfer ohne Unterschied des Alters, Geschlechts und Standes erfaßte. Personen, die eben erst von der Malaria genesen waren, wurden von der Ruhr befallen, oder die Malaria ging schon unmittelbar in die Ruhr über. Der Übergang war so häufig und augenscheinlich, daß die Bezeichnung der Ruhr als Tochter des Wechselfiebers auftrat. Seltener ging die Ruhr in Malaria über.

Die Ruhr wirkte besonders im Plesser Kreise verheerend. Virchow glaubt sie den schlimmsten an die Seite stellen zu können.<sup>17f)</sup> Die Zahl der

Erkrankungen war nicht annähernd festzustellen, aber über die Zahl der Todesfälle kann man sich ein Bild machen, wenn man bedenkt, daß im Kreise Pleß in diesem Jahre rund 5000 Menschen mehr gestorben sind als sonst.

Außer diesen Seuchen kamen gastrische Erkrankungen wie Brechdurchfälle, Magen- und Darmkatarrhe in übertreffender Anzahl vor. Im Zusammenhang mit der fast ausschließlichen Pflanzennahrung der Bevölkerung steht die Entwicklung von Eingeweidewürmern in einem Maße, wie sie sonst selten beobachtet worden ist. Spulwürmer und Pfriemenköpfe fanden sich meist in Gesellschaft vor. Die Pfriemenköpfe waren im Blind- und Dickdarm, während Spulwürmer den ganzen Verdauungskanal bis in den Magen hinein bewohnten. Kein Alter war verschont. Selbst Greise litten daran, bei denen sonst Spulwürmer eine Seltenheit sind. Nicht selten krochen die Spulwürmer bei Nachtzeit den Kindern aus dem After, selbst aus Mund und Nasenlöchern hervor. Dr. v. Bärensprung fand bei Leichenöffnungen dreißig bis vierzig Spulwürmer und zahllose Trichocephalen in dem Darme von Kindern, die doch schon während ihrer Krankheit massenhaft diese Parasiten verloren hatten.<sup>2)</sup>

Verheerender als alle diese Krankheiten wirkte der Flecktyphus. Da diese Seuche zunächst in den österreichischen Nachbargebieten Galizien, Österreich-Schlesien, Mähren und Böhmen auftrat, so erscheinen die Berichte sehr glaubhaft, die besagen, daß die Krankheit aus Galizien zunächst in den Pleßer Kreis eingeschleppt wurde. Die österreichische Presse durfte zwar über die Ausdehnung der Seuche keine Nachrichten bringen, doch sollen nach Virchow allein im Wadowicer Gebiete 60—80 000 Menschen gestorben sein. Zuerst breitete sich die Epidemie nach ihrer Einführung im Kreise Pleß aus, wo sie schon im Juli 47 zu wüten begann. Im Rybniker und Ratiborer Kreise brachte erst der September und Oktober ein rascheres Fortschreiten der Krankheit. Ja, in einigen Gegenden des Rybniker Kreises dauerte es bis gegen Dezember und Januar, bevor man die volle Kraft der Seuche zu empfinden begann. Im Laufe der ersten drei Monate des Jahres 1848 griff der Flecktyphus allmählich auch noch auf die Kreise Gleiwitz, Beuthen, Lublinitz, Groß-Strehlitz, Rosenberg, Cosel und Leobschütz über, sodass mehr als zwei Drittel Oberschlesiens verseucht waren. Verarmte, seit Jahren schlecht genährte und auf besonders niedriger Stufe von Lebensenergie stehende Menschen waren der Seuche am meisten ausgesetzt. Doch schonte sie auch die höheren Stände nicht und vor allem Leute, die mit der niedrigen Bevölkerungsschicht in Berührung kamen. In den Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen lesen wir, daß sein Vater, seine Mutter und eine seiner Schwestern gleichzeitig auf dem Gute Koschtein erkrankt sind.<sup>3)</sup> Und noch viele Jahre nach Erlöschen der Seuche kamen Todes-

fälle infolge Flecktyphus in den besten Kreisen Oberschlesiens vor. Unter anderem ist auch der oberschlesische Heimatdichter und Gutsbesitzer Max Waldau an dieser Krankheit im Jahre 1855 zugrunde gegangen. Die ungeheure Ausdehnung der Epidemie lag in der durch die allgemein herrschende Not erzeugten Widerstandslosigkeit gegen die Erkrankung überhaupt und in dem Mangel an Ärzten und zweckmäßigen sanitätspolizeilichen Maßregeln. Es erhebt sich nun die Frage, welche Stellung haben die Behörden angesichts der Hungersnot und der verheerenden Seuchen eingenommen?

### Das Verhalten der Behörden.

Die entsetzliche Not schrie zum Himmel, aber dem Volke kam zunächst keine Hilfe. Virchow klagt bitter:<sup>20)</sup>

„Die Bürokratie wollte also dem Volke nicht helfen, oder sie konnte es nicht. Die Feudalaristokratie gebrauchte ihr Geld, um dem Luxus und der Narrheit des Hofes, der Armee und der großen Städte zu frönen. Die Geldaristokratie, welche aus den oberschlesischen Bergwerken so große Summen zog, kannte die Oberschlesiener nicht als Menschen, sondern als Maschinen oder wie der Kunstausdruck heißt, als Hände. Die Hierarchie endlich girierte das Elend des Volkes wie eine Anweisung auf den Himmel.“

Dieser Ausspruch Virchows ist eine Liebentreibung, der wir nicht zustimmen können. Gewiß aber hat er recht, wenn er behauptet, daß die damaligen Behörden ihre Pflicht nicht getan haben. Wie der amtliche Geschäftsgang war, können wir aus dem Roman „Nach der Natur“ entnehmen:<sup>22)</sup>

„Hilf Dir selbst, so wird Gott Dir helfen! Jedes Wort, das Sie sprechen, ist verloren. Der Landrat berichtet vom Kreistage an die Bezirksregierung; ist es Unangenehmes, so bekommt er eine Nase und muß einen neuen Bericht einsenden. Daraüber gehen acht Wochen hin. Die Regierung schickt den verbesserten Bericht nebst einigen Bemerkungen über offensichtliche Nachlässigkeiten des Landrats und schlechten Geist im Kreise nach gebührendem Zwischenraume an den Oberpräsidenten. Von da erhält der Landrat wieder eine offizielle Nase und eine Mahnung an seine Pflichten. Endlich wird durch eine dritte Nase von Seiten des Ministers, der die Aufforderung beilegt, binnen 3 Monaten über die Linderung des Notstandes zu berichten, die ganze Sache begraben . . .“

Wir müssen aber gerecht sein und feststellen, daß die falsche Berichterstattung bereits bei dem Dorfshulzen anfing. Als z. B. die Dörfer die Zahl ihrer Armen angeben sollten, machte ein Schulze nur sieben namhaft, er hatte Angst, daß die gemeldeten Armen nachher den reicherem Bauern zur Last fallen könnten. In Wirklichkeit waren mindestens siebzig Arme vorhanden, und schließlich mußte dreiviertel des Dorfes als hilfesbedürftig unterstützt werden.<sup>23)</sup>

Bereits am 20. April 1847 wurde im ersten Vereinigten Landtag die Petition über Abhilfe der Not in Oberschlesien besprochen. Die maßgebenden Stellen wollten aber die Notwendigkeit zu helfen nicht einsehen. Das hat Tausenden das Leben gekostet. Als die Not immer weiter stieg, traten die Landräte der Kreise Pleß und Rybnik, wo das Elend am größten war, manhaft für ihre Kreisinsassen ein. So hatte der Rybniker Landrat von Durant dem Minister des Inneren v. Bodelschwingh schon unter dem 3. August 47 einen Bericht über den Zustand der Ernte und über die drohende Hungersnot eingereicht. Und der Plessener Landrat hatte in demselben Monat der Regierung berichtet, daß bereits über 600 Menschen im Kreise verhungert seien, und daß der ansteckende Typhus immer weiter um sich greife.<sup>20)</sup> Allein, es geschah nichts, weil man solche Gerüchte für Liebertreibungen ängstlicher Gemüter hielt. Auf dem Kreistage zu Rybnik am 29. November 1847 erklärte der Regierungsvertreter, daß auf eine Unterstützung aus Staatskassen nicht zu rechnen sei. Die Kreisstände selbst sollten helfen. Diese stellten fest, die Mittel des Kreises seien durch die Not der vergangenen Jahre erschöpft, und daß man die Bevölkerung ihrem Schicksale überlassen müßte.<sup>10)</sup>

Infolge der strengen Handhabung der Zensur, die keine Nachrichten über die Not in Oberschlesien zuließ, und der beschönigenden Berichte der Behörden kam es, daß der König und der größte Teil des preußischen Volkes keine Ahnung von dem entsetzlichen Unglück hatten.<sup>14)</sup>

Verantwortlich für die gesundheitlichen Verhältnisse im Regierungsbezirk Oppeln war vor allem der Medizinalrat Lorinser. Diesen trifft seitens der Ärzte der Vorwurf, daß er zur Bekämpfung der Seuche keine Vorsorge getroffen hätte. Er hat sogar bis zum 20. Februar 1848 die verfeuchten Kreise nicht einmal aufgesucht. Auch Virchow, der doch als Beauftragter des Ministeriums die bedrohten Gebiete bereiste, mußte feststellen, daß seitens der Regierung nichts geschehen sei. Gleich den anderen Ärzten wendet auch er sich gegen den Medizinalrat Lorinser, der erklärt hat, Ärzte nach Oberschlesien zu senden, hätte keinen Zweck. Die Regierung in Oppeln und Breslau tat so, als ob die Bevölkerung zu Ärzten kein Vertrauen hätte. In einer Zuschrift an die „Wochenschrift für die gesamte Heilkunde“ wendet sich Prof. Dr. Kuh von Rybnik aus gegen die Unterstellung des Oberpräsidenten v. Wedell, als ob die oberschlesische Bevölkerung keine ärztliche Hilfe haben wolle. Er beruft sich auf das Zeugnis der Behörden:<sup>12)</sup>

„Sie alle können im Falle des Zweifels befunden, daß wir unsere Pflicht mit Treue und Furchtlosigkeit üben, und daß uns das Volk, wo wir uns zeigen, anhängt, unseren Rat sucht und gern befolgt.“

Der Oberpräsident glaubte übrigens, für Oberschlesien genug getan zu haben, als er sich in das Breslauer Komitee aufnahmen ließ, das Gaben für die notleidenden Oberschlesier sammelte.<sup>20)</sup> Mitte Februar setzte der Staat mit seiner Hilfe energisch ein. Als Lorinser in das Seuchengebiet kam und in Nikolai vor den Ärzten über die zu ergreifenden Maßregeln sprach, konnte ihm Prof. Dr. Kuh entwidern, daß das Breslauer Komitee bereits alle diese Maßregeln getroffen hätte.<sup>25)</sup> Die Hilfe für die hungernde Bevölkerung hat sich seitens der Regierung auch deswegen solange hinausgezögert, weil die Mehlschiffe zu Wasser wegen Einfrierens aufgegeben werden mußten. Die Eisenbahn war aber durch die Truppentransporte nach Krotau stark in Anspruch genommen. Die Zahl der Hilfsbedürftigen war allein in den Kreisen Pleß und Rybnik je 20 000, und nach einem Briefe des Kanonikus Heide im Kreise Ratibor 7000.<sup>10 und 17)</sup> Aus dem Mehl haben die Oberschlesier Schur, eine saure Mehlsuppe, und Blazki gemacht. Das sind ungesäuerte Kuchen, ähnlich den Kartoffelpuffern. Sie wurden auf der Ofenplatte gebacken. Um eine gesündere Verwendung des Mehles sicher zu stellen, wurden im Laufe der Hilfsunternehmung auch Bäckereien errichtet.

Außerordentlich viel hat der Besuch des Staatsministers Grafen zu Stolberg zur Linderung der Not beigetragen, der gemeinsam mit dem Oppelner Regierungspräsidenten, dem Grafen Pückler, die am meisten leidenden Kreise bereiste. Am 12. Februar 48 wurde in Ratibor mit mehreren angesehenen Männern eine Besprechung abgehalten. Bis tief in die Nacht hinein wurden die ausgedehntesten Maßregeln zur schleunigen Hilfe verabredet und in der Folgezeit auch durchgeführt. Bereits am folgenden Tage gingen 8 mit Lebensmitteln beladene Wagen nach den Stationen der Barmherzigen Brüder ab.<sup>17 c)</sup>

Bei der weiteren Rundreise ergab sich, daß die sanitätspolizeilichen Kräfte zur Erhaltung der Ordnung bei Verteilung von Lebensmitteln und anderweitigen Unterstützungen nicht ausreichten, da viele Schulzen selbst erkrankt waren. Es wurde deshalb mit dem Oberpräsidium vereinbart, hundert tüchtige Unteroffiziere und Gefreite, die der polnischen Sprache mächtig waren, unter Leitung von vier Offizieren abzukommandieren.<sup>7 f und 6)</sup> Rittmeister Boddien, der später den Kreis Pleß im Frankfurter Parlament vertrat und durch seine Karikaturen der Abgeordneten bekannt wurde, leitete als Militärkommissar für die Kreise Pleß und Rybnik die einzelnen Militärkommandos. Als Zivilkommissar mit beschränkten Vollmachten wurde für diese Kreise der Justizrat v. Götz bestimmt.<sup>20)</sup> Die Soldaten wurden auf die einzelnen Ortschaften verteilt und übten dort die Polizeigewalt aus. Sie waren gleichzeitig Begleiter und Dolmetscher der Ärzte.

Sie überwachten die Reinigung und Desinfektion der Krankenstuben, die Verteilung der Lebensmittel und Liebesgaben. Sie sorgten weiter dafür, daß die Verstorbenen gemeldet und ordnungsgemäß begraben wurden.<sup>8a)</sup>

Das war aber nicht die einzige militärische Hilfe. Am 19. Februar trafen im Notgebiet vier Militärärzte und später noch neun Medico-Chirurgen ein. Gleichzeitig führten die Militärärzte Feldapotheken mit sich.<sup>7)</sup>

Wie die Fliegenden Blätter des Rauhen Hauses weiter berichten, wurden aus den Beständen des VI. Armeekorps 1800 wollene Decken, 600 Strohsäcke und ebenso viele Kopfpolster und Handtücher abgeschickt. Später folgten noch 600 Decken. Von dem Kriegsministerium wurden 1255 Decken in Liegnitz und 3889 Decken aus den Beständen der Gardecorps zur Verfügung gestellt. Ebenso sind bis Mitte März 2000 Paar neue Schuhe überwiesen worden. Ferner wurden auch alle Notlazarette aus den Beständen des VI. Armeekorps ausgerüstet.

Außer den Militärärzten wurde eine große Anzahl von Zivilärzten durch die Regierung in die gefährdete Gegend geschickt. Allein im Kreise Pleß waren 43 und im Kreise Rybník 36 Ärzte tätig.<sup>20)</sup>

Mit diesen Angaben, die zufälligen Berichten von Privatpersonen entnommen sind, ist gewiß nur ein Teil dessen aufgeführt, was die Regierung tatsächlich zur Linderung der Not getan hat. Eine Einsicht in die Akten, die sich mit der oberschlesischen Not befassen, würde zeigen, daß die Regierung für Oberschlesien noch wesentlich mehr geleistet hat.

### Die Größe der Not.

Nur dadurch, daß die Regierungshilfe nicht rechtzeitig zur Stelle war, ist es möglich gewesen, daß das Elend so außerordentlich groß geworden ist. Wir sind noch heute tief erschüttert, wenn wir Briefe und Berichte aus dem Hungergebiete lesen. Deutlich tritt uns beim Lesen der nachfolgenden Schilderungen das Unglück vor Augen.

Rybník, 20. Januar: ... Die aufeinanderfolgenden Missernten dreier Jahre und das totale Misserfolg der Kartoffel im vorigen Jahre haben als Folge des verbreiteten Genusses unverdaulicher und nicht nährender Lebensmittel besonders Kleinen, Gras usw. eine langwierige und langsam tödende Entkräftung herbeigeführt. Diese Entkräftung ist jetzt in den Hungertyphus übergegangen, welcher von Österreich über die Grenze herübergetreten ist. Er brach zuerst in den niederen Volksschichten aus, und die Epidemie hat nunmehr ihr Kontagium über alle Klassen der Einwohner des Kreises verbreitet. Die Sterblichkeit hat schon gegen 8% der Bevölkerung des Kreises dahingerafft. Die Not ist allgemein. Die mäßigen Getreidepreise gewöhnen

keine Hilfe, denn die verbreitete Massenarmut hat kein Geld zur Bezahlung der Lebensmittel. Die Anordnung größerer Arbeiten kann nichts nützen, denn die verhungerten und entkräfteten Menschen können nicht mehr arbeiten. So ist denn eine verzweifelte Abstumpfung da, bei der alles bittelt oder stiehlt, bis der Hungertod diesem schauerblosen Treiben ein Ende macht. Diese Ausführungen lassen sich mit unendlich vielen Tatsachen belegen; denn dem wirklichen Mangel unterliegen im hiesigen Kreise an 20000 Menschen und im Pleßer Kreise soll es nicht besser sein. Bei solchem Notstande kann weder der Kommunal- noch der Kreisverband Hilfe schaffen, denn unsere Armenverbände sind jetzt bis auf geringe Ausnahmen Verbände von Armen....<sup>10)</sup>

Pleß, 25. Januar. .... Diese Krankheit ist hier aber nur das letzte Lebenszeichen der dem Hunger und Elende Erliegenden, und durch jahrelange Entbehrung und schlechte Kost veranlaßt. 10% der Bevölkerung ist im letzten Jahre gestorben; viele Dörfer haben 20% verloren. Auf den Feldern, in den Wäldern fand und findet man täglich die Leichen Verhungert. Scharen von Bettlern und Bettelkindern irren obdachlos und jammern umher. Tausende — im eigentlichen Wortsinne Tausende — von Waisen batieren ihre Verlassenheit vom Jahre 1847. Ganze Häuser und Gehöfte sind ausgestorben. Mit den physischen Kräften der dem Elende Preisgegebenen sind auch die moralischen Kräfte, jede Energie gewichen. Hoffnungslosigkeit und Gleichgültigkeit ist ihr Denk- und Handlungssvermögen. Arbeiten wollen sie nicht. „Wir müssen ja doch sterben, vom Taglohn können wir uns und unseren Kindern nicht aufhelfen.“ Das ist die Antwort auf Arbeitsanträge. Ja noch mehr: vollkommene Gleichgültigkeit gegen die ihnen nächststehenden Verwandten; der Bruder schließt die Schwester vom Gehöfte aus, um sein eigenes Leben länger fristen zu können — bald darauf findet man die ausgeschlossene vor ihrer Heimattüre verhungert, erstunken. Eine Mutter knebelt eins ihrer Kinder, läßt es auf dem Kirchhofe erfrieren und steckt das zweite unter das Eis. Kinder stehlen den siechen Eltern die letzten Nahrungsmittel und verlassen sie dann; und hunderte der mehr oder minder exzitanten Züge der Entmenschlichkeit fallen täglich vor. Und kann man den Stein auf die Unglücklichen werfen? — Um menschlich sein zu können, muß der Mensch vor allem leben können. Man bedenke es wohl: es sind vierjährige mit beispieloser Geduld und ohne Klage getragene Leiden, welche endlich durch die tägliche Entbehrung, Kampf, Gram, Kummer und Angst jeden Lebensnerb und jedes Gefühl abgestumpft, jedes Überlegungsvermögen verfügt haben....<sup>10)</sup>

Gleiwitz, 28. Januar. .... Die Not steigt aufs Höchste, zumal in den letzten Tagen eine so strenge Kälte eingetreten ist. Überall begegnet man Scharen von siechen und halbverhungerten Bettlern, die von Türe zu

Türe wandern, um Nahrung und Kleidung für sich und die Ihrigen zu erfrischen, und glücklich sind, wenn ihnen gestattet wird, ein viertel Stündchen in warmer Stube verweilen zu dürfen. Besonders der Stadt strömen aus der ganzen Umgebung die Bettler zu, weil sie da am ehesten Linderung und Hilfe zu finden hoffen. Oft aber ist dieser Gang ihr letzter. Haben sie auch den ganzen Tag über einige Pfennige an den Türen mitleidiger Menschen erbettelt, ein Nachtquartier will ihnen niemand geben — und so müssen diese entkräfteten Menschen, man kann sie eher lebendige Leichen nennen — am späten Abend nach ihrer Heimat zueilen, die sie aber vor Entkräftung und Kälte nicht mehr erreichen. Der nächste Morgen findet sie erstarrt in einem Graben oder an einem Baum gelehnt. Nicht selten ist es auch bis jetzt vorgekommen, daß Kranke in ihrer Fieberhitze aus dem Bett und der Wohnung stürzten, und da sie niemand zurückhalten und führen konnte, im Freien erstickten. Denn die Bewohner ganzer Kreise liegen oft zu gleicher Zeit darnieder, verlassen von allen Gesunden, ohne alle Pflege, kaum, daß ein kleines Kind, das von der Krankheit verschont geblieben, seinen Angehörigen Wasser zur Linderung der brennenden Hitze reichen kann. Niemand will sich dieser Armen annehmen, Freunde und Verwandte verlassen einander, die eigene Ansteckung fürchtend.<sup>10)</sup>

Ratibor, 30. Januar . . . . Der Hunger und der Typhus wüten hier in nicht geringerem Grade wie in den Kreisen Pleß und Rybnik, und das Elend übersteigt besonders in einzelnen Dörfern alle Vorstellungen. In dem kleinen Dorfe Bojanow, eine Meile von hier, liegen in diesem Augenblicke von der Bevölkerung, die etwas über 500 Seelen zählt, mehr als 120 am Typhus schwer darnieder. Nicht minder schlimm steht es in vielen Dörfern, die sich von Oderberg herab an der Oder bis in den Coseler Kreis hineinziehen; die Bewohner dieser unglücklichen Dörfer haben seit zwei Jahren durch die furchtbarsten Oderüberschwemmungen ihre Ernten verloren, und der Hunger und das Elend hatte schon im vorigen Jahre eine entsetzliche Höhe erreicht. Nun hat sich zu diesem Jammer noch der Typhus gesellt. Die meisten der Kranken in diesen unglücklichen Dörfern, in welchen außer dem Exekutor, welcher die Steuern einzieht, nur selten Beamte gesehen werden, liegen in ungeheizten Stuben ohne Betten oder schützende Bekleidung, und selbst von ihren Nachbaren wagt sich selten jemand in das vom Typhus infizierte Haus. Hunger und Krankheit dezimieren die hiesige Bevölkerung, und mit Angst und Schrecken sehen wir der Zukunft entgegen. . . .<sup>11)</sup>

Beuthen, 1. Februar . . . . Auch hier hat das Nervenfieber die gewöhnliche Zahl der Toten mehr als verdoppelt und in demselben Verhältnisse die der Unterstützung bedürftigen Witwen und Waisen vermehrt, auch hier haben die Gerichte nicht selten den durch Frost und Hunger herbeigeführten

Tod zu konstatieren; Männer verlassen ihre Weiber, ihre vor Hunger schreienden Kinder, und was mehr als alles andere die Verzweiflung der Armen beweist, sie sehen nicht selten die Leichen ihrer Angehörigen bei Nacht auf den Kirchhöfen ab, ohne sich weiter darum zu kümmern, wo und wie sie begraben werden. Und dabei keine Hoffnung, daß es bald besser werden könnte. . . .<sup>12)</sup>

Guttentag, 31. Januar. . . . Auch der Lublinizer Kreis erliegt bereits dem furchtbarsten Elend. In meinem Pfarrbezirk namentlich rafft das Nervenfieber ungewöhnlich viele von jenen weg, die teils die Ruhr im vorigen Jahr bestanden, teils von aller Hilfe entblößt sind. Das Dorf Brendowitz ist fast zum sechsten Teil ausgestorben. In Kożuren lagen elf Personen an Typhus, wovon mehrere starben. Dergleichen nervös Kranke zu vier bis sechs in einem Haus anzutreffen, ist gar nichts selenes. Die Leichen lagen bisweilen acht Tage unberdiggt an den Haustüren, bis sich ihrer die Polizei annahm, teils, weil die Angehörigen ebenfalls stark daneiederlagen, teils, weil Fremde oder Verwandte aus Furcht vor Ansteckung sich fern hielten. Wie elend, kraftlos, ausgehungert und zerlumpt die zahlreichen Bettler, groß und klein, hier aussehen, muß man durch Augenschein erfahren, um es zu glauben. Daß die Dual bei Pleß, Ratibor, Rybnik und etc. größer sei als hier, kann ich mir nicht vorstellen, wenn ich die Not nach dem hiesigen Stadthrande und wegen der längst fehlenden Kartoffelernte erwäge. . . .<sup>13)</sup>

Aus Anhalt berichten die Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause.<sup>14)</sup>

„Die Webstühle, welche so oft den Ort ernähren halfen, stehen fast alle still, da die umliegenden Dörfer keine Bestellungen machen konnten. Notpfennige aus besseren Zeiten hat das Elend des veritablen Frühjahrs schon vollständig absorbiert. Kranke liegen auf jämmerlichen Lagerstätten, ohne zu ihrer Erquickung etwas zu haben als was die Barmherzigkeit ihnen reicht. Fremde Bettler durchziehen in dichter Aufeinanderfolge vom Morgen bis zum Abend den Ort, größtenteils wahre Leidensgestalten, zerlumpt, bleich, abgemagert oder auch geschwollen und aufgedunsen, zur Arbeit sichtlich schon unfähig. Und doch ist nach allen Nachrichten in der Südhälfte des Kreises — Pleß — das Elend noch weit allgemeiner, weil dort bei noch größerem Mangel an Kartoffeln selbst die Erwerbe mangeln, welche in unseren nördlicher gelegenen Ortschaften die Nähe der Hüttenwerke, Gruben und Eisenbahn noch gewährt. Mit vieler Geduld hat unser armes Volk den schon so lange dauernden Notstand bisher ertragen! Von Straßenraub, Einbrüchen und ähnlichen Verbrechen verlautet gerade gegenwärtig aus meiner näheren Umgebung gar nichts; und auch dahin ist, Gottlob, die Masse unserer Landleute nicht wieder

gekommen, daß sie mit Verwendung des letzten Groschens ihren Gram in Branntwein zu ertränken suchen; Tatsachen, die ihnen zu keiner geringen Ehre gereichen...."

Ergreifend ist oft das Schicksal des einzelnen, über den das Unglück hereingebrochen ist. So wird uns z. B. berichtet: <sup>17h)</sup>

„In dem Dorfe Mittel-Goldmannsdorf kehrt eine Schullehrerstfrau nach mehrwöchentlicher Abwesenheit zu den Ihrigen zurück, findet aber niemand mehr am Leben. Der Mann und ein Kind waren am Nervenfieber gestorben, das jüngste Kind war verhungert. Letzteres lag auf dem Fußboden, den Mann und das andere Kind fand sie im Bette, ersteren bereits stark in Fäulnis übergegangen, denn er lag fast seit drei Wochen tot. Niemand hatte sich der armen Verlassenen anzunehmen, niemand die Toten wegzu schaffen gewagt...."

Aus allen Orten des Notgebietes erschossen die Hilferufe, denn auch in den Städten machte sich die Armut und das Elend breit. Die Handwerker haben bisher vielfach nach Krakau geliefert. Und nun war durch die Abtretung dieser Stadt an Österreich dieser Handelsweg gesperrt. Auch in der Industrie herrschte damals eine Absatzkrise, unter der auch die Landbevölkerung litt, denn naturnämlich stockte nun das Fuhrgeschäft. Aus allen diesen Gründen litt in diesen Jahren ganz Oberschlesien Not. Wie haben sich nun die einzelnen Stände bei diesem Unglück verhalten?

### Das Verhalten der Bevölkerung.

Es ist bereits wiederholt zum Ausdruck gekommen, wie geduldig die großen Massen des Volkes die Leiden ertragen haben. Virchow behauptet, jedes andere Volk hätte sich erhoben. In Oberschlesien seien aber die Menschen seit Jahrhunderten an die äußerste geistige und körperliche Entbehrung gewöhnt, und schweigend sei das Volk verhungert. <sup>20)</sup> Dort, wo die Not noch nicht allzu groß war, besuchte das Volk in dieser Heimsuchung die Kirche eifriger als sonst. Nur diejenigen, die keine Kleidung hatten, blieben zu Hause. Eine Ausnahme bildeten die besseren Stände in der evangelischen Kirche, sie hielten sich aus Angst vor Ansteckung fern. <sup>7h)</sup> In den Dörfern zeigte sich die Furcht vor der Übertragung der Krankheit dadurch, daß die Schulzen an vielen Orten die verseuchten Gehöfte mit schwarzen Tafeln bezeichneten und das Betreten dieser Häuser bei Prügelstrafe verboten. Aber auch ohnedies scheut sich die Landleute, den an Flecktyphus Erkrankten aus Angst vor Ansteckung Hilfe zu bringen. Die Moral lockerte sich aber erst, als die Not unerträglich wurde. Da brachen alle Bände frommer Scheu, da hörte die Eltern- und Kindesliebe sowie jedes verwandschaftliche

Gefühl auf, da wurden vielfach die Leichen der Angehörigen auf den Friedhof geworfen, ohne daß sich die Anverwandten verpflichtet fühlten, für die Beerdigung zu sorgen. Schlimmer war es noch, daß die nächsten Angehörigen den Erkrankten oft keine Hilfe bringen wollten. Als die Not auf dem Höhepunkt war, erstarb bei den meisten jegliches menschliche Gefühl, denn Hunger und Verzweiflung trieben jeden an, nur für sich selbst zu sorgen. Dr. Heller ist Zeuge gewesen, wie die nächsten Angehörigen die Erkrankten vielfach rücksichtslos liegen ließen und ihnen in der größten Fieberhitze nicht einmal einen Trunk Wasser reichten. Auch kam es vor, daß die in Delirien Tobenden mit einem Strick an die Bett- oder Türpfosten gebunden wurden. Da sich die Anverwandten darauf entfernten, wären die unglücklichen Kranken ohne die Dazwischenkunft anderer verschmachtet. <sup>8a)</sup>

So furchterlich die Vorkommnisse sind, so müssen wir doch bedenken, daß eine derartige Demoralisation fast bei jeder großen Hungersnot festzustellen ist. Auch in der heutigen Zeit haben wir ähnliche Berichte und noch Schrecklicheres gelesen, das sich während der Hungersnot in Russland zugetragen hat.

Die katholische Geistlichkeit hat die Not gemeinsam mit dem Volke ertragen. Bei ihrer Armut war die Bevölkerung nicht in der Lage, die kirchlichen Gebühren zu bezahlen. Unter anderem berichtet der Pfarrer aus Guttentag dem Schlesischen Kirchenblatte, daß er für die letzten hundert Begräbnisse nicht einen Pfennig erhalten hat. Auch wandten sich die Armen zunächst hilfesuchend an die Pfarrei, die von Bettlern oft förmlich umlagert wurde, sodaß der Pfarrer das, was er noch hatte, mit seinen Armen teilen mußte. Bei den Massenerkrankungen trat an die Geistlichen die schwere Pflicht heran, allen, die sie rießen, den letzten Trost der Religion zu bringen. Es war eine Riesenarbeit. Ein Pfarrer schreibt: <sup>17i)</sup>

„... Ein Zeugnis für das Gesagte liefert wohl auch der Umstand, daß ich wegen der Menge von Krankenbesuchen in einzelnen Wochen kaum vom Wagen in die Stube zur Erwärmung treten kann, sondern bei der Heimkehr von Krankenbesuchen sogleich wieder zu anderen gehen oder fahren muß...“

Und der Blesser Erzpriester berichtet: <sup>17j)</sup>

„Die Hand des Allmächtigen hat uns, nachdem bereits einer aus unserer Mitte ein Opfer seines Berufes geworden ist, bei der Ausspendung hl. Sterbesakramente bis jetzt gnädiglich beschützt; die sämtlichen Geistlichen hiesigen Dekanats sind bis jetzt gesund und opfern sich mit rastloser Liebe ihrem heil. Berufe. Täglich müssen wir nicht einen, sondern sehr viele,

mancher von uns zehn bis vierzehn Kranke, die am Nervenfieber darniedergelegen, besuchen; wenn wir früh herausfahren, kommen wir häufig erst gegen Abend nach Hause, und so geht dies Tag für Tag...."

Leider ist der erwähnte Geistliche nicht das einzige Opfer der Krankheit geblieben. So weit ich es nach den Berichten des Schlesischen Kirchenblattes feststellen konnte, sind 16 Geistliche in Erfüllung ihrer Pflicht gestorben.

Einen Führer hat die katholische Geistlichkeit in dem Ratiborer Kanonikus Heide gefunden, dem die Breslauer Universität für seine Arbeiten auf dem Gebiete der Oberschlesischen Geschichte die Doktorwürde verliehen hat. Auf seine Veranlassung kamen die Barmherzigen Brüder aus Breslau mit ihrem Spiritual Dr. Künzer nach Oberschlesien. Um die Hilfe der Brüder erfolgreich gestalten zu können, leitete Heide von sich aus eine Sammlung ein und versorgte die Brüder mit Lebensmitteln, Kleidern und Geld für die Armen. Als später durch den Frauenverein eine feste Ordnung in die Hilfsleistungen kam, war er die Seele des Ganzen. Um der Stadt Ratibor die Lasten zu erleichtern, hat er auf Grund seiner Verbindungen Boten in die Ferne geschickt, um Beisteuern zu sammeln. Der Kaplan Hauschke unterstützte ihn sehr geschickt. Heide schickte ihn auch nach Wien, und nach wenigen Tagen kam der rührige Kaplan mit 11 000 Gulden zurück.<sup>19)</sup> Kanonikus Heide hat also die ersten Hilfsmaßnahmen für Oberschlesien aufgezogen. Später stellte er sich in den Dienst des Breslauer Komitees und hat rastlos weiter gearbeitet. Er bildete die Verbindungsstelle zwischen dem Breslauer Komitee und den Barmherzigen Brüdern, an die er die Spenden weiterleitete.

Der nachstehende Brief ist eins der vielen Schreiben, das Heide an das Schlesische Kirchenblatt richtete, da ihm dieses besonders viele Gaben für notleidenden Oberschlesiern schickte. Der Brief zeigt uns den Kanonikus in seiner anstrengenden und vielseitigen Tätigkeit.<sup>20)</sup>

„Ratibor, 13. Januar. Ehr. etc. beeile ich mich, in wenigen Zeilen auf Ihr Schreiben vom 12. zu benachrichtigen, daß gestern früh 8 Uhr eine ganze Fuhr voll Sachen in Kisten, Ballen und Kästen gepackt unter Begleitung des Kaplans Hauschke nach Rybnik, Sohrau, Staude und Nikolai nebst 200 R.-Thlr. zu 50 R.-Thlr. pro Station von mir geschickt worden ist. Herr Hauschke ist in Rybnik und Sohrau selbst gewesen und hat die Sachen mit einer besonderen Instruktion von mir übergeben; Nach Staude, wo eben der wadere Pfarrer Grosser infolge der Ansteckung gestorben, und nach Nikolai, hat er dort Fuhren gemietet und alles wohl bestellt. Ich erhalte täglich viele Ballen von Wäsche und Kleidungsstücken,

die ich auch täglich versende. Unter diesen befinden sich auch zwei Kisten und ein Ballen mit Leinenzeug und Wäsche, welche ich durch Ihre Vermittlung erhalten habe. Morgen schicke ich an jede der acht Stationen einen Wagen mit Erbsen, Graupel, Reis und Kleidungsstücke; Herr Kommerzienrat Cecola besorgt heute schon die Verladung. Reis, Graupel und Mehl wird von heute ab aus anderen Kassen bezahlt werden, das Fuhrlohn trage ich jedoch noch aus den gesammelten Geldbeiträgen, die sehr reichlich eingehen, und über die ich berichten werde.

Diesen Morgen habe ich auf die Station Nikolai wieder 30 R.-Thlr. geschickt. Heute erhält Dr. Künzer bei seiner Ankunft bei mir über 400 R.-Thlr.; beim landrätslichen Amte in Rybnik liegen für ihn gegen 2000 R.-Thlr. vom Komitee zum Empfange bereit. Heute abend erwartet ihn der Herr Minister Graf zu Stollberg in Rybnik und habe ich den Auftrag, seine Beförderung dahin schleunigst zu besorgen. Ich habe gestern mit dem genannten Herrn Minister und Herrn Grafen Pückler eine fast zweistündige Unterredung gehabt.

Ihnen jetzt mehr mitzuteilen, fehlt mir die Zeit; denn ich bin in diesem Augenblicke von Briefen mit Geld von Paketen und Ballen, von hilfreichen Frauen, welche ordnen und packen, und neun Waisenkindern umgeben, die, weiß Gott, durch welchen Irrtum, mir gestern auf einem Wagen von der Station Loslau zur Weiterbeförderung nach Kattarn zugesandt worden sind. Mitleidige Frauen haben letztere sofort mit reinen, neuen Kleidern versehen, und ich muß die armen Mädchen bis auf weiteres bei mir behalten. Aus der Unterredung mit dem Herrn Minister kann ich Ihnen anführen, daß man ernstlich Bedacht nimmt, dem Notstande zu begegnen, und daß die Wünsche und Bemühungen der Barmherzigen Brüder sofort jede Berücksichtigung finden sollen.

Was wir jetzt hauptsächlich noch brauchen und worum ich vorzüglich noch bitte sind Kleidungsstücke und Wäsche. Viel ist von mir schon versendet worden, aber viel mehr ist noch nötig, da die Hilfe der Regierung und des Komitees sich doch wohl nur auf die Verpflegung meist erstreckt kann.

Ich kann nur, indem die Nacht zu Hilfe genommen wird, die allernotwendigsten Arbeiten verrichten. Leben Sie wohl und gedenken Sie unserer aller in Ihrem Gebete.

Heide.

Heide war aber nicht der einzige katholische Geistliche, der sich derart aufopferte. Jeder tat an seinem Wirkungsorte seine Pflicht. Diese Haltung der katholischen Geistlichkeit hat auf Virchow, der ihr sonst nicht sehr zugetan war, einen gewaltigen Eindruck gemacht. Er schreibt:

„... Die einheimische katholische Geistlichkeit hat in ihrem Eifer für das hungernde und kranke Volk große Opfer, selbst die der körperlichen Aufopferung nicht gescheut, und sich dadurch wesentlich von der evangelischen unterschieden, von der z. B. Herr Pastor Wolf in Rybnik sich gezeigt hat, zu Typhuskranken seiner Gemeinde in Sohrau zu kommen, um ihnen geistlichen Trost zu bringen...“<sup>20)</sup>

Da Birchov selbst nur kurze Zeit in Oberschlesien gewesen ist, war er vielfach in seinen Berichten auf das angewiesen, was man ihm erzählte. In dem vorliegenden Falle scheint er das Verhalten des angeführten Pastors verallgemeinert zu haben. Eine Bestätigung dieses Eindrucks fand ich in liegenden Blättern aus dem Rauhen Hause Nr. 7 vom Anfang April 1848:

„... Gleiwitz. Aus dem hies. (Plesser) Kirchenkreise wird berichtet, daß die evangl. Geistlichen desselben im vergangenen Jahre mit tiefem Schmerze darüber haben klagen müssen, daß die Kirchen, welche bis dahin stets zahlreich besucht gewesen, mit jedem Sonntage leerer geworden seien. Viele sonst fleißige Kirchengänger mußten der sonntäglichen Ruhe entbehren, um zu arbeiten, wollten sie nicht Hunger leiden. Eisenbahnen, Gruben und Fabriken boten Gelegenheit dazu. Hunderte mieden das Gotteshaus, weil sie ihre Sonntagskleidung verloren oder verkauft hatten, um für einige Tage Brot zu haben, Hunderte warf der Typhus auf das Siechlager, Hunderte sanken in das Grab. In den Städten fürchteten die höheren Stände Ansteckung, wenn sie mit den Landleuten in Berührung kämen. Nur der eigentliche Kern der Freunde des Gotteshauses erschien in den Städten regelmäßig bei der Sonntagsfeier. Sonach waren die Geistlichen während dieser Zeit der Trübsal vorzugsweise an das Krankenbett gewiesen, und hier fanden sie Gelegenheit in Fülle Trost zu spenden und den Armen das Evangelium zu verkündigen. Sie haben durchgängig ihren heiligen Beruf erkannt und sind ihm treu gewesen, so groß auch die Gefahr der Ansteckung war, wovon als Beweis zu erwähnen, daß einer der Geistlichen ein Opfer seiner Hingabe wurde. So viel nur möglich, wurde die spezielle Seelsorge auch auf die Gesunden ausgedehnt, vorzugsweise aber mußte die übergroße Zahl der vater- und mutterlosen Waisen ins Auge gefaßt werden. Hierfür reichten jedoch die Kräfte der Geistlichen nicht aus. Sie selbst fühlten den Druck der schweren nahrungs- und brotlosen Zeit in hohem Grade, umso mehr als sie in vielen Häusern nach der geistlichen auch die leibliche Speise darreichen, Nackte kleiden, Kranke erquicken, Frierende wärmen sollten, wozu ihnen aber oft die Mittel gebrachen...“

Nach einem Schreiben des heutigen Anhalter Pastors Wachwitz waren in dem politischen Kreise Plesz in den 48er Jahren vier Pastoren

tätig, nämlich zwei in Plesz und je einer in Anhalt und in Nikolai. Ein umfangreiches Altenstück im Kirchenarchiv zu Anhalt „Hungerjahre 1846/48“ enthält den Nachweis, daß Birchovs Ansicht über die Arbeit der evangelischen Geistlichen nicht zutreffend gewesen ist. Einer der Plesser und der Anhalter Pastor sind selbst an Flecktyphus erkrankt. Und alle vier Herren sind nach der Notzeit durch eine Belobigung des Konsistoriums ausgezeichnet worden.

Aus den beiden Stimmen geht zur Genüge hervor, daß auch die evangelische Geistlichkeit ihre Pflicht getan hat. Ebenso war die Bürgerschaft bemüht zu helfen, soviel sie nicht selbst hilfsbedürftig war. Zur Linderung der Not wurden allenthalben Suppenvereine gegründet. Vielfach arbeiteten Bürgerliche und Adlige Hand in Hand, um nach Kräften das größte Elend von ihren Mitbürgern abzuwenden. Der Adel fühlte sich verpflichtet, zunächst für seine Gutsinsassen zu sorgen. Der Fürst zu Hohenlohe-Ingelfingen auf Koschentin, ließ, als er das Elend kommen sah, alle Brannweinbrennereien auf seinen Gütern schließen und die Kartoffeln an die Bauern innerhalb des Bezirkes seiner Güter zum halben Preise anbieten. Als die Not größer wurde, ordnete er an, daß zur Ernährung der Mittellosen Suppen gekocht wurden. Im Frühjahr 1848 stieg die Zahl derer, die der Fürst täglich ernährte auf 1400. <sup>21)</sup> Aber auch sonst verkauften viele Pächter und Gutsbesitzer ihr sämtliches Mahlgetreide nur an ihre Landsleute, und zwar weit unter Marktpreisen. Besonders zeichnete sich der Standesherr von Plesz, der Graf von Hochberg, aus, in dessen Gebiet die größte Not herrschte. Er ließ einige Tausend Taler unter die Gutsinsassen verteilen und errichtete sofort, als die Not es erforderte, eine Waisenanstalt für hundert Kinder. <sup>22)</sup> Seinem Beispiel folgte der Graf von Stollberg. Auch er eröffnete eine Waisenanstalt. Allenthalben können wir Meldungen finden, die besagen, daß die Großgrundbesitzer nach Kräften bemüht waren, den Notleidenden zu helfen. In Oberschlesien begann ja die Ablösung der Robotarbeiten erst 1846, und so herrschte zwischen den Gutsbesitzern und den Bauern im allgemeinen noch ein patriarchalisch Verhältnis. Unter den vielen Berichten aus dem Notgebiete, die an das Schlesische Kirchenblatt gerichtet wurden, befindet sich nur einer, der eine Klage gegen die Gutsbesitzer enthält, nämlich, daß diese noch immer aus den kostbaren Kartoffeln Brannwein brennen lassen. Oft waren aber die Gutsbesitzer infolge der mehrfachen Missernten selber in großer Not, und so blieb ihre Hilfe nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Das Unglück ist bis zu einem solchen Grade angewachsen, daß nur die vereinten Kräfte des deutschen Volkes imstande waren, Abhilfe zu schaffen.

### Die Hilfe des deutschen Volkes.

So bedauerlich die Tatsache ist, daß die Hilfe der Preußischen Regierung nicht rechtzeitig einsetzte, umso erfreulicher ist der Umstand, daß das ganze deutsche Volk nach Bekanntwerden des Notzustandes den Oberschlesiern die rettende Hand hinhielt. Bereits im Jahre 1845 sicherte die Nachricht durch, daß in Oberschlesien infolge von Mißernten ein Notstand auszubrechen drohe. 1846 wiederholten sich diese Meldungen im verstärkten Maße, kamen aber wegen der Zensur nicht zur allgemeinen Kenntnis.<sup>8 b)</sup> Erst, als der Typhus ein halbes Jahr gefüllt hat, wandte sich die Aufmerksamkeit weiter deutscher Kreise Oberschlesiens zu. Zuerst sollen süddeutsche Blätter Schilderungen des oberschlesischen Elends gebracht haben. Auf Grund eines Aufrufes des Prof. Küh in Breslau, bildete sich ein Komitee zur Milderung des Notstandes. Am 21. Januar 1848 trat dieser Ausschuß zusammen, der aus nachstehenden Personen sich zusammensetzte: Graf v. Brandenburg. v. Wedell. M. Freiherr v. Diepenbrock, Fürstbischof. Prinz Biron-Curland. Pinder. Dr. Küh. Graf v. Harrach. v. Willisen. Ruffer. Graf v. Hoverden. C. Al. Milde. Rintel. Schnet. Graf v. Burghaus.<sup>7)</sup>

Dieser Ausschuß sollte sich nun bei der Bekämpfung der oberschlesischen Not die größten Verdienste erwerben. In der Folgezeit erschienen viele Aufrufe. Einen der schönsten veröffentlicht ein Pfarrer im Schlesischen Kirchenblatt: <sup>17)</sup>

„Es ist ein Schrei erklingen, ein Schrei der Not am äußersten Osten unserer Monarchie, er ist hingegangen über unser gemeinsames Vaterland und hat am westlichen Ende desselben die Herzen der Brüder erschüttert. Das Elend der unglücklichen Oberschlesiener hat tausend und tausend Augen mit Tränen gefüllt, aber auch unzählige Hände geöffnet, die bald von ihrem Überflusse reiche Spenden, bald aber auch das von Gott gezählte Schärflein der Witwen darbringen, auf daß dem Elende, soweit es Menschenkräfte vermögen, gesteuert werde.“

Auch Ihr, geliebte Mitarbeiter im Weinberge des Herrn, seid nicht zurückgeblieben mit Euren meist nicht unbedeutenden Spenden, wenn schon ein jeder daheim seinen bedrängten Parochianen nicht selten große Opfer tätiger Liebe zu bringen hat. Und auch die edlen Jünglinge des heiligen Johannes von Gott<sup>\*)</sup> sind hingezogen; von inniger Liebe getrieben dringen sie in die Hütten der Sterbenden, nähren sich den von der Seuche Besessenen, pflegen sie im Namen Jesu, und Herrliches haben sie bereits ins Werk gerichtet; ihre schönen Taten wird die Geschichte den späten Jahrhunderten

<sup>\*)</sup> Die Barmherzigen Brüder.

erzählen, so wie sie bereits im Buche des Lebens vom Vater im Himmel für die Ewigkeit aufgeschrieben werden.

Dürfen wir uns solch allgemeiner Teilnahme mit Recht freuen, dürfen wir uns freuen, daß Menschen tun, was menschliche Kraft und menschlicher Wille nur immer vermögen: so dürfen wir dennoch nicht dabei stehen bleiben, nur die Opferfähigen zu bestürmen, sondern wir, denen die Kraft des Wortes gegeben war, wollen auch jene aufrufen, sich am guten Werke zu beteiligen, die so zu sagen nur von der Hand in den Mund leben oder gar an den Türen der Wohlhabenden ihr Brot suchen. Es ist eine allgemeine Not, die Hohe und Niedere betroffen; allgemein soll darum auch die Liebe sich tätig zeigen, Reiche und Arme sollen zugleich sich erheben, oder besser gesagt: erniedrigen und im Staube den Gott des Himmels und der Erde den Heiligen, Starken, Barmherzigen in demütigem Gebete anrufen, daß Er sich der Unglücklichen erbarme, der Not und Krankheit ein Ziel setze, den Leidenden ein Tröster sei, die Entmenschten wieder mit dem heiligen Gefühle der Liebe erfülle, die mutigen Jünger des heiligen Johannes stärke und erhalte, und endlich die Priester erkräftige.

Unser hochwürdigster Herr Fürstbischof fordert hierzu uns auf. Freudig, gehorsam lasset dem Rufe unseres hochwürdigsten Oberhirten uns folgen und gemeinsam mit den uns anvertrauten gläubigen Scharen vor dem Allerhöchsten unsere Bitten und Gebete aussprechen. Lasset uns gegenüber dem Unglauben unseres Glaubens bekennen, daß ein Gott die Geschicke der Völker wie die des einzelnen Menschen leite nach seinem unerforschlichen Ratschluß. O betet, meine Brüder! Betet öffentlich, betet mit den Gemeinden! Die Leidenden sind Menschen, sind Christen, sind Glieder jenes geheimnisvollen heiligen Leibes, dessen Haupt Christus ist, sind somit unsere eigenen Mitglieder, und nie kann es geschehen, daß ein Glied desselben Leibes sich wohl befindet, wenn ein anderes vom Schmerz zerrissen wird. Beten wir alle, und bringen wir ein jeder freudig dazu das leibliche Opfer, wie es die Umstände jedem gestatten: und der Herr wird um des willen den Leiden der Unglücklichen ein Ziel setzen und vielleicht uns vor ähnlicher Trübsal bewahren. Es geschehe!

Ein Pfarrer.

Dieser Aufruf ist an die katholische Geistlichkeit gerichtet. Seine edle Gesinnung spricht aber nicht nur für diesen Stand. Sie ist ein Ausdruck einer allgemeinen Stimmung. Es herrschte nämlich angesichts des ungeheuren Unglücks in Oberschlesien eine geradezu religiöse Begeisterung und Opferfreudigkeit. In den katholischen und evangelischen Kirchen wurde für die unglücklichen Oberschlesiener gebetet. Der Breslauer Fürstbischof hat selbst ein

Notgebet verfaßt und für seine Diözese angeordnet. Das, was der Schreiber des vorstehenden Aufrufes empfand, spricht Wichern in seiner Bitte für die verwaisten Kinder in Oberschlesien noch schärfer aus:<sup>7k)</sup>

„Die Fernsten sind uns die Nächsten geworden. Es gilt zu beweisen, daß wir Ein Christenvolk in Einem Vaterlande sind, worin mit Einem Glied alle Glieder leiden. Die Trübsal muß zur Offenbarung der Herrlichkeit der Liebe dienen, die mächtiger ist als Not und Tod....“

Und in einer anderen Verlautbarung sagt er, daß diese Liebe das Band ist, das alle Deutschen umschlingt: <sup>7l)</sup>

„Alle Welt ruft nach einem einzigen Deutschland. In der Liebe haben wir es und hatten es längst in Wirklichkeit. Mitten unter den zusammenfallenden Trümmern der bisherigen Welt gründt das freie Reich der göttlichen Liebe in einem neuen Frühling hervor....“

Wunderbar ist die Tatsache, daß Deutschland, das damals politische Sieberschauer durchtrafen, die leidenden Oberschlesier dabei nicht vergaß. Die polnisch sprechenden Oberschlesier wurden als lebendige Glieder des deutschen Reiches empfunden, und ihnen wandte sich das Mitleid und die Gebefreudigkeit aller Deutschen zu. An allen Orten wurde gesammelt, so daß die Einnahmen des Breslauer Komitees bereits am 19. Februar 52000 Taler betrug. Die großen Städte gingen mit gutem Beispiel voran. In kurzer Zeit sind in Berlin 20000 Taler, in Hamburg 6000 Taler und in Bremen noch mehr zusammengebracht worden. Das sind für damalige Zeiten Riesensummen, wenn wir bedenken, daß der oberschlesische Arbeiter nur ein bis drei Silbergroschen und im besten Falle fünf bis sechs Silbergroschen für den Tag verdiente. Am 12. März hatte das Breslauer Komitee bereits die stattliche Summe von 157769 Tatern. Wieder hatte Berlin viel beigetragen. Es ist dort ein Bazar veranstaltet worden, an dem die berühmtesten Künstler des damaligen Deutschland mitgewirkt haben. Liszt war zwar am Erscheinen verhindert, dafür hat er aber eine sehr reiche Spende geschickt. Außer Geld wurden auch Lebensmittel und Kleidungsstücke für die armen Oberschlesier zusammengetragen. Die Post beförderte Pakete für die Notleidenden bis zu 40 Pfund umsonst, und ebenso nahm die Eisenbahn jede Sendung umsonst an, wenn sie für das Notgebiets in Oberschlesien bestimmt war. Binnen wenigen Wochen sind 8000 Kleidungsstücke in die verarmten Kreise geschickt worden. Wir sind seit dem Weltkriege gewohnt, mit Riesenzahlen zu rechnen, deswegen können wir uns heute schwer vorstellen, was diese Hilfsleistung für die damalige Zeit bedeutete.

Neben den Sammlungen des Komitees warben viele Zeitungen auf eigne Hand. So hat z. B. das Schlesische Kirchenblatt in der Zeit von

Mitte Januar bis zum 8. März 1848 4024 Taler zusammengebracht und an die Erzbischöfe des Seuchengebietes zur weiteren Verteilung gesandt.<sup>7l)</sup> Auch der protestantische Norden Deutschlands beteiligte sich außerordentlich rege an dem Hilfsarbeiten. Hier wurden gleichfalls Vereine gebildet, die Mittel für die notleidenden Oberschlesier zusammentrugen, so z. B. in Elbing und Hamburg, usw. Als Wichern am 28. Februar 1848 seinen Aufruf für die verwaisten Kinder in Oberschlesien und die zu denselben zu entsendenden Brüder des Rauhen Hauses erlassen hatte, kamen bis Mitte April über 5000 Taler zusammen.<sup>7m)</sup> Wieviel Geld auf freiwilligem Wege für Oberschlesien zusammengebracht wurde, wird sich heute kaum noch feststellen lassen, da die Gelder nicht in einer Hand zusammenflossen. Insgesamt hat das Breslauer Komitee über 360000 Taler aufgebracht. Alle Stände Deutschlands beteiligten sich an der Hilfsarbeit. Als der preußische König die Wahrheit über Oberschlesien erfahren hatte, rief er erschüttert aus: Es muß Oberschlesien geholfen werden, komme es wie es wolle! und gab dem Minister Stollberg bei seiner Abreise nach Oberschlesien 50000 Taler für die notleidende Bevölkerung mit. Ebenso hat der Fürstbischof von Breslau wiederholt den oberschlesischen Armen größere Summen zuwenden lassen. In den Kirchen wurden Kollekte abgehalten, und in den Schulen wurde Pfennig zu Pfennig zusammengelegt, bis eine größere Summe zugunsten Oberschlesiens zusammen kam. Die Studenten blieben hinter den andern Ständen nicht zurück, selbst ein Gefangener der Schweidnitzer Strafanstalt hat für seine Familie einige Taler geschickt, die er sich zusammengebracht hatte.

Diese allgemeine Opferfreudigkeit erinnert geradezu an den Opferwillen der Befreiungskriege. Ganz Deutschland hat sich in Liebe zu seinen Oberschlesiern zusammengefunden. Und wenn in der Abstimmungszeit von polnischer Seite behauptet worden ist, Deutschland hätte die Oberschlesier verhungern lassen, so ist das grobe Unkenntnis oder bewußte Lüge. Da in anderen Ländern wie z. B. Österreich und Irland die Verwaltungen gegenüber der Not und dem Flecktyphus gleichfalls versagten, so kann der preußischen Regierung aus der Tatsache, daß ihre Hilfe nicht rechtzeitig einzutreten, kein besonders schwerer Vorwurf erhoben werden.

Die erste Hilfe brachte nicht die Regierung und auch nicht das Breslauer Komitee, sondern der Orden der Barmherzigen Brüder.

### Die Barmherzigen Brüder.

Wie sagte doch so schön der unbekannte Pfarrer in seinem Aufrufe von den Barmherzigen Brüdern: „Ihre schönen Taten wird die Geschichte

den späteren Jahrhunderten erzählen.“ Die Brüder haben aber nicht um irdischen Lohn mutig und aufopfernd in der entsetzlichsten Not den Oberschlesiern Hilfe gebracht, deswegen haben sie auch nichts getan, damit die Geschichte imstande ist, von ihren herrlichen Taten den späteren Jahrhunderten zu erzählen. Wie dürtig ist das, was sie noch selbst aus dieser Zeit, wo sie doch so außerordentlich viel geleistet haben, wissen. Die Festschrift der Barmherzigen Brüder des Klosters in Pilchowitz zu der Jahrhunderfeier berichtet nur mit der Trockenheit des Chronisten: „Im Jahre 1848 griffierte in der hiesigen Gegend der Typhus. Demzufolge wurde eine Anzahl Brüder von Breslau nach den von der Krankheit heimgesuchten Kreisen Rybnik und Pleß zur Pflege gesandt. Von diesen Brüdern erkrankten 13, welche im Pilchowitzer Kloster verpflegt wurden.<sup>16)</sup> Das ist dürtig und nebenbei nicht ganz richtig, denn wie wir aus dem Rechenschaftsberichte des Spirituals Dr. Künzer ersehen können, sind 26 Brüder erkrankt, von diesen wurden allerdings nur 13 im Pilchowitzer Kloster gepflegt, die übrigen sind nach der Erkrankung in das Breslauer Kloster zurückgekehrt. Die zweite Festschrift aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens des Klosters Pilchowitz von Dr. Johannes Chrząszcz fügt noch hinzu, daß das Kloster in dieser schrecklichen Zeit von Kranken und Armen umlagert worden ist.<sup>17)</sup> Es ist bereits gesagt worden, daß die Barmherzigen Brüder auf Veranlassung des Kanonikus Heide vom Breslauer Fürstbischof nach Oberschlesien geschickt worden sind. Der Spiritual Dr. Künzer war der Führer der Barmherzigen Brüder. Er ist am 2. Februar in Begleitung zweier Brüder in Oberschlesien eingetroffen und hat sich zunächst in den am meisten heimgesuchten Ortschaften umgesehen, um den nachfolgenden Brüdern sagen zu können, wohin sie sich wenden sollten. Lieber die Ankunft und Tätigkeit der übrigen Brüder berichtet Kanonikus Heide dem Schlesischen Kirchenblatt.<sup>17 k)</sup>

„... Mit welcher Freude die am 5. d. Ms. hier angekommenen Barmherzigen Brüder in jenen Orten des Elends und Jammers empfangen werden, können sich die Leser des Kirchenblattes leicht denken. Noch am Abende des 5., als die Dunkelheit schon eingetreten, reisten sie von hier aus in Regen und Schneegestöber auf ihre meist drei Meilen entfernte Station, um keinen Augenblick Zeit zu verlieren. Neun Stationen sind mit je zwei Brüdern besetzt, zu jeder dieser Station gehören sämtliche umliegende Dörfer. Die beiden Brüder beginnen schon frühzeitig nach Verrichtung ihres kirchlichen Officiums den Umgang durchs Dorf und gehen in jede Hütte und jede Kammer der Armen, ja sie lassen sich nicht einmal durch die Bemerkung abweisen, daß in diesem oder jenem Winkel des

Dorfes keine Kranken seien, wo sie verschlossene Türen finden, da suchen sie den Eingang zu gewinnen . . .“

Die neun Stationen waren in Loslau, Sohrau, Baranowitz, Rybnik, Godow, Pohlom, Staude, Pschow und Nikolai errichtet. Die Brüder haben die Kranken gepflegt und ihnen auch Lebensmittel, Medikamente und vielfach Kleidung gebracht. Bald preisen nicht nur die Kranken ihre Wohltäter, sondern das Lob der Barmherzigen Brüder konnte man in vielen Zeitungen lesen. So schreiben z. B. die Fliegenden Blätter des Rauhen Hauses unter der Überschrift „Die Hungerpest in Oberschlesien und die Barmherzigen Brüder“:<sup>18)</sup>

„Das entsetzliche Volkselend, von dem gegenwärtig täglich die Zeitungen melden, in welchem bereits 3000 Kinder zu Waisen geworden sein sollen, hat den Fürstbischof von Schlesien veranlaßt, eine Reihe „barmherziger Brüder“ in die bedrängte Gegend zu senden. Der so oft in neuester Zeit mit Verachtung gesiempelte Name dieser oder verwandter römisch-katholischer Congregationen wird durch das, was sich an solche Sendungen schließt, bei denen, die fähig geblieben sind, ohne Leidenschaft und Vorurteil die Ereignisse gerecht zu beurteilen, hoffentlich wieder mehr zu Ehren kommen . . .“ Bald ist der Wunsch in Erfüllung gegangen, denn kurz darauf konnte dasselbe Blatt berichten:<sup>19)</sup>

„Auch ist schon mehrfach der Aufopferung und Hingebung gedacht, mit der sich die Barmherzigen Brüder dem Werke der Krankenpflege unterzogen hatten. Wie bekannt, waren sämtliche Böglinge der Congregation, meist Novizen, auf die Anfrage ihres Obern freudig hervorgetreten und hatten sich bereit erklärt, ihr Leben für die Rettung der armen Brüder einzufehren. Wen hätte es nicht tief bewegt, was die Bresl. Ztg. schrieb: „Seit acht Tagen durchwandern zwölf Barmherzige Brüder den Kreis Rybnik, klopfen an jede Türe, reinigen, speisen, pflegen die Kranken, machen ihnen kalte Umschläge um den brennenden Kopf und bringen Hilfe. Unter lautem Segenswünschen verlassen sie die gereinigte, beschene Hütte, um neues Elend, neuen Kummer aufzusuchen und zu mildern. In sechs Stationen verteilt, gönnen sie sich keine Ruhe, essen und trinken im Fluge und leben ganz ihrem schönen Berufe. An ihrer Spitze sieht man ihren Spiritual Dr. Künzer rüstig durch den Schnee waten, heute hier, morgen dort, immer tätig, immer ermunternd, immer bereit zu helfen. „Den ersten 12 sind bald andere 12 nachgefolgt, aber von allen nach den letzten Nachrichten nur noch 5 in Tätigkeit, die übrigen sämtlich vom Typhus ergriffen. . .“

Für die Erkrankten kam immer wieder Erfolg. In der ersten Zeit mußten die Barmherzigen Brüder alle Wege zu Fuß zurücklegen, später

aber befahlen sie Wagen zur Verfügung. Doch bald stellte es sich heraus, daß sie bei der Größe des Unglücks nicht allein helfen konnten. Diese Erkenntnis kommt in einem Bericht aus Pleß zum Ausdruck:<sup>10)</sup>

Pleß, 11. Februar .... Wir erkennen nicht das herrliche, schöne und großartige Streben dieser Männer, die uns in der größten Not mit seltenem Mut, mit eigner Aufopferung zu Hilfe geeilt sind. Wir wissen es mit dem tiefsten und innersten Dank zu würdigen, welch höchst wohltätigen Zweck ihr Orden verfolgt, aber bei aller unserer aufrichtigsten Hochachtung für diese braven Männer dürfen wir es nicht verhehlen, daß die regelmäßige Hilfe auf andere Weise kommen muß. Gemeinschaftlich muß gehandelt werden, denn wenn den Notleidenden die Unterstützung lediglich durch die Barmherzigen Brüder zugehen sollte, so würde es notwendig sein, daß wir mindestens für jedes Dorf einen bedürften, also im ganzen 120 allein für den Kreis. Es sind im hiesigen Kreise 20 bis 25 000 Hungerleidende. Und es ist zur Wahrnehmung einer durchgreifenden und wirksamen Hilfe notwendig geworden, soweit wie möglich Kräfte für die Hilfe im Detail zu gewinnen ...."

Dieser Ansicht schloß sich auch Virchow an.<sup>20)</sup> Er sagt nämlich, nur zwei der Patres seien Wundärzte gewesen. Da sie von Dorf zu Dorf zogen, vergingen oft Wochen, ehe sie wieder in dasselbe Dorf zurückkamen. Im übrigen erkennt Virchow den Eifer dieser selbstlosen Männer durchaus an. Es soll hier aber noch das Urteil eines Arztes angeführt werden, der als Lazarettvorsteher genau wußte, was die Barmherzigen Brüder leisteten. Voll Anerkennung sagt er:<sup>1)</sup>

„Die Treue, die Aufopferung, die Sorgfalt, mit welcher sich diese Leute der Krankenpflege unterziehen, ist bewunderungswürdig und besteht ihr einziges Bestreben, ihr ganzes Glück darin, den Kranken ihre elende Lage möglichst zu erleichtern ....“

Die Tätigkeit der Brüder dauerte bis in den Juni 1848 hinein. Nach seiner Rückkehr in das Breslauer Kloster schrieb Dr. Künzer seinen schlichten Tätigkeitsbericht für das Schles. Kirchenblatt:<sup>17c)</sup>

#### Danksagung und Bitte.

Breslau, 2. Juni. Soeben aus dem Lande der Heimsuchung, aus Oberschlesien, zurückgekehrt, freue ich mich, den edlen Menschenfreunden, welche dem Lande in der Zeit der Not so kräftig und wetteifernd zu Hilfe gekommen sind, anzeigen zu können, daß die Seuche größtenteils gewichen ist, und eine Besserung der Lage Platz gegriffen hat. Wohl kommen noch einzelne Erkrankungen an Typhus vor, jedoch sind diese weder so schwer

wie früher, noch auch so tödlich. Die errichteten Hospitäler sind größten Teils geräumt, nur einige enthalten noch Typhuskränke. Durch die Fürsorge der Behörden und durch die reichlichen Spenden der Liebe, welche das Breslauer Komitee in Verbindung mit den Zweigkomitees verwalte, ist sowohl der verheerenden Krankheit als dem peinigenden Hunger mit dem schönsten Erfolge entgegentreten worden, wofür gewiß der innigste Dank gesichert bleibt. Die Felder sind bestellt, der Arme hat schöne und reichliche Kartoffeln zur Aussaat bekommen, überall wird an Straßen und Bauten gearbeitet. Das schweregeprüfte Land hat eine ganz andere Physiognomie erhalten. Der Kontrast zwischen den Wintermonaten und jetzt ist sehr groß. Gott sei Dank für die glückliche Wendung der Verhältnisse; Dank aber auch allen den nahen und fernen Wohltätern, welche reichliche Gaben der Liebe den armen Oberschlesiern sandten, und den Unterzeichneten in den Stand setzten, vom Ende des Januars ab mit den Barmherzigen Brüdern des Breslauer Konventes bis jetzt so heilsam für die Armen und Kranken Oberschlesiens zu wirken. Gegen 7000 Thaler sind mir an haren Beträgen gesandt worden; ganz besonders wichtig aber für unsere Mission waren uns die bewundernswürdig reichlichen Sendungen von Kleidungsstücken und Lebensmitteln aus der Provinz und aus dem Auslande; selbst Schleswig-Holstein, Dresden, Wien usw. übermachten den Barmherzigen Brüdern Kleidersendungen zur Verteilung in Oberschlesien.

Laufende sind dadurch bekleidet und vor dem Angriffe und der Verheerung der Krankheit geschützt worden. Namentlich zustatten kam uns die Unterstützung durch milde Beiträge im Monate Februar, weil wir damals fast allein ohne andere Mittel als 500 R.-Thaler von Sr. fürstlichen Gnaden, dem Hochwürdigsten Herrn Fürstbischof Melchior, 50 R.-Thaler vom hochw. Herrn Weihbischof D. Latussek, 150 R.-Thaler Beisteuer von Seiten der Novizen unseres Ordens und einigen geringen anderweitigen Beiträgen, in dem Rybniker Kreise auftraten und außer mit Typhus und Hunger noch mit Kälte und Schnee zu kämpfen hatten. Allmählich erhielten wir von dem Breslauer Komitee 500 R.-Thaler, von dem Berliner 1000 R.-Thaler, von dem Oppeln 250 R.-Thaler, von der Seehandlung zwei Tonnen Reis, zwei andere für uns bestimmte sind uns trotz aller Reklamationen nicht abgegeben worden; die übrigen Beiträge in der Höhe von zirka 5000 R.-Thaler sind uns durch Privatwohltäter zumeist durch Herrn Kanonikus Heide, welcher namentlich auch durch reichliche Geld- und Kleidersendungen von der Redaktion des Schlesischen Kirchenblattes dazu in den Stand gesetzt wurde, und welcher uns auch fleißig mit Lebensmitteln für Arme und Kranke versah, dem wir deshalb zum innigsten Danke verpflichtet sind, übermacht worden.

Von diesen Beiträgen an Geld, Kleidern und Naturalien pflegten wir die Armen und Kranken im Rybniker, Plessier und auch in einem Teile des Ratiborer und Beuthener Kreises, anfangs durch vier Wochen fast ganz allein von Hütte zu Hütte gehend, später in Verbindung mit Aerzten, Barmherzigen Schwestern und Elisabethinerinnen; errichteten, nachdem durch Einsetzen milderer Witterung und hinwegschmelzen des Schnees der Transport der Kranken möglich und man sich dieser von allen Seiten besser annahm, Spitäler, versorgten einen großen Teil der Waisenhäuser mit Kleidung, Wäsche und Nahrung; speisten die Armen und nahmen uns eines jeden an, den wir leidend und hilfsbedürftig fanden, soweit unsere Kräfte reichten. Gott stand uns bei; obwohl 26 von uns an Typhus erkrankten, gelang es uns doch, dem späteren Einschreiten von oben her kräftig vorzuarbeiten und für die nachherige wirksame Linderung des Notstandes die Bahn zu brechen. Vom Krankenbette uns erhebend, eilten wir immer wieder zu unseren Armen und Kranken. Daß uns dies möglich wurde, und daß wir überhaupt dem tiefgebeugten Volke wie rettende Engel erschienen, verdanken wir nächst Gott den reichlichen Spenden von Liebesgaben von allen Seiten. Den schönsten Dank für den edlen Wetteifer mit milden Spenden ohne allen Unterschied der Religion, des Standes, Geschlechtes und Alters hat das unterstützte Volk selbst durch sein rührendes Gebet für seine Wohltäter, oft mit sterbender Lippe, abgestattet. Die Unterstützungen sind selten unwürdig zuteil geworden. Der Unterzeichnate erlaubt sich aber gleichwohl, seinen innigsten Dank allen und jedem abzustatten, die durch ihre Beiträge und sonstige Unterstützung allein ihn und die Barmherzigen Brüder in den Stand setzten, das schönste Wert der Liebe zu vollbringen. Besonders fühle ich mich verpflichtet, den Direktionen der oberschlesischen- und Wilhelms-Bahn auf das herzlichste für die edle und nicht genug zu schätzende Bereitwilligkeit zu danken, mit welcher sie nicht nur sämtliche Kleider- und Nahrungsmittel-sendungen, sondern auch uns selbst auf der Eisenbahn unentgeltlich beförderten.

Dieser Wohltätigkeitsfinn, diese eifige Teilnahme, dieses innige Mitleid und diese Unterstützung von allen Seiten haben mich mit meinen Brüdern mitten unter den Leiden und Beschwerden in dem Lande des Elends erquickt und unsere sinkenden Kräfte immer wieder aufs neue belebt. Gott wird alles vergelten!

In meinen innigen Dank reihe ich die ganz ergebene Bitte, Oberschlesien auch für die Zukunft nicht zu vergessen. Denn im Rybniker- und Plessier Kreise gibt es des Elends noch gar viel. Beiden Kreisen fehlen noch die bei dem dort einheimischen Typhus durchaus notwendigen Kreis-spitäler, und noch harren bei 4000 Waisenkinder einer dauernden Unterbringung in Familien entgegen. Sollte hier und da in der freilich überall

drückenden Zeit doch noch ein Scherlein für Oberschlesien zu erübrigen oder etwas Wäsche und Kleider zu entbehren sein, so wird es dem Unterzeichnaten zur höchsten Freude gereichen, wenn er diese milden Spenden bei seinen Besuchen in Oberschlesien, wo noch immer einige Barmherzige Brüder tätig sind, mitnehmen kann.

Dr. Künzer,

P. Spiritualis der Barmherzigen Brüder.

Dies scheint der einzige Bericht zu sein, der seitens der Barmherzigen Brüder in der Öffentlichkeit erschienen ist. Im Verlaufe seiner Tätigkeit ist Dr. Künzer selbst der Ansteckung erlegen, hat aber die Krankheit glücklich überstanden und seine Arbeit fortgesetzt. Gottes Hand bewahrte diese Männer sichtlich vor dem Verderben. Von den 13 erkrankten Brüdern, die in Pilchoivitz gepflegt wurden, ist nur einer gestorben.

### Bereinigte Hilfe.

Als das Breslauer Komitee erkannt hatte, daß zur Bekämpfung der Flecktyphusepidemie stärkere ärztliche Hilfe notwendig sei, reisten in seinem Auftrage die beiden Delegierten Prof. Dr. Kuh und Prinz Biron v. Curland in das Seuchengebiet. Wie Birchovit berichtet, haben diese beiden sehr geschickt die Hilfsorganisation aufgezogen.<sup>20)</sup> Überall entstanden örtliche Ausschüsse. Die Kreise wurden in Armenbezirke eingeteilt. Man besoldete Aerzte, die sich auf Grund eines Aufrufes gemeldet hatten, richtete Lazarette und Waisenhäuser ein, verteilte Reis, Erbsen, Fleisch und andere Lebensmittel, schaffte Decken. Die Hilfe der Aerzte hatte zunächst nicht den gewünschten Erfolg, weil ihnen keine Fuhren gestellt wurden. Auch fehlte es ihnen an Geld. Ein Umschwung trat erst nach dem Besuche des Staatsministers v. Stollberg ein. Nun wurde eine regelmäßige Organisation ärztlicher Hilfe auf Staatskosten eingerichtet. Die Krankenpflege wurde durch die Aerzte und die örtlichen Hilfsausschüsse überwacht. Zu Pflegern wurden da, wo keine Barmherzigen Brüder waren, mutige Männer aus dem Volke gegen angemessene Bezahlung von den Aerzten bestellt und eingeführt.<sup>21)</sup> Bald meldeten sich als Pfleger nur solche Personen, die den Flecktyphus bereits überstanden hatten. Man hatte also schon damals die Erfahrung gemacht, daß Personen, welche die Krankheit überwunden haben, immun waren.

Die Aerzte wurden durch die Kreiskomitees mit Mitteln versehen, die sie zu verrechnen und dazu zu verwenden hatten, daß die Kranken ihres Bezirkes mit entsprechender Nahrung, Decken, anderen dringenden Bedürfnissen und einfachen Heilmitteln versorgt wurden.<sup>22)</sup> Im ganzen

Plessier Kreise wurden die Schulen geschlossen, und die Klassenzimmer an vielen Orten in Hospitäler verwandelt. Wo die Kranken in ihrer Wohnung lagen, sorgten die Ärzte dafür, daß der Schmutz aus den Höfen und Häusern entfernt, die Zimmer gelüftet, und wo es sich irgendwie tun ließ, die Wände geweicht wurden. Auch sonst sahen die Ärzte zu, daß die Arzneien richtig verwandt wurden, denn die Oberschlesiener kannten nur drei Hausmittel: gegen Wechselseiter Buttermilch, als Brechmittel Schnaps mit Milch zu gleichen Teilen und als Mittel gegen alles Schnaps mit Pfeffer.<sup>8b)</sup> Die Lieferungen an Lebensmitteln, Kleidern, Bettstücken und die geldlichen Unterstützungen sind in so großartigem Maße erfolgt, daß die Hungersnot tatsächlich in kurzer Zeit ein Ende gefunden hat, und damit fiel ein Grund für die verheerende Wirkung des Flecktyphus fort.<sup>2)</sup>

Das Leben der Ärzte war außerordentlich schwierig. Max Ring berichtet darüber in seinen Erinnerungen:<sup>14)</sup>

„Auch die übrigen Ärzte taten in vollstem Maße ihre Pflicht; der rauhen Jahreszeit ausgesetzt, auf grundlosen Wegen von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus irrend, mit den größten Schwierigkeiten, religiösen Vorurteilen und lokalen Hindernissen kämpfend, entwickelten diese Männer einen Mut und eine Ausdauer, mit der sich selbst die Tapferkeit und Energie unserer ruhmgekrönten Krieger kaum vergleichen läßt. Mehr als zwei Drittel erkrankten infolge der übermenschlichen Anstrengung und erlagen der Ansteckung, fast die Hälfte fiel als Opfer ihrer Menschlichkeit.“

Die beiden Delegierten Prof. Dr. Kuh und Prinz Biron erkrankten gleichfalls an Flecktyphus. Während Prof. Kuh sich wieder erholte, starb Prinz Biron im März in Breslau. Bischow gibt die Zahl der erkrankten Ärzte mit 33 an.<sup>20)</sup> Die Opfer, welche die Ärzte brachten, waren aber nicht vergeblich. Nach Dr. Heller wurde die Sterblichkeit der an Flecktyphus Erkrankten von 40 auf 5 % herabgedrückt.<sup>8b)</sup> Immerhin waren die Verluste der Bevölkerung in den verseuchten Kreisen recht bedeutend. Das geht aus folgender Zusammenstellung für den Kreis Pless hervor. Hier wurden im Jahre 1845 bei 2563 Todesfällen 480 Menschen mehr geboren als gestorben sind. 1846 sind 639 mehr geboren als gestorben, 1847 sind aber 4609 mehr gestorben als geboren, und 1848 sind bis Ende Mai 3849 mehr gestorben als geboren.<sup>25)</sup> Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß die Seuche im Anfang des Jahres 1848 am stärksten gewütet hat. Trotz der großen Anzahl der Todesfälle ist aber dabei die prozentuelle Sterblichkeit infolge der ärztlichen Hilfe geringer gewesen als in der vorhergehenden Zeit.

Unterstützt wurden die Ärzte durch die religiösen Orden. So waren z. B. im Kreise Pless tätig: 6 Barmherzige Brüder, 2 Ursulinerinnen,

zwei Elisabethinerinnen aus Breslau, vier graue Schwestern aus Paderborn, fünf Diakonissinnen aus Kaiserswert, eine Stiftsdame aus Heiligengrabe, acht Brüder des Rauhen Hauses in Hamburg und seit dem 23. März 1848 noch vier Diakone aus Duisburg. Als der Flecktyphus niedergekämpft war, breitete sich wiederum die Ruhr in einem erschreckenden Maße aus. Ebenso hatte sich bereits im März und Mai wieder die Malaria eingestellt. Der gewöhnliche Typhus, der in Oberschlesien jedes Jahr zu finden war, trat erst wieder im Oktober und November auf.

Aus der ungeheuren Gefahr, die die Hungersnot im Verein mit dem Flecktyphus für Oberschlesien bedeutete, wurde das Land nur durch die vereinigten Hilfsmaßnahmen des Staates, der freiwilligen Wohltätigkeit des Deutschen Volkes und der religiösen Orden gerettet.

Als die Hungersnot und die Seuche erloschen waren, hat sich die Regierung verpflichtet gefühlt, weiter für das Land zu sorgen. Zunächst hat eine reichliche Verteilung von Saatgut stattgefunden. So hat ein Dorf von etwa 900 Seelen allein tausend Scheffel Kartoffeln, dreihundert Scheffel Hafer und gegen hundert Scheffel Buchweizen zur Aussaat erhalten.<sup>7b)</sup> Ähnlich sind alle Dörfer des Notgebietes bedacht worden. Dazu kamen Notstandsarbeiten von einem ganz großen Umfange. Nach der Hungersnot ging man daran, in den Kreisen Pless und Rybnik gute Straßen zu bauen. Das Land bekam allmählich ein ganz anderes Gesicht. Selbst, wenn man heute noch durch das abgetretene Gebiet reist, kann man sehen, was die preußische Verwaltung alles getan hat, wenn auch in den Schulpalästen, welche die preußische Regierung erbaut hat, polnische Lehrer deutsches Wesen verhöhnen. Es ist seiner Zeit für die bedrohten Kreise außerordentlich viel getan worden, und von da an hat man diese Gegend des Reiches stets im Auge behalten. Wichern hat in Pless einen Einblick in die umfangreichen Notstandsarbeiten gehabt und dabei den Eindruck gewonnen, daß allein für diesen einen Kreis über 400000 Taler ausgeworfen worden sind. (Brief vom 7. 9. 1848). Mit diesem Gelde hätte die Regierung alle bürgerlichen Besitzungen des Kreises aufkaufen können, wenn sie die Absicht gehabt hätte, den Kreis deutsch zu besiedeln. Wie billig damals nach der Not der vergangenen Jahre die Wirtschaften waren, dafür bringen die liegenden Blätter aus dem Rauhen Hause ein Beispiel:<sup>7c)</sup>

„... Es stand vor kurzem in einem der Dörfer ein Grundstück zu kaufen mit einem guten Wohnhause (Blockhaus von vier geräumigen Stufen, zwei Kammern und gutem Bodenraum) zwei großen Ställen, einer großen fast neuen Scheune, einem Obstgarten von 11/4 Morgen und 150 Morgen guten Roggenbodens incl. Wiesen (der Lehmboden des Alters auch zum Brennen von Ziegelsteinen geeignet); sodann gehörte dazu ein kleines

Birken- und Tannenwäldchen von  $\frac{3}{4}$  Morgen, mindestens hundert Taler Wert; auf dem Hofe lagen über dreihundert Fuder guten Strohdüngers — auch circa 100 Taler Wert; als einmalige Ablösung waren von dem Guts-herrn noch 150 Taler zu zahlen, dagegen lastete auf dem Gute als alleinige Abgabe ein jährlicher Kanon von 40 Scheffel Roggen oder circa 60 Taler, dessen ganzer oder teilsweiser Erlös aber in Aussicht stand. Dieses Grundstück stand für 200—250 Taler zu Kaufe — und doch wollte sich kein Käufer finden!"

Die tatkräftige Hilfe des preußischen Staates, wenn sie auch ein wenig spät kam, kann uns nur freuen. Auf das aber, was das deutsche Volk von sich aus für Oberschlesien geleistet hat, müssen wir stolz sein. Vom nationalen Standpunkte aus müssen wir leider bedauern, daß der preußische Staat die günstige Gelegenheit, billig zu siedeln und in den Kreisen Pleß und Rybnik eine deutsche Mehrheit zu schaffen, hat vorübergehen lassen. Es ist aber noch eine weitere Gelegenheit verpaßt worden, etwas zur Stärkung des Deutschtums in diesen Kreisen zu tun.

### Die Versorgung der Waisen.

Als die Hungersnot beseitigt und die Epidemie gedämpft war, sollte der preußische Staat noch eine große Aufgabe erfüllen. Allein in den am meisten betroffenen Kreisen sind 9500 Waisen zurückgeblieben, für die der Staat zu sorgen hatte. Leider muß von vornherein gesagt werden, daß die Bürokratie versagt hat, und als die vereinigte christliche Caritas dem Staaate mit Vorschlägen zu Hilfe kam, fehlte es in Oberschlesien an entsprechenden Persönlichkeiten, die das geplante Hilfswerk durchgeführt hätten. So sind wohl große Bauten für die Waisenkinder aufgeführt worden, es fanden sich aber nicht die Persönlichkeiten, die das Erziehungs-werk in idealem deutschen Sinne geleitet hätten. Schon während der Flecktyphus noch seine Opfer dahintraffte, erfüllte die denkenden Menschen die Sorge um die zurückbleibenden Kinder. Im Kreise Ratibor bildete sich unter Leitung des Kanonikus Heide, des Fürsten Felix Lichnowsky und des Herrn v. Tepper Laski ein Frauenausschuß, der die Sorge für die Unterbringung der Waisenkinder übernahm. Es wurden drei Waisenhäuser gegründet: im Schießhause zu Ratibor, im Schulhause zu Plania und in Syrin. Diese Anstalten boten Raum für mehr als 250 Kinder. In der ersten Zeit wurden die Kosten durch die Ratiborer Bürgerschaft aufgebracht, bis Mittel aus den Sammlungen in ganz Deutschland flüssig wurden. Die Seele dieser Unternehmung war der Kanonikus Heide. Sein Biograph schreibt darüber:<sup>19)</sup>

„Die armen Waisen, welche das Komitee in allen Richtungen aussuchen und nach Ratibor bringen ließ, um sie von hier aus erst nach den einzelnen Waisenhäusern zu verteilen, und dann an Familien zu versenden, begrüßte er wie ein liebender Vater. Und wenn er nun allgeschäftig mitten in dem Häufchen dieser zerlumpten, ausgehungerten und abgehrämtten Gestalten sich bewegte, wenn die Kleinen ihre Händlein nach ihm, ihrem Retter und Schützer ausstreckten, da hatte er, obgleich selbst Wehe im Herzen und Tränen im Auge, doch immer einen Trost für die Armen und Verlassenen, wenn er ihnen fröhliche Hoffnungen für die Zukunft mache. Sein Beispiel und seine Aufmunterung waren es, welche die regste Tätigkeit in den Waisenhäusern selbst schuf. Damen haben damals im Hin- und Herwandeln von einem dieser Häuser zum andern Strecken zurückgelegt wie kaum der geübte Fußgänger. Und welch freudige Geschäftigkeit wußte er in die Tausende von Händen zu bringen, welche sich abmühten, die eingehenden Kleidungsstücke zur Ausstattung für die Kinder herzurichten. Zur umsichtigen Wartung und Pflege der kleinen Unglücklichen berief er die erforderliche Anzahl harmherziger Schwestern, welche nun in Ratibor heimisch wurden, und, nachdem sie ihre nächste Aufgabe mit vieler Selbstaufopferung freudig und mit allgemeiner Anerkennung gelöst, die Leitung des Krankenhauses übernahmen, das sie heute noch inne haben.

Und dann das Unterbringen der Waisen! Da wußte er alle Verbindungen und all seinen Eifer klug auszubeuten, damit die Kleinen nicht nur Versorgung, sondern auch einen Ersatz für die verlorene Elternliebe fanden. So benützte er sein Ansehen in der Heimat, um eine ganze Ladung seiner Schützlinge dort unterzubringen. Er selbst begleitete den Transport und durchzog die Kreise Frankenstein und Glatz von Ort zu Ort, da und dort eins nach dem andern zurücklassend, bis endlich keines mehr übrig war . . . .“

In Ratibor sind auch 45 Waisenkinder durch Heide gesammelt worden, die das Breslauer Komitee im Schloß Kratzen, das der Graf von Saurma-Zeltsch zur Verfügung gestellt hat, unterbringen lassen.

Auch die Barmherzigen Brüder haben sich der Waisenkinder angenommen, leider fehlen darüber Aufzeichnungen, nur ein Ölgemälde im Convent der Barmherzigen Brüder zu Breslau erzählt uns von dieser Tätigkeit. (Siehe Tafel VI.) Es stellt einen Bruder mit einem kleinen Kinde auf dem Arme dar. Ein Mädchen führt er an der Hand, und ein weinender Knabe folgt ihm. Sie verlassen eben den Friedhof, auf dem der Totengräber die Gräber der Eltern zuschauft. Unter dem Bilde steht auf einem Messingtäfelchen: Ein Barmherziger Bruder in der

Typhusepidemie in der Gegend von Pleß Oberschlesien. In den Jahren 1844 bis 1848."

Größer als im Kreise Ratisbor war die Waisennot im Rybniker Kreise. Zunächst hat man hier wie auch im Kreise Pleß die Kinder beim ersten besten Bauern untergebracht. Vielfach war die Behandlung der Kleinen sehr schlecht. Meist mußten sie Kühe hüten, und ihr Wirt hat es in vielen Fällen nur auf das Kostgeld abgesehen, daß der Staat zahlte. Oft genug mußten die Kinder unter freiem Himmel nächtigen. Versuche, der schlechten Behandlung der Kinder bei solchen Bauern vorzubeugen, haben sich meist als vergeblich erwiesen. Nicht selten ging bei solchen Pflegeeltern den Kleinen auch die Hinterlassenschaft der Eltern verloren. Wo die Mißstände zu groß waren, wurden die Aermsten in Bewahranstalten untergebracht. Wie sah es in solch einer Waisenanstalt aus?<sup>27)</sup>

„Da treten wir in ein Zimmer, in dem sich fünf Knaben und zwei Mädchen unter der „Aufsicht“ eines polnischen Weibes befinden. — Die Oberleitung hat ein Gendarm oder ein Unteroffizier. — Das Lokal ist das einzige brauchbare im Dorf; man hat der unverschämten Forderung des Besitzers, der dies weiß, nachkommen müssen, und zahlt einen hohen Zins. Allenthalben startt uns Schmutz und Unordnung entgegen; in der Mitte des Zimmers steht ein kleiner Tisch und eine Bank, ohne daß sich jemand ihrer bediente; an den Wänden entlang liegen die Strohsäcke der Kinder, unordentlich durcheinander; sie selbst, von Ungeziefer starrend, hocken zerstreut in den Ecken umher — sie essen; wem's beliebt, der legt sich dabei aufs Lager. Regelmäßige Mahlzeiten werden nicht gehalten, die Frau hat ein Gefäß mit ungesäuertem Teig den ganzen Tag auf ihrem Bette; haben die Kinder Hunger, so laufen sie hinzu, backen sich einen oder mehrere Klöße und braten sie in der heißen Asche des Herdes. Haben sie etwa andere Gelüste, so laufen sie auf einige Zeit ins Dorf, betteln sich Milch, stehlen sich Eier . . .“

Später hat man im Plesser Kreise an Stelle der Unteroffiziere Frauen die Aufsicht übertragen. In Rybnik hat zunächst die Domänenverwaltung eine Anstalt aufgetan, die 200 Kinder aufgenommen hat. Ferner unterhielt noch das Komitee fünf Anstalten. Die Räume derselben waren aber fast alle überfüllt. Es mußten immer vier Kinder auf einem Strohsack schlafen. Infolgedessen herrschten viele Krankheiten unter den Kleinen, vor allem Augenkrankheiten. Außerhalb Rybniks waren noch Waisenanstalten in Sohrau, Belf und Pschow.

In Pleß hat sich zunächst eine Stiftsdame zu Heiligengrabe in der Mark Brandenburg, Fräulein Stach v. Golsheim, der Waisen angenommen.

Infolge der traurigen Zeitungsnachrichten kam sie im Januar nach Pleß und hat Monate lang allein 54 Waisen versorgt, da sich die polnisch-sprechenden Mägde als untauglich erwiesen hatten. Wenige Wochen später kamen fünf Diaconissen aus Kaiserswert, zwei derselben errichteten in Altdorf bei Pleß ein Lazarett für 16 Typhuskränke, die beiden anderen übernahmen die Pflege von dreißig kleinen Kindern im Marstallgebäude des Grafen v. Hochberg. Weiter meldeten sich noch vier Diacone aus Duisburg. Von diesen wurden zwei stationiert. Die evangelische Liebestätigkeit war ferner noch durch neun Brüder des Rauhen Hauses vertreten, mit denen Wichern, der Begründer der evangelischen Innenmission am 8. März 1848 von Hamburg nach Oberschlesien aufgebrochen ist.<sup>28)</sup> Mittelpunkt ihrer Tätigkeit war das Waisenhaus in Czarkow. Die Gebäude dieses früheren Bades hat der Graf v. Hochberg zur Verfügung gestellt. Er brachte auch die Unterhaltungskosten auf. Auch in dieser Anstalt litten wie sonst überall die Kinder an vielen epidemischen Krankheiten, wie z. B. an der Ruhr und an Augenkrankheiten. Zunächst waren hier mehr katholische als evangelische Kinder. Da sich katholische Kreise deswegen aber beunruhigt fühlten, wurden allmählich die katholischen Waisen herausgezogen. Neben Czarkow hatten noch je zwei Brüder eine Anstalt in Gurau und eine in Warschowitz errichtet. Die Knaben wurden mit Landarbeit und Flechten von Strohhütten und Strohmatten beschäftigt, während die Mädchen in der Küche arbeiteten und weibliche Handarbeiten herstellten. In einem Briefe vom 1. Mai 1849 berichtet Wichern, daß die Rauhen Brüder auch in Zimmendorf eine Anstalt hatten, die 78 evangelische Kinder enthielt. Im Kreise Pleß gab es auch katholische Kinderbewahranstalten wie z. B. Ludwigswunsch, die von Ursulinerinnen geleitet wurde. Wichern bezeichnet nach einer Besichtigung diese Anstalt als mustergültig. Er sagt von diesen Schwestern: <sup>29)</sup>

„Mit den Ursulinerinnen habe ich ein förmliches Freundschaftsbündnis geschlossen. Aus jeder ihrer Bewegungen spricht die Liebe, mit der sie arbeiten, und sie können das innere Glück, in dem sie arbeiten, nicht verbergen.“

Diese wenigen guten Anstalten, die nur eine beschränkte Anzahl von Kindern aufnehmen konnten, bildeten einen Lichtblick in dem ungeheuren Waisenland. Die meisten der 14 Anstalten des Kreises Pleß befanden sich in einem traurigen Zustande. Der schiverfällige Beamtenapparat des Staates konnte wiederum die Aufgabe, den Waisenkindern zu helfen, nicht bewältigen, trotzdem in dieser Angelegenheit ungeheuer viel Papier verschrieben worden ist. Da wollte Wichern gründliche Abhilfe schaffen und hat einen eingehenden Plan zur Unterbringung der Kinder entworfen.

### Die Pläne Wicherns.

Wenn auch nicht alle Pläne Wicherns verwirklicht worden sind, so muß ihn Oberschlesien dennoch neben den Barmherzigen Brüdern zu seinen großen Wohltätern zählen. Er hat die Brüder des Rauhen Hauses nach Oberschlesien gebracht, er hat in seinen Fliegenden Blättern aus dem Rauhen Hause für diesen Zweck Geld gesammelt, und jahrelang beschäftigte ihn die Sorge um die oberschlesischen Waisenkinder. Auf seiner ersten Reise im März 1848 hat er sich nur kurze Zeit in Oberschlesien aufgehalten, da ihm der König in dieser Angelegenheit eine Audienz gewähren wollte. Als er aber nach Berlin kam, fand er die Revolution vor. Anfang September desselben Jahres war er wieder in dem Lande, dem seine Sorge galt, und zwar als Regierungskommissar in einem Ausschuß, der sich mit der Versorgung der Waisen befaßten. An der Spitze desselben stand der Baron v. Gronefeld. Außerdem gehörten ihm noch an Dr. Burghardt und der Oppelner Schulrat Bogedain. Wichern wollte der oberschlesischen Kindernot dadurch Herr werden, daß er die Bestrebungen des Rauhen Hauses in die katholische Kirche zu übertragen beabsichtigte. Als Leiter der in Aussicht genommenen Anstalten dachte er an Dr. Künzer, der sich in der Flecktyphusepidemie als Führer der Barmherzigen Brüder so rühmlich herborgetan hatte. Es war vorgesehen, daß sich Dr. Künzer eine Zeitlang im Rauhen Hause in Hamburg aufzuhalten sollte. Zunächst hat Wichern den Schulrat Bogedain für seine Pläne gewonnen. Wie Wichern am 7. September 1848 schreibt, wollte er die Frage auf folgende Art lösen:<sup>24 d)</sup>

„... Mir schwebt ein Komplex kleiner landwirtschaftlicher Institute, je mit kombinierten Geschlechtern vor, jedes Institut nach dem gruppierenden Familienprinzip organisiert, alle unabhängig voneinander mit vielfach freier Verantwortlichkeit ausgestattet, und doch alle wieder gliedlich untereinander durch geistige Fäden verknüpft. ... Im Mittelpunkte aller ein Mutterhaus, das mit dem Obervorsteher für alle Anstalten zugleich den zukünftigen Haltepunkt für ähnliche Bestrebungen in der katholischen Kirche Oberschlesiens zu bilden hätte. Ähnliches wäre für die wenigen evangelischen Waisen zu schaffen. . .“

Die Kommission erklärte sich mit dem Plane Wicherns einverstanden. Er wurde mit der Ausarbeitung eines genauen Entwurfes beauftragt. Er selbst hatte nur das eine Bedenken, ob die katholische Kirche die rechten Leute würde stellen können. Die Kommission glaubte damals, sie hätte nur 4000 Waisen zu versorgen, erst später stellte sich heraus, daß mindestens 9500 Kinder zu betreuen waren. Die Arbeiten zur Unterbringung der Waisen zogen sich aber in die Länge. Im April des Jahres 1849 ist Wichern wieder in Oberschlesien und sagt:

„Tausende von Kindern sind unversorgt, weil es schlechterdings an Menschen fehlt, welche die Eigenschaft, katholisch und polnisch zugleich sein müssen, mitbringen. Ein Aufruf des Fürstbischofs an die Familien gerichtet, damit diese sich der armen Verlassenen annehmen sollten, hat den Erfolg gehabt, daß sich aus der großen bischöflichen Diözese nur 74 Familien gemeldet haben, von denen die meisten 12 Taler jährliches Kostgeld fordern. Im Februar 1850 ist Wichern wiederum in Breslau und verhandelt wegen der oberschlesischen Waisennot mit der Regierung. Die Lage ist nach seiner Darstellung folgende:<sup>24 d)</sup>

„Von 1600 in den sogenannten Waisenhäusern befindlichen Kindern sind 1849 deren 252 gestorben. Hier ist die Klage über die Berliner Oberbehörde, die ihre Kräfte zum Heil des Volkes ganz in den Kammern absorbieren muß, maßlos. Die Zentralstellen haben auf die wiederholten Mahnungen keine Antwort gegeben. Selbst Vorschläge, die schon im Juli des vergangenen Jahres eingereicht worden sind, blieben unbeantwortet.“

Während dieses Breslauer Aufenthaltes hat Wichern auch mit dem Fürstbischof v. Diepenbrock verhandelt, dessen Tischgast er damals und auch bei seinen späteren Aufenthalten wiederholt war. Der König selbst hatte in dieser Angelegenheit der Waisenkinder, die Wichern so sehr am Herzen lag, an den Fürstbischof geschrieben.

Der Fürstbischof trat dem Vorsteher des Rauhen Hauses sehr offen entgegen. Wichern, der die katholische Kirche sehr gerecht beurteilt, schreibt über diese Unterredung am 15. Februar 1850<sup>24 e)</sup>:

„Mit großer innerer Freude muß ich vom Fürstbischof sprechen. Er hat mir dargelegt, wie es tatsächlich steht, und was er nicht gesagt hat, so gesagt, daß es zu verstehen war. Was ich bei dem kirchlichen Oberhirten zu erlangen versuchen wollte, war vornehmlich dies, in ihm das Bewußtsein der Verpflichtung zu erwecken, durch sein Wort lebendige Persönlichkeiten zur Hilfe aufzurufen.“

Auf seiner Weiterreise wurden Wichern bei der Oppelner Regierung vier ungeheure Folianten über die oberschlesische Not vorgelegt. Die Hilfmaßnahmen selbst sind aber nicht vom Fleck gekommen, Wichern sagt darüber:<sup>24 e)</sup>

„Pläne werden gemacht und verworfen, die Sache ist in nichts gefördert. Nun, nach anderthalb Jahren finde ich sie so wieder, wie ich sie verlassen habe, ohne, daß irgend etwas getan worden wäre von dem, was damals empfohlen wurde und zum Ziele geführt haben würde.“

Aus dem früheren Notgebiet schreibt Wichern voll Empörung:<sup>24 f)</sup>

„Die Zustände sind hier mit einem Wort schaußlich und kaum verantwortlich!“

Es wird ihm klar, daß den oberschlesischen Waisen nur mit Geld und mit Menschen zu helfen ist. Das Geld will er selbst in Berlin beschaffen, die Menschen müßte aber die katholische Kirche stellen. Der Fürstbischof und der Kanonikus Heide müßten diese zu locken wissen. Mit Heide wurde er darin eins, daß beide mit dem Fürstbischof in Breslau eine Konferenz abhalten wollten. Nach einer neuen Besprechung mit dem Fürstbischof und dem Präsidenten des Zentralkomitees, dem Grafen Burg-haus, am 26. Februar 1850 arbeitet Wichern eine Denkschrift aus. Danach war die Verpflegung und Erziehung von 4000 Waisen in Aussicht genommen. Diejenigen, die bis jetzt in Familien untergebracht worden sind, sollten in andere Kreise versetzt werden, damit sie ein geregeltes Familiereben kennen lernen. Nach ihrem 16. Lebensjahr sollten sie zurückkehren. Die Kinder aus den Bewahranstalten aber sollten in Waisenhäuser kommen, die unter Leitung von Ursulinerinnen und Barmherzigen Schwestern stehen sollten. An diese Waisenhäuser sollten sich dann Anstalten für größere Kinder von 11 bis 16 Jahren anschließen. Außerdem war vorgesehen, fünf landwirtschaftliche Anstalten einzurichten, und zwar für jeden der drei Kreise Ratibor, Rybnit und Pleß je eine. Nach Erledigung der ursprünglichen Aufgaben sollten zwei derselben Altenbauschulen werden, und in der dritten sollten Lehrer für Oberschlesien herangebildet werden, denn es fehlten damals 700 Volksschullehrer allein im Regierungsbezirk Oppeln. Die Kosten veranschlagte Wichern auf 800 000 Taler. Das Zentralkomitee sollte die Summe zu den ersten Einrichtungskosten hergeben und das ganze ein Jahr hindurch unterhalten und damit dann seine Tätigkeit beschließen. Der Fürstbischof sollte seinerseits die Zusage geben, daß die Kosten für das erwachsene Personal von Freunden der katholischen Kirche aufgebracht werden würden, während der Staat die übrigen Kosten tragen sollte. Der Fürstbischof und der Oberpräsident sind auf diesen Plan eingegangen. Alle drei wollten gemeinsam in Berlin dahin wirken, daß rasch eine günstige Entscheidung getroffen würde. Wichern wurde auch jetzt seine Sorge noch nicht los, daß der Fürstbischof die Menschen und namentlich den Führer des Ganzen, der auch die polnische Sprache beherrschte, nicht würden finden können. Am 27. Februar 1857 fand die letzte Konferenz in dieser Angelegenheit zwischen den beteiligten Stellen statt. Der Fürstbischof hat zugesagt, die nötigen Männer zu rufen, „soweit der Herr dazu Gnade geben wird.“ Es ist dies ein erhabener Augenblick, in dem sich die Vertreter der beiden Kirchen

Deutschlands die Hand reichten zur Betätigung des einen Glaubens, des Glaubens an den Herrn, der in beiden Kirchen lebt. Wichern fährt fort:<sup>24a</sup>)

„Wie es mir ums Herz war, so auch wohl dem trefflichen Kirchenfürsten. Wir hatten ebennoch zuvor den Unterschied des evangelischen und des katholischen Glaubens, dann aber auch die höhere Einheit beider Kirchen hervorzuheben gehabt, um sie in dieser Angelegenheit ohne Beschränkung irgend eines Teiles zu betätigen. Da umarmte mich der Bischof mit einem Bruderkuß und mit den Worten: Ich verstehe Sie völlig.“

Der großzügige Plan Wicherns ist leider nur zu einem geringen Teile in Erfüllung gegangen. Im Juli des Jahres 1853 war er wieder in Oberschlesien zur Inspektion der Gefängnisse. Bei dieser Gelegenheit hat er auch das Typhusthuisenhaus in Rybnik besucht und festgestellt, daß bis vor kurzem dort eine furchterliche Wirtschaft geherrscht hat. Nach seiner Feststellung sind bis zum Jahre 1851 dort gegen 400 Waisen gestorben. Dann sind die Verhältnisse besser geworden, da jetzt einer der 7 katholischen Lehrer, die einst im Rauhen Hause zu Studienzwecken beherbergt worden sind, an der Spitze der Anstalt stand. Wie wenig man imstande gewesen ist, die rechten Leute zu finden, zeigt der Umstand, daß im Rybniker Kreise dieselben verkommenen Hauseltern geblieben sind, die immer mit etwa 50 Kindern zusammenlebten. Der Zustand der jüngeren Kinder war ganz erbärmlich.

Wichern hat auch die landwirtschaftliche Anstalt in Poppelau besichtigt und eine eingehende Besprechung mit dem Erzpriester und dem Direktor aller dieser Anstalten, Polomski, gehabt.

Später hat sich Wichern auch noch die Mädchenanstalt in Altdorf angesehen und damit drei von den sieben Anstalten kennen gelernt, für die er einschließlich der Kinder, die in Familien unterzubringen waren, einst in Berlin 800 000 Taler herausgeschlagen hatte, was nicht so ganz einfach gewesen war. Wichern berichtet nun darüber, wie falsch seine Pläne aufgefaßt und durchgeführt worden sind:<sup>24b</sup>)

„... Ich will an dem, was ich gesehen, die gute Seite zuerst hervorheben, die darin besteht, daß für etwa 1800 Kinder wirklich ein Aufenthalt und eine Pflege geschaffen ist, ohne die sie — es ist so gut als gewiß — sämtlich zugrunde gegangen und vielleicht jetzt schon größtenteils begraben wären; auch lernen sie mancherlei und werden auch sonst unentzüglich viel besser gehalten, sodaß schon eine Frucht herauskommen wird. Wir sollen daher nicht undankbar sein. Zenseits dieser Dankbarkeit hat denn auch der Staat ein Recht. Es wird hier gegen den Staat ein förmlicher Verwaltungsbetrag durchgeführt. Ich will absehen von dem völligen Missverständnis dessen, was ich vorgeschlagen und was als Grundlage der Durchführung vom

Minister festgestellt worden ist. Es ist eigentlich das Gegenteil von dem, was ich im innersten Grunde gemeint habe, ins Leben gerufen worden; von dem christlichen Grunde ist kaum etwas zu sehen. Der Fürstbischof hat eben die Leute nicht. Aber der Schaden liegt noch ganz anderswo. Immense Summen sind in die Baulichkeiten gesteckt. Ich weiß, daß ich die Einrichtungskosten für Poppelnau auf etwa 1400 Taler berechnet habe. Die Gebäude kosteten allein 8000 Taler, in Altendorf mindestens 11000 Taler, darauf, daß die Häuser fünftig nach Aufhebung derjenigen Anstalten, die eingehen müssen, noch einen Zweck haben könnten, ist man garnicht eingegangen. Man hat, wie es scheint, gar nichts von dem, was damit gewollt war, gehaht. Hier ist Kapital also geradezu verloren — weggeworfen! Und nun vollends die sogenannten landwirtschaftlichen Einrichtungen, die sogenannten „Ackerbauschulen“! Man hat gewagt, der obersten Verwaltung Sand händevoll in die Augen zu streuen! Und weil dort niemand ist, der die Sache versteht, — ich weiß, was ich in dieser Beziehung sage — so ist's vollkommen gelungen.“

Als Beispiel dafür führt Wichern die Käsefabrik in Altendorf an. Bei der Besichtigung sagte der Oberamtmann zu einem Begleiter Wicherns: „Sie sehen, daß alles nur zum Schein gemacht wird, wir brauchen so etwas, damit es nach etwas aussieht.“

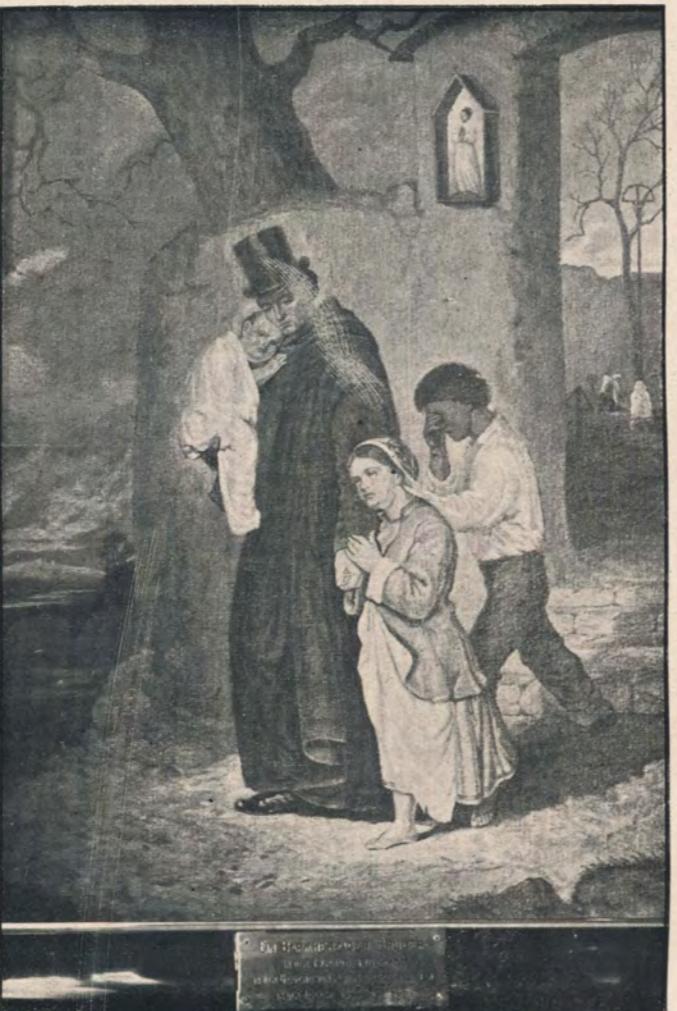
Wicherns endgültiger Kostenanschlag war auf die Durchbringung von 8—9000 Kindern gemacht, während man die Fürsorge in der Tat auf höchstens 1800 Kinder ausgedehnt hat. Nur so war es möglich, daß die Anstalten nicht banferott machten. Wichern schließt seinen Bericht mit den bitteren Worten:

„Für all den Unfug haben die Kammern die Ministerien und namentlich die Oberpräsidialverwaltung im vorigen Jahr noch öffentlich und förmlich belohnt.“

Wenn auch die Pläne Wicherns nicht in ihrer ganzen Großartigkeit verwirklicht worden sind, so ist Oberschlesien doch aus seinem großen Unglück mancherlei Segen erwachsen. Abgesehen von den umfangreichen Notstandsarbeiten, wie dem Bau der Landstrassen, sind auch ständige Krankenhäuser errichtet worden. So hat z. B. der Leibarzt des Herzogs von Ratibor, Dr. Julius Roger, für die Erweiterung des Pilchowitzer Krankenhauses der Barmherzigen Brüder 7000 Taler gesammelt und auf diesem Wege auch den Grundstock zu dem Gelde zusammengebracht, aus dem die große Krankenanstalt in Rybnik gebaut worden ist, die nach ihm Juliuskrankenhaus heißt. Aus dieser Tatsache erkennt man, daß die



Hungerdenkmünze 1848  
(Oberschlesisches Museum Gleiwitz)



Ein Barmherziger Bruder während der Typhusepidemie in der Gegend von Pleß  
(Nach einem Ölgemälde im Convent der Barmherzigen Brüder zu Breslau)

Gebefreudigkeit für Oberschlesien im Reiche nicht sofort nachgelassen hat. Dr. Julius Roger selbst hat in der Notzeit in Rauden mit außerordentlicher Aufopferung gewirkt und auch später, als die Zeiten besser geworden waren, hat er von den Kranken kein Honorar genommen, sondern Bedürftige noch beschient, wie mir Augenzeugen erzählten. Im Jahre 1848 gehörte er zu der Kommission, die sich unter dem Vorsitz des Landrats von Duran in Rauden zur Unterbringung der Waisenkindergarten bildete. Seine Liebestätigkeit ist heute in weiten Kreisen Oberschlesiens vergessen. Ebenso das, was er auf naturwissenschaftlichem Gebiete geleistet hat. Sein Name lebt aber als Sammler und Herausgeber der oberschlesisch-polnischen Volkslieder fort.

Würde man auch nur einen Versuch machen, das zu schildern, was so viele während der Bekämpfung der Hungersnot und der Seuche geleistet haben, so müßte man ein großes Buch schreiben. Aber über die Einzelheiten, die heute zumeist vergessen sind, ragen die Taten der Berufsstände hervor: der Ärzte, die aus ganz Deutschland herbeigeeilt sind, und die nicht danach gefragt haben, ob die Kranken deutsch oder polnisch sprechen, der Barmherzigen Brüder und der Schwestern, die alle mit der gleichen Liebe gepflegt haben, und der Rauhen Brüder und Diatonissen, die aus dem Norden und Westen des Reiches gekommen sind, um den Oberschlesiern, ihren deutschen Brüdern, zu helfen. Damals ist die deutsche Einheit in der Liebe zu Oberschlesien offenbar geworden, und das wird uns recht bewußt, wenn wir in den Zeitungen und Zeitschriften Namen und Stand derer lesen, die ihre Spargroschen für die notleidenden Oberschlesiern geopfert haben, daß es ganz Deutschland war, das trotz der politischen Ziele der 48er Jahre seinen Willen zur Rettung Oberschlesiens betätigte. Und wie haben es die Oberschlesiern des Notgebietes dem Reiche vergolten? Sie haben vergessen, was das deutsche Volk für sie getan hat. Gerade die beiden Kreise Pleß und Rybnik haben sich am Abstimmungstage für Polen entschieden, da man ihnen goldene Berge versprach und ihnen unter anderem vorredete, Deutschland hätte sie in den Notjahren verhungern lassen wollen.

## Quellenangaben.

1. Adloff: Ein Blick auf die oberschlesischen Zustände. Medic. Zeitung. XVII 1848 S. 76, 113.
2. Bärensprung, von: Der Typhus in Oberschlesien 1848. Archiv f. d. ges. Med. X. Jena 1849, S. 448—483.
3. Braun: Johann Heinrich Wichern. Die evangelische Kirche in Oberschlesien 1920, S. 41—45.
4. Chrząszcz: Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum des Klosters der Barmherzigen Brüder zu Pilchowiz. Breslau 1914.
5. Deutsch: Die Typhusepidemie in Oberschlesien in den Jahren 1847 und 1848. Medic. Zeitung 1849, S. 153, 154, 156, 157, 161—162.
6. Dziengel von: Geschichte des Königlichen Zweiten Ulanenregimentes. Potsdam 1858.
7. Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg von J. H. Wichern.
 

a. Jahrgang 1848, S. 236	j. Jahrgang 1848, S. 69
b. " 1848, S. 233	k. " 1848, S. 65
c. " 1848, S. 234	l. " 1848, S. 81
d. " 1848, S. 235	m. " 1848, S. 126
e. " 1848, S. 238	n. " 1848, S. 62
f. " 1848, S. 85	o. " 1848, S. 108
g. " 1848, S. 109	p. " 1848, S. 242
h. " 1848, S. 110	q. " 1848, S. 236
i. " 1848, S. 111	r. " 1848, S. 243
	s. " 1848, S. 248 u. folgende.
8. Heller F: Die oberschlesische Typhusepidemie im Jahre 1848.
  - a. 32. Jahressb. Schl. Ges. 1854, S. 112—119.
  - b. Prov. Blätter N. F. VII. 1868, S. 350—353.
9. Hohenlohe-Ingelsingen, Kraft Prinz zu: Aufzeichnungen aus meinem Leben, Berlin 1897. B. I.: 1848—1856.
10. Die Hungerpest in Oberschlesien. Mannheim 1848.
11. Hungerpest. Die oberschlesische. Mit amtlichen Zahlen. Eine Frage an die preußische Regierung. Leipzig 1848.
12. Kuh, Fr.: Die Aerzte und der Typhus in Oberschlesien. Wochenschrift für die ges. Heilk. 1848, S. 154—159.
13. Meer: Charakterbilder aus dem Klerus Schlesiens 1832—1881. Breslau 1884.
14. Ring: Erinnerungen. Neue Ausg. Berlin 1905.
15. Rosenthal: Der oberschlesische Typhus des Jahres 1847. Wochenschrift für die ges. Heilkunde 1849, S. 577—593.

16. Sauer: Festschrift der Barmherzigen Brüder in Pilchowiz zur Jahrhundertfeier.
17. Schlesisches Kirchenblatt, Breslau 1847 ff:
 

a. Jahrgang 1848, S. 191	g. Jahrgang 1848, S. 75
b. " 1848, S. 111	h. " 1848, S. 112
c. " 1849, S. 141	i. " 1848, S. 98
d. " 1849, S. 142	j. " 1848, S. 139
e. " 1848, S. 102	k. " 1848, S. 89
f. " 1848, S. 74	l. " 1848, S. 302
18. Schmidt: Johann Heinrich Wichern in seinen Beziehungen zu Oberschlesien Jahrgang 1908/09, S. 159—167.
19. Sterba: Kanonikus Dr. Franz Heide. Breslau 1868.
20. Virchow: Mittheilungen über die in Oberschlesien herrschende Typhus-Epidemie. Arch. für pathol. Anatome, Berlin 1849. II, S. 143—322.
21. Waldbau: Hamburgische Jahreszeiten. Hamburg 1847, Mai- und Juniheft.
22. Waldbau: Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit. Hamburg 1851 T. 2: 1847—1848.
23. Wanderer, Der oberschlesische. Gleiwitz 1843—1850.
24. Wichern, Briefe und Tagebuchblätter, Hamburg 1901, B. 1, 2.
 

a. Brief v. 20. 2. 1850.
b. " " 1. 7. 1853.
c. " " 7. 9. 1848.
d. " " 15. 2. 1850.
e. " " 17. 2. 1850.
f. " " 18. 2. 1850.
g. " " 27. 2. 1850.
h. " " 6. 7. 1853.
25. Wört, Ein. Ueber die Typhusepidemie im Plesser Kreise bis Ende Mai 1848 von den daselbst stationirt gewesenen Aerzten Abarbanell, Deutsch, Heller, Holländer, Ideler, Lorenz, Meyer, Moll, Muche, Pohl, Semler, Waldbau. Gleiwitz und Beuthen 1848.



## Die Dänen vor Gleiwitz und die Gleiwitzer Gesöbniswallfahrt

Eine Erinnerung an die Februarstage 1627

Von Oswald Völkel

Der Ring um die Gleiwitzer Altstadt, der von der Ober- und Niederwallstraße gebildet wird, war zu Zeiten des 30 jährigen Krieges ein dicht mit Dornengestrüpp bestandener hoher Wall, innerhalb dessen der breite Wallgraben lag. An dem der Stadt zugekehrten Grabentande stand ein etwa 2 bis 3 m hoher Palisadenzaun (Parchen). Parallel mit diesem, aber einige Schritte entfernt, lief die Stadtmauer. Zwischen dem Holzzaun und der Stadtmauer lag der Umgang oder Zwinger. Der Wallgraben wurde in der Gegend der heutigen Wassergasse von der Ostropfa aus gefüllt und konnte nur an den Stadttoren überschritten werden. Die beiden ansehnlichen Tore, das Ratisborer oder schwarze und das Beuthener oder weiße Tor genannt, waren mit Eisenblech beschlagen und mit Fallgattern (Saracenen) versehen. Die Stadtmauer war alle hundert Schritte durch vierseitige Türme verstärkt, die oft als Gefängnis, meist aber als Rüstkammern dienten und Waffen mannigfachster Art enthielten. Die Mauerzinne entlang ging ein Postengang, auf dem die Wachen ihre regelmäßigen Runden liefen. An der Innenseite der Mauer befand sich noch die Brustwehr (Parapet), wo die Bürger, auf die einzelnen Schießscharten verteilt, ihre Verteidigungsstellungen einnahmen, sobald die Sturmloche sie rief.

Im Norden und Osten wurde der Schutz der Stadt durch den vorgelagerten Klobnitzsumpf verstärkt. Es war somit möglichste Gewähr gegeben, mit einer kleinen, zuverlässigen Besatzung auch größere Truppenmengen erfolgreich abzuwehren. Die spärlichen versteckt und verbaut liegenden Reste, die heute noch als Stadtmauer gezeigt werden, lassen zwar ihren einstigen Verlauf deutlich erkennen, können aber keine Vorstellung von ihrer ehemaligen Stattlichkeit geben, weil die ganze Mauer um die Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur halben Höhe abgetragen wurde.

Zu der Zeit, von der hier die Rede sein soll, befanden sich in der Stadt, die sich von dem großen Brande im Jahre 1601 kaum erholt hatte, 150 Bürgerhäuser, aus Fachwerk oder Schrottholz errichtet, sämtlich mit Schindeldächern versehen, zum größten Teil auch noch mit Schornsteinen von Holz.\*). In den beiden Vorstädten wohnten eine Unzahl robotpflichtiger Tagelöhner; außerdem befanden sich hier die Scheunen der Bürger. Im Westen lag das Kloster, im Süden das Hospital, beide Gebäude ebenfalls aus Holz. Und draußen „auf dem Sande“, 400 Schritte jenseits des Flusses, ragten Galgen und Rad mit gespenstischer Silhouette zum Himmel.

Der ärgste Feind des Bürgers war das Feuer. Von dem Umgang des Rathaussturmes blickte ständig die mit einer Richtlaterne versehene Brandwache auf die Dächer der bunt durcheinander gewürfelten Giebel- und Traufenhäuser.\*\*) Vom Kämmereibörslein Richtersdorf her floß in unterirdisch verlegten Holzröhren Wasser nach dem Ringe, von wo aus es nötigenfalls in offenen Gerinnen durch alle Gassen der Stadt geleitet werden konnte. An den Straßenecken lagerten Schubretter, mit deren Hilfe und unter Hinzunahme des überall reichlich vorhandenen Düngers man dann das Wasser an der Brandstelle anstaute. Nur ein Punkt des Stadtgebietes durfte nicht unter Wasser gesetzt werden und lag darum höher als der Überlauf des Röhrenbrunnens: das war der Platz um die Pfarrkirche, in deren Schatten die arbeitsamen Bürger der Auferstehung entgegen schlummerten. In der Gegend des Kirchhofs lag auch die Sohle des Wallgrabens am tiefsten unter der Erdoberfläche. Ein Durchsickern von Wasser nach den Gräbern und Gräften war also ebenfalls ausgeschlossen. — Aus verschiedenen Bemerkungen in alten Akten müssen wir entnehmen, daß die damaligen Stadtbewohner in dem Wüten des Feuers lediglich gerechte Strafen des erzürnten Gottes sahen und es oft an der Anwendung des wirksamsten Mittels, dem umsichtigen und tatkräftigen Eingreifen aller, fehlen ließen. — Bei Ausbruch des 30 jährigen Krieges zählte man etwa 30 noch nicht wieder bebaute Brandstellen. In kriegerischen Zeiten war die Feuersgefahr natürlich besonders groß, da es ein beliebtes Mittel der Feinde war, die trockenen Holzdächer in Brand zu schießen oder die Böden durch Katzen oder Tauben, denen man kleine brennende Gefäße aufband, anzünden zu lassen.

Eine Straßenbeleuchtung kannte man nicht. Nach Eintritt der Dunkelheit hatte niemand etwas auf der Gasse zu suchen. Wen die Pflicht unbedingt ins Freie trieb, hatte sich mit einer Laterne zu versehen. An bestimmten Stellen der Stadt waren Blechpfannen angebracht, in denen Pechränder

\*) Holzhäuser waren stets ein Kennzeichen waldreicher Gegenden.

\*\*) Der Rathaussturm wurde 1784 um etliche Meter abgetragen.

lagen, die bei Gefahr von dazu bestimmten Personen angezündet werden mußten.

Kurz nach Ausbruch des 30jährigen Krieges beauftragte der damalige Oberlandeshauptmann von Schlesien, Herzog Christian von Brieg und Liegnitz, den General Grafen Johann Georg von Hohenzollern\*) mit der Abgabe eines Gutachtens über den Verteidigungszustand der schlesischen Städte. Dieses wurde am 6. März 1619 erstattet und Gleiwitz darin zu den festen Grenzstädten gezählt, von denen verlangt wurde, daß: Gräben, Bollwerke, Türme und Gassen in Ordnung gebracht, Brücken, Stände, Plätze und Kirche in guten Bauzustand versetzt werden. Des weiteren wurde gefordert, dem Argwohn und der Verrätelei fleißig zu wehren, die Zahl der Geschütze, Doppelhaken, Musketen, Hakenbüchsen, Hellebarden und Rüstungen genau festzustellen, ebenso die der Zimmerleute, Schmiede, Teichgräber, Schlosser, Büchsenmacher und sonstigen Handwerker, die man für den Kriegsdienst verwenden könne. Eine gute Feuerordnung sei einzuführen, Quartiere für etwa zu überweisende Hilfstruppen vorzubereiten, die heimlichen Ausfälle gut zu verwahren und verschwiegen zu halten, alles überflüssige Volk abzuschaffen, einen geeigneten Ort zum Pulverturm auszuwählen, die Dächer nach Möglichkeit mit Steinen und die Söller mit Estrich einzudecken, Böden und Keller für die Aufbewahrung von Mehl, Früchten, gesalzenem und geräuchertem Fleisch und Gemüse zu bestimmen, insbesondere aber für Sicherstellung von Wasser und Schutz des Pulvers vor Feuer zu sorgen. Des weiteren sei die Stadt in Viertel einzuteilen, ferner bekannt zu geben, wo im Notfalle Eichen-, Linden-, Weiden- oder Erlenbäume, Holz und Kohle herzunehmen seien und wo man auch etwas Salz und Würze haben könne.\*\*)

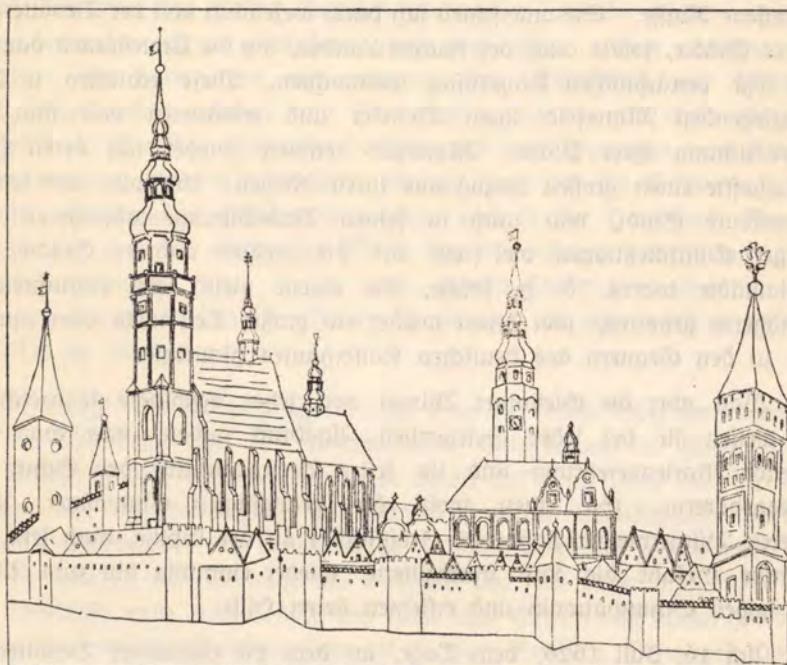
Der erste, 1625 endende Abschnitt dieses wahnsinnigen Ringens, der auch der böhmisch-pfälzische Krieg genannt wird, kann hier übergangen werden. Daß Gleiwitz darin ebenfalls nicht verschont geblieben ist, geht schon aus einer im Gleiwitzer Stadtarchiv befindlichen Urkunde Kaiser Ferdinands II. vom 5. Januar 1625 hervor. Er verleiht darin der Stadt, die als Teil der Fürstentümer Oppeln-Ratibor soeben zwei Jahre lang im Pfandbesitz des Großfürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen gewesen war, einen neuen Jahrmarkt mit 8 Tagen währendem Viehmarkt, „weil sie vor nicht lange verflossenen Jahren nicht wenige Schaden vom Kriegsvolk genommen“. Eine weitere Errungenschaft (!) dieser kriegerischen Zeit war

\*) Der Graf war der einzige Hohenzoller, der dem preußischen Schlesien in früherer Zeit durch Besitztum und persönliche Leistungen angehört hat. Vergl. Acta publica Jahrgang 1618, S. 105, Anm. 2 und Jahrgang 1619, S. 137, Anm. 1.

\*\*) Acta publica, Jahrgang 1619, S. 137 ff.

die durch vorüberziehende Truppen erfolgte Einführung des bis dahin unbekannten Tabaks und des Kartenspiels.

Recht ernst und bedrohlich wurde die Lage der Stadt in dem 1626 beginnenden zweiten Abschnitt des blutigen Religionsstreites, dem dänisch-niedersächsischen Kriege. Ferdinands des II. gefürchtetster Gegner, Graf



Die Stadt Gleiwitz im 17. Jahrhundert.

Ernest v. Mansfeld, fägte bald nach seiner am 26. April 1626 erfolgten Niederlage an der Dessauer Elbbrücke den Entschluß, mit dem Rest seines Heeres nach Oberschlesien zu ziehen und sich hier mit Bethlen Gabor, der sich für den Verlust seiner oberschlesischen Fürstentümer gern rächen würde, zu vereinigen. Nach längeren Verhandlungen gelang es ihm, auch den Kriegsobersten des niedersächsischen Kreises, den König Christian IV. von Dänemark, für den Plan zu gewinnen. Dieser bestimmte den Herzog Johann Ernst von Weimar, sich mit seinen Reitern und den dänischen Fußregimentern Baudissin, Riese, Ranzau und Schlammersdorf dem Zuge anzuschließen. Ferner wurde noch der Kriegskommissar Joachim v. Mitzlaff, der in Oberschlesien bald eine sehr verhängnisvolle Rolle spielen sollte, dem vereinigten Heere als dänischer Bevollmächtigter beigegeben. Christian IV.

entwarf eine ausführliche Instruktion. Zum Oberbefehlshaber wurde Graf Mansfeld ernannt, der sich eines Punktes in Oberschlesien bemächtigen und dort befestigen sollte.

Da in Gleiwitz schon von altersher\*) niemand als Bürger aufgenommen wurde, der nicht vorher der katholischen Lehre unverbrüchliche Treue geschworen, bildete die Einwohnerschaft der Stadt eine einige und in sich geschlossene Masse. Sie unterschied sich darin wesentlich von der Bevölkerung anderer Städte, sowie auch des flachen Landes, wo die Protestanten damals einen sehr beträchtlichen Prozentsatz ausmachten. Diese erblickten in dem heranziehenden Mansfeld ihren Befreier und erwarteten von ihm die Verwirklichung ihrer Pläne. Mansfeld rechnete wieder auf deren Hilfe und erhoffte einen großen Zug aus ihren Reihen. Gleiwitz, als reichsunmittelbare Stadt, war auch in seinen Verteidigungsmassnahmen und sonstigen Entschlüsse viel freier als die meisten anderen Städte, die Mediatstädte waren, d. h. solche, die einem meist sehr einflussreichen Grundherrn gehörten, von denen wieder ein großer Teil mehr oder minder offen zu den Gegnern des deutschen Kaiserhauses hinneigte.

Was aber die Gleiwitzer Bürger von jeher besonders kennzeichnete und wessen sie bei jeder Gelegenheit Ausdruck gaben, das war ihre glühende Marienverehrung und ihr festes Vertrauen auf den Schutz der Gottesgebärerin. So eilten wohl die geängstigten Einwohner, ihren wackeren Bürgermeister Johannes Fröhlich\*\*) an der Spitze, auch jetzt, wo drohende Gefahr die Luft durchzitterte, wieder einmütig hin zum Altare ihrer hohen Schutzpatronin und erslehten deren Hilfe.

Am 16. Juli 1626, dem Tage, an dem die Gleiwitzer Bevölkerung unter starker Beteiligung der ganzen Umgegend ihren großen Absatz feierte — es war an dem damals noch wenig bekannten und erst genau hundert Jahre später für allgemein erklärten Fest Mariae vom Berge Karmel (Scapulierfest) — überschritt Mansfeld bei Frankfurt wohlgerüstet die Oder und ordnete seine Truppen zum Vormarsch auf schlesischen Boden. Seine Truppenmacht wird auf etwa 20 000 Mann zu veranschlagen sein; den mindestens zweimal so starken unvermeidlichen Trotz nicht mitgerechnet.

Der Durchzug des Heeres durch Frankfurt nahm 5 Tage in Anspruch und sollen hierbei bereits 500 mit geraubtem Gut beladene und mit

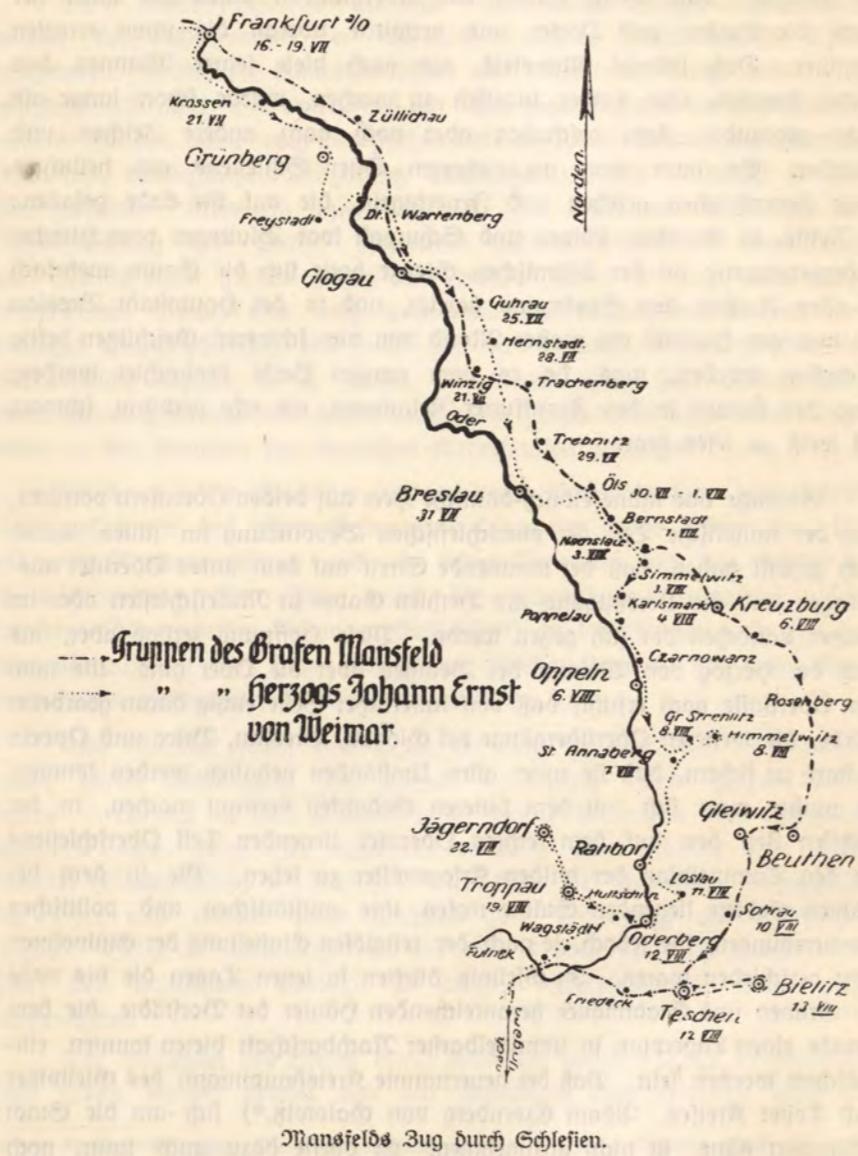
\*) Kurt Kutojwa, Die Allerheiligenkirche von Gleiwitz. Gleiwitz 1926. S. 31 ff.

\*\*) Am 5. November 1644 erteilt die Kaiserliche Kammer ihr Einverständnis, daß dem „Altbürgermeister“ Johannes Fröhlich wegen seiner der Stadt treu geleisteten Dienste ein Freibrief ausgestellt wird. Fröhlich war 28 Jahre Bürgermeister. (Staatsarchiv Breslau: Rep. 36 Stadt Gleiwitz XIII. Nr. 1.)

weggenommenen brandenburger Pferden bespannte Wagen über die Brücke gezogen sein. In Frankfurt trennten sich die beiden Anführer; Mansfeld zog das rechte, der Herzog v. Weimar zunächst das linke Oderufer entlang. Ein breiter Strom von Übergläuben flutete vor ihnen her durch die Städte und Dörfer und verirrte überall die schon erregten Gemüter. Daß sowohl Mansfeld, als auch viele seiner Männer das Mittel kannten, ihre Leiber tugelfest zu machen, wurde schon lange als wahr geglaubt. Jetzt geschahen aber noch ganz andere Zeichen und Wunder. So hatte man an mehreren Orten Schlesiens am helllichten Tage Feuerdrachen gesehen und Feuertugeln, die auf die Erde gefallen; in Neisse, in Grottkau, Löwen und Schurgast war Blutregen vom Himmel niedergegangen; an der böhmischen Grenze hatte sich die Sonne mehrfach in allen Farben des Spektrums gezeigt, und in der Hauptstadt Breslau gar war am Himmel ein großer Mond von vier schweren Geschützen heftig beschossen worden, was, da es vom ganzen Volke beobachtet worden, kurze Zeit darauf in den Frankfurter Relationen, als echt verbürgt, schwarz auf weiß zu lesen war.

Solange das mansfeldisch-dänische Heer auf beiden Oderufern vorrückte, mag der katholische Teil der oberschlesischen Bevölkerung im stillen immer noch gehofft haben, daß der kommende Streit auf dem linken Oderufer ausgetragen und die Vereinigung mit Bethlen Gabor in Mittelschlesien oder im Glazener Ländchen vor sich gehen werde. Diese Hoffnung zerstob aber, als auch der Herzog von Weimar bei Beuthen über die Oder ging. Als man zum Überflusse noch erfuhr, daß von kaiserlicher Seite eifrig daran gearbeitet würde, die weiteren Oderübergänge bei Glogau, Breslau, Brieg und Oppeln so stark zu sichern, daß sie unter allen Umständen gehalten werden könnten, da mußte man sich mit dem bitteren Gedanken vertraut machen, in der nächsten Zeit den auf dem rechten Oderufer liegenden Teil Oberschlesiens als den Tummelplatz der wilden Kriegsbölker zu sehen. Die in dem bedrohten Gebiete liegenden Städte trafen ihre militärischen und politischen Vorbereitungen, die jedoch, je nach der religiösen Einstellung der Einwohner, recht verschieden waren. In Gleiwitz dürften in jenen Tagen die bis nahe an Graben und Stadtmauer heranreichenden Häuser der Vorstädte, die dem Feinde einen Lagerplatz in unmittelbarster Nachbarschaft bieten konnten, eingäschert worden sein. Daß der neuernannte Kreishauptmann des Gleiwitzer und Löster Kreises, Adam Czornberg von Galowitz,\*)) sich um die Stadt gekümmert hätte, ist nicht anzunehmen. Er dürfte dazu auch kaum noch die Zeit gefunden haben.

\*) Acta publica Jahrgang 1626—1627. S. 276.



In Ols erwartete Mansfeld den nachfolgenden Herzog. Beide zogen dann gemeinsam bis Namslau, um sich hier am 3. August von neuem zu trennen. Noch am Abend dieses Tages finden wir die Truppen des letzteren in Deutsch-Marchwitz, Altstadt und Simmelswitz, wo sie stark plünderten. Am 4. August zogen sie, immer der Oder und dem sich jenseits derselben sammelnden Feinde zugeteilt, nach Karlsmarkt und von da über Poppelau und Czarnowanz nach Oppeln. Am Abend des 6. August erreichten sie den Fuß des Annaberges; der Besitzer dieser Gegend, Georg Friedrich von Schirovsky, schlug sich auf ihre Seite, wofür ihm später der Prozeß als Hochverräter gemacht wurde. Am nächsten Tage statteten die Dänen dem benachbarten Groß-Strehlitz einen Besuch ab; desgleichen auch dem Kloster Himmelwitz, das sie ausplünderten und dessen Bibliothek sie vollständig zerstörten. Immer in der Nähe der Oder bleibend, erreichten sie am 11. Loslau und am 12. Oderberg.\*)

Während der Herzog von Weimar von Namslau aus in südlicher Richtung marschierte, wandte sich Mansfeld gegen Osten und gelangte, über Wilkau gehend, in die Gegend von Kreuzburg und Rosenberg. Hier finden wir ihn am 6. August, fünf Meilen von den Dänen entfernt. Von Rosenberg führte ihn der Weg über Beuthen nach Gleiwitz, wo er am 9. August eingetroffen sein mag. Die Gleiwitzer fühlten sich zwar stark genug, um dem Feinde erfolgreich entgegenzutreten, bangten aber dennoch vor einer längeren Belagerung. Es war möglich gewesen, auch die letzte Roggengarbe durch die jetzt fest verammelten Tore hereinzu bringen, aber die Hirse und der türkische Weizen wogten noch auf den Feldern, die sich rings herum hinter den Hopfengärten weiteten, und diese Getreidearten bildeten neben dem Hafermus die Hauptnahrung der jetzt durch Söldner und Flüchtlinge stark vermehrten Einwohnerschaft. Die Geschäfte stockten und auch der behördliche Organismus ruhte. So finden wir beispielweise erst im Winter 1627/28 wieder Eintragungen in den heute noch vorhandenen Gerichtsbüchern jener Zeit.

Die Gleiwitzer fürchteten eine Belagerung; Mansfeld aber hatte Eile, weil er von dem siebenbürgischen Großfürsten schnöde im Stiche gelassen worden war. Dafür zog auf dem linken Oderufer der kaiserl. Oberst Pechmann alle nur erreichbaren Truppen zusammen und galt es nun, vor diesem die schützenden Befestigungen zu erreichen. Mansfeld wird sich auch in Gleiwitz

\*) Bei der Schilderung der Gleiwitz nicht unmittelbar berührenden militärischen Ereignisse folge ich im wesentlichen den verdienstvollen Feststellungen von Julius Krebs in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens, Bd. 20, 21, 25, 27, 28; doch wurden auch J. O. Opel, Der Niedersächsisch-dänische Krieg, 3. Bd., Halle u. Magdeburg 1872/94 und J. Großmann, Des Grafen Ernst v. Mansfeld lebte Pläne und Thaten, Breslau 1870, häufig benutzt.

nur auf das übliche „Anblasen“ beschränkt haben, d. h. die Städte wurden zunächst durch einen Trompeter, dann durch einen Offizier oder den Führer selbst aufgefordert, den vorüberziehenden Truppen Brot, Bier und Geld zu geben. Um den Verhandlungen Nachdruck zu verleihen, rückten während dieser Zeit gewöhnlich Reiter und Fußvolk vor die Tore. Das schwerverfällige Belagerungsgeschütz in Stellung zu bringen, dazu mangelte in der Regel die Zeit. Fand eine Stadt den Mut, das Ansinnen des Feindes in bestimmtester Form abzulehnen, so zog dieser meist weiter, nicht ohne vorher einige Brandpfeile über die Mauer zu senden oder sich an den Vorstädten und den Kämmereidörfern schadlos zu halten. Der dreißigjährige Krieg hatte zu dieser Zeit doch noch nicht jenen entsetzlichen brutalen Charakter angenommen, der ihn später so übel kennzeichnete. Dass Mansfeld gegen die stark befestigte Stadt Gleiwitz gewalttätig vorgegangen wäre, ist durch nichts belegt und nach Lage der Sache auch kaum anzunehmen. Finden wir ihn doch am darauffolgenden Tage bereits bei Sohrau, wo seine Reiter das schutzlos liegende Gut Roy vollständig ausplünderten. Am Nachmittag des 12. August, also zur selben Zeit, als der Herzog von Weimar in Oderberg einzog, stand Mansfeld schon wieder „in voller Bataglia“ und mit seinem ganzen groben Geschütz versehen vor Teschen.

Im großen und ganzen sind über den gesonderten Zug Mansfelds von Namslau aus wenig Nachrichten vorhanden, was zweifellos darauf zurückzuführen sein dürfte, dass er eine bessere Marschdisziplin beachtete als der Herzog, und da er bestrebt war, die evangelischen Oberschlesier für sich zu gewinnen, sich auch viel weniger Gewalttätigkeiten erlaubte als jener.

Die Stadt Gleiwitz war von der Kriegsfurie noch einmal glücklich verschont geblieben. Kaum war der letzte mit Soldatenweibern, Trophäen und gestohlenem Gut beladene Wagen den Blicken der aufatmenden Bürger entchwunden, so wurde in allen Häusern mit den Vorbereitungen für einen ganz besonders feierlichen Verlauf des beliebten Festes Mariae Himmelfahrt begonnen. Und da an diesem Tage, es war ein Sonnabend, sicherlich schon bekannt geworden war, dass Mansfelds siegreich gebliebener Gegner Wallenstein am 8. August mit einem großen Heere zur Befreiung Oberschlesiens aufgebrochen, da mag der Jubel der Bürgerschaft unbeschreiblich gewesen sein. Der folgende Tag war der Sonntag, an dem herkömmlicherweise ein Jahrmarkt hätte stattfinden sollen. Diesmal wurde er wahrscheinlich nur mit benutzt, um der allgemeinen Freude gebührend Ausdruck zu verleihen. Der Gedanke, für die Errettung aus Kriegsnot geschlossen zu einem Gnadenbilde der Gottesmutter zu wallfahren, mag in diesen beiden Tagen zum erstenmal erörtert worden sein.

Die beim Eintreffen Mansfelds vor Teschen vollständig überraschte 27jährige Fürstin Elisabeth Lucretia, die in Abwesenheit ihres Mannes auf dem Schlosse residierte, und der man für den Fall der Widerstandsfertigkeit „an den Türken“ in Aussicht stellte, ergab sich ohne Widerstand. — Entgegen seinem bisherigen Verhalten scheint Mansfeld in den acht Tagen, die er in und um Teschen lag, auch jegliche Rücksicht vergessen und getreu dem damaligen Grundsatz, dass der Krieg den Krieg ernähren müsse, gelebt zu haben. Bethlen Gabor hatte sein Wort nicht gehalten; anstatt längst in Oberschlesien zu sein, befand er sich noch tief in Ungarn. Dieser Umstand dürfte Mansfeld, der im Interesse schnellster Vereinigung seinen Truppen große Marschleistungen und Entbehrungen zugemutet hatte, gründlich verärgert haben. Das unschuldige Teschener Ländchen musste hart dafür büßen.

Die Regimenter des Herzogs von Weimar, die mehrere Tage in Oderberg gelagert hatten, setzten sich am 18. August von hier über Beneschau in Bewegung. Tags darauf, um 2 Uhr morgens, hielt die Reiterei vor den Toren von Troppau. Die Stadt ergab sich in schmählicher Weise. Die Garnison stellte sich sogar zu Ehren des einziehenden Gegners mit liegenden Fahnen am Wege auf. Die Stadtobrigkeit wurde sofort durch Handschlag für den König von Dänemark in Pflicht genommen.\*)

Mit den rasch in Verteidigungszustand gesetzten Städten Teschen und Troppau hatte der Feind gleichsam zwei feste Brückenköpfe gewonnen. Von hieraus konnte er nach Belieben in westlicher Richtung die Verbindung mit Böhmen oder in südlicher Richtung die mit Bethlen Gabor suchen. Vor allem aber musste es ihm leicht fallen, von diesen festen Punkten aus auch die übrigen Städte Oberschlesiens zu erobern. Bereits am 22. August erschien denn auch der dänische Oberst Heinrich von Baudissin vor Jägerndorf, das ebenfalls ohne Widerstand die Tore öffnete. Der Führer der Besatzung ritt dem feindlichen Obersten ein Stück entgegen, begleitete ihn artig in die Stadt und ließ seine Mannschaft zu dessen Ehren unter den Waffen stehen; dann führte er sie auf Befehl Baudissins nach Troppau, um sie dem dänischen Kriegskommissar Mihlaff auszuliefern. Fast zu gleicher Zeit nahm der dänische Oberst Siegmund von Schlammersdorf die festen Häuser Grätz und Wigstein. Als er eben im Begriffe war, nach Leobschütz weiterzuziehen, mahnte Mansfeld, zu dem inzwischen die Besatzung des Täbunkapesses übergelaufen war, zum Weiterzuge. In

\* ) Die militärischen Ereignisse in Troppau schildert in anschaulicher Weise Josef Zukal, „Die Liechtensteinsche Inquisition in den Fürstentümern Troppau und Jägerndorf aus Anlass des Mansfeldschen Einfalls 1626—1627“. Zeitschrift für Geschichte und Kulturgechichte Österreichisch-Schlesiens. Jahrgang 1912.

Troppau wurden fünf, in Jägerndorf vier Fähnlein des blauen Regiments zurückgelassen, außerdem in jeder Stadt eine Kompanie Reiter; die Häuser Grätz und Wigstein blieben mit je 50 Mann des grünen Regiments nebst den zum Minenlegen dahin geschickten Bergleuten besetzt. Diese Schlösser sollten dem Hauptquartier im Notfalle durch Feuerzeichen Kunde geben. Außer den Reitern betrug die in Oberschlesien zurückbleibende Mannschaft nicht mehr als 800 Mann. Sie wurde von den Obersten Baudissin und Ranzau befehligt. Der Kriegskommissar Mizlaff befand sich als militärischer und politischer Oberleiter bei ihnen. In Teschen ließ Mansfeld nur zwei unvollständige Kompanien zurück, dann zog er über Friedeck, Freiberg, Neutitschein, der Herzog über Hultschin und Wagstadt; in der Nähe von Fulnek erfolgte am 27. August die Vereinigung.\*). Die uralte Heeresstraße durch den Tablunkapass wurde von den Truppen nicht benutzt. Anfang September finden wir Mansfeld bereits bei Trenschin an der Waag.

Wallenstein, der inzwischen mit seinem Heere über Strehlen-Neisse herangezogen war, kümmerte sich nicht um die in Oberschlesien zurückgebliebenen Dänen und Mansfelder, sondern überschritt am 1. September zur Verfolgung der feindlichen Hauptmacht die mährische Grenze. Er wählte den Weg über Ziegenhals und Buckmantel durch das Gebirge.

Der in Troppau zurückgebliebene und als roh und gewalttätig geschilderte Mizlaff versuchte nun allen Ernstes, Oberschlesien zu einer dänischen Provinz auszubauen. Er strebte danach, in dem unterworfenen Teil eine geregelte Landesregierung einzufügen, versuchte seine geringe Mannschaft durch schleunige Werbungen auf eine achtunggebietende Höhe zu bringen und bemühte sich, durch Einnahme und Ausplündierung benachbarter Plätze Schrecken beim Gegner hervorzurufen und den Seinen die nötigen Mittel zum Unterhalt zu verschaffen. Innerhalb 3 Wochen hatte er schon 1400 Mann neu einstellen können. Fast alle Namen des noch heute vorkommenden oberschlesischen Adels finden wir unter den damaligen Parteigängern der Dänen.

Weber Mansfeld noch der Herzog von Weimar sollten Oberschlesien noch einmal wiedersehen. Ersterer erlag am 29. November der Tuberkuose, der andere 5 Tage später einer akuten Alkoholvergiftung, nachdem er versucht hatte, einer Magenverschmutzung Herr zu werden.\*\*) Beide hatten sich kurz vor ihrem Tode zerworfen und endgültig getrennt. Da Mansfeld einmal

\*) Am derselben Tage wurde Christian IV. bei Lutter am Barenberge von Tilly geschlagen.

\*\*) „Zu Anfang des Christmonats ist Herzog Johann Ernst von Sachsen Weimar, demnach er ab einer nicht gar gelöcherten Speiße einen Esel bekommen, hernach einen starken Trunk Wein darauff gelphan; erkranket, vnd wenig Tag hernach Todts verblichen“. Theatrum europaeum 1. Teil, S. 972.

der Veranlasser des Kriegszuges gewesen war, buchte man nach damaliger Gepflogenheit auch alle späteren, damit zusammenhängenden Ereignisse auf seinen Namen. Es darf also nicht wundernehmen, wenn lange nach seinem Tode und nach Einreihung seiner Truppenreste in die dänische Armee noch immer von Taten des Mansfelders oder der Mansfelder gesprochen wird. Auch die dänischen Truppen des Herzogs Johann Ernst von Weimar werden nach dem Tode dieses Führers häufig noch die „Weimarischen“ oder auch, zum Unterschied von seinem später bekannt gewordenen Bruder Herzog Bernhard, die „Altweimarischen“ genannt. Man würde vor allem dem Grafen Mansfeld Unrecht tun, wenn man ihn für alles verantwortlich machen wollte, was später auf Veranlassung des ehrgeizigen und durch keine moralischen Hemmungen behinderten Mizlaff in Oberschlesien geschehen ist.

Am 2. September erschienen auf Veranlassung Mizlaffs „einige Tausend“ Dänen vor Hohenploß und nahmen die Stadt trotz längerer verzweifelter Gegenwehr. Weil der Trommelschläger, der zur Ergebung aufgefordert hatte, von einem Mann der Besatzung erschossen worden war, wurde die Stadt „an allen Orten“ angezündet; alle Bürger, die mit dem Gewehr in der Hand ertappt wurden, mußten über die Klinge springen. Dieses Verfahren wurde zwar als eine Strafe für die geschehene rechtswidrige Handlung hingestellt, sollte in Wirklichkeit aber anderen Städten, die sich etwa auch zu verteidigen gedachten, ein abschreckendes Beispiel sein. Die arme Stadt wurde außerdem gezwungen, fast ein Jahr lang jede Woche 100 Reichstaler an Buße zu zahlen und später noch auf ihre Kosten Schanzarbeiter nach Leobschütz zu stellen. Bei jeder anderen Stadt, die auch nur den geringsten Widerstand versucht hatte, bot sich immer dasselbe oder ein noch schlimmeres Bild. Am 20. September wurde Weißkirchen genommen. Neutitschein ergab sich gleichzeitig. Stauding, Bothenivald im Kuhländchen und Odrau fielen den Dänen zu. Am 25. Oktober brachten sie den mährischen Ort Eulenberg in ihren Besitz; in Schlesien nahmen sie Bülz, Ziegenhals und das Gut Meidenburg, endlich die dem deutschen Orden gehörenden Ortschaften Engelberg und Freudenthal. Aus den Eisenhämtern „zur kleinen Mohra“ ließen dänische Offiziere 3650 Zentner Eisen im Werte von fast 16000 Reichstalern nach Troppau und Jägerndorf bringen. Am 22. November fiel Leobschütz durch die Uneinigkeit seiner Bürger und gewannen die Dänen dadurch einen weiteren festen Punkt nach Norden hin.

Mizlaff weilte in diesen Tagen in Oberungarn bei dem Herzog Johann Ernst von Weimar. Nur seiner Gewandtheit ist es zu verdanken, daß Bethlen Gabor die infolge kriegerischer Einwirkungen, vor allem aber unter mangel-

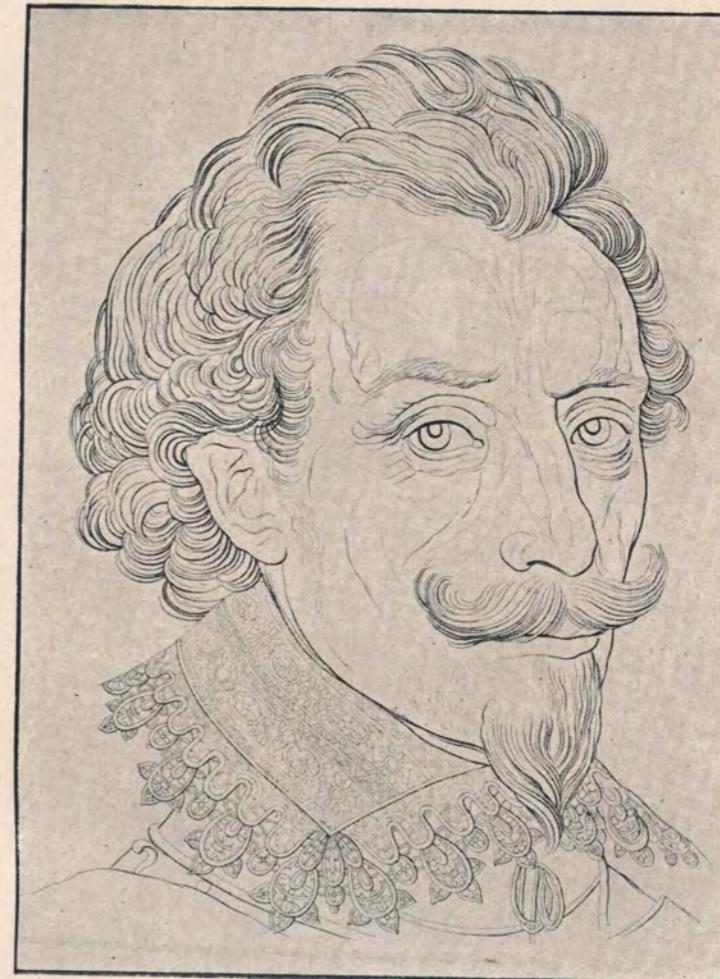
hafster Verpflegung und winterlicher Kälte rasch zusammengeschmolzenen Bestände des Weimar-Mansfeldischen Volkes mit allen Geschützen und aller noch vorhandenen Munition nach Oberschlesien zurückkehren ließ. Ende Dezember 1626 und im Januar des nächsten Jahres trafen diese Reste frant, abgerissen und halbverhungert wieder hier ein. „Aus mehreren Kompanien wurde immer eine gemacht.“

Durch diese Mannschaften, die unterwegs bereits wieder durch Tausende von Abenteurern aller Nationen verstärkt worden waren und die man sofort auf den König von Dänemark verpflichtete, war die militärische Macht Mitlaffs wiederum erheblich gewachsen. Am 13. Januar 1627 fiel Buckmantel in seine Gewalt, am folgenden Tage das Schloß Sternberg in Mähren. Am 1. Februar stürmten die Dänen Stadt und Schloß Pleß. Am 2. Februar nahmen sie Sohrau. Am 27. wurde Beuthen mit stürmender Hand erobert, dann Rauden verwüstet. Ein durch Oberst von Mörder am 5. März unternommener Versuch, Beuthen den Dänen wieder zu entreißen, blieb ohne Erfolg. Rybnik ergab sich ohne Widerstand. Der Besitzer dieser Stadt, Fürst Zdenko Adalbert Popel von Lobkowitz, hatte rechtzeitig seine Vorräte an Wolle und Eisen nebst 27 Mätern Getreide nach dem stark befestigten Gleiwitz in Sicherheit bringen lassen.\*). Am 8. März fiel die Festung Kočl. Hierbei geriet auch der Oberstleutnant Graf Johann Georg von Mansfeld in die Hände der Dänen. Es ist dies jedenfalls derselbe Mansfeld, der im vierten Teile des dreißigjährigen Krieges, dem sogenannten schwedisch-französischen Kriege, als kaiserlicher Generalfeldmarschall in Oberschlesien zu Felde lag, und dessen Name (seine Truppen wurden wieder nur „das mansfeldische Volk“ genannt) schon Anlaß zu Vertuschungen mit dem freien Söldnerführer Grafen Ernest von Mansfeld gegeben haben mag. Von Kočl zogen die siegesfrohen Dänen nach Osten und nahmen die Bischofstadt Ljest. Alsdann besetzten sie das dem Freiherrn von Redern gehörende Schloß Löst und die Städte Peiskretscham und Groß-Strehlitz. In den ersten Tagen des Mai fielen Schloß Goldenstein an der mährisch-schlesischen Grenze und die Stadt Rosenberg in Oberschlesien in dänische Gewalt. Neue Wundermeldungen erregten in dieser Zeit die Einbildungskraft der Oberschlesier aufs höchste.\*\*)

Auch die Stadt Gleiwitz war von den Dänen nicht vergessen worden. Schon am Vorabend des Festes Mariae Lichtmeß werden aus der Richtung

\*) Franz Idzitovski, Geschichte der Stadt und ehemaligen Herrschaft Rybnik, Breslau 1861, S. 80.

\*\*) „In der Stadt Brieg hat sich das Kraftmeil in Blut verwandelt: In gleichem ist auch ein Brod aufgeschnitten worden / welches inwendig blutige Streifen oder Striemen gehabt / und von etlich hundert Personen öffentlich beschautet worden.“ Meteranus novus, 47. Buch.



Graf Peter Ernest von Mansfeld



König Christian IV



Herzog Johann Ernst von Weimar

von Pleß Nachrichten eingetroffen sein, daß sich die Feinde unter Führung des Generals der Artillerie Joachim von Carpezon nach Gleiwitz zu bewegten. Um nächsten Morgen, als die frommen Bürger eben alle zu feierlichem Gottesdienst und zur Lichtstockweihe in die Kirche eilten, bestätigten



### Von den Dänen im Winter 1626/27 eingenommene Städte und Dörfer.

neue Meldungen das nahende Verhängnis. Wieder lag die gesamte geängstigte Einwohnerschaft vor ihrer Schutzpatronin hilfesflehend auf den Knien und gelobte eine große Dankeswallfahrt zum heiligen Gnadenbilde in Czenstochau, wenn die Gefahr auch dieses Mal vorüberginge. Allsdann eilte ein jeder an seinen ihm zugewiesenen Platz, wohl wissend, was der Stadt im Falle eines feindlichen Sieges harre.

Am Vormittag des fraglichen Tages fiel Sohrau in die Hände der von Pleß heranziehenden Scharen. Und als der winterliche Sternen-

himmel sich über der kaiseritreuen Stadt Gleiwitz zu wölben begann, da hörten die atemlos lauschenden Bürger schon von weitem das Klappern der Huße auf dem hartgefrorenen Boden. Der 2. Februar war vom Feinde in wohlertwogener Absicht gewählt. Zunächst fiel ja auf ihn eines der verhaschten Marienfeste; dann war an diesem Tage, wie man leicht nachrechnen kann, gerade Vollmond und menschlicher Berechnung nach der Wallgraben in seiner ganzen Länge zugefroren. Insbesondere der letzte Umstand sollte die Eroberung wesentlich erleichtern. Wenige Stunden später drohten Kriegsmaschinen aller Art der Stadt und der Bürgerschaft Tod und Verderben.

Wie lange die Belagerung von Gleiwitz gedauert hat, kann noch nicht angegeben werden. Wahrscheinlich bis Ende Februar, denn der erst 27 jährige kluge und schneidige Graf Heinrich von Holt, der spätere kaiserliche Feldmarschall, der am 27. Februar die Stadttore von Beuthen mit Petarden\*) sprengte, war zweifellos vom Gleiwitzer Belagerungsheere. Der Rest kehrte nach seiner Ausgangsbasis Tropau zurück und verwüstete auf diesem Wege Pilchowiz und Rauden. Vor ihrem Rückzuge brannten die Dänen in ohnmächtiger Wut die noch vorhandenen Hütten der Vorstädte nieder, in denen sie bisher Quartier genommen hatten. Nur das Kloster wurde verschont, wahrscheinlich auf direkte Anordnung von Mizlaff. Die Mönche, die man schließlich hätte quälen können, waren längst geflohen. Die Baulichkeiten aber gehörten seit reichlich 3 Jahren der Ordensprovinz Klein-Polen. Die Könige von Dänemark und Polen wiederum pflegten schon jahrzehntelang freundliche Beziehungen, die in der gemeinsamen Abneigung gegen Schweden ihre Ursache hatten. Im Falle des Mizlaffs der oberschlesischen Pläne blieb Mizlaff unter Umständen auch kein anderer Ausweg, als sich durch Polen durchzuschlagen. Kurz und gut, das armselige Kloster und sein Kirchlein blieben unversehrt.

Über die Vorgänge, die sich während dieser Zeit in der Stadt selbst abgespielt haben, sind wir leider garnicht unterrichtet. Zu einer Beschreibung scheint es nicht gekommen zu sein, denn die alten Kataster, die gewissenhaft jede wüste Stelle registrieren, melden nicht eine einzige aus diesen Jahren. Was heute von der Belagerung erzählt wird, ist wohl ausnahmslos dichterisches Erzeugnis. Viele Geschlechter sind beteiligt gewesen, jenes einfache Begebnis so wundersam zu umspinnen und auszugestalten.

Später, als Kosel, Ljest, Leschnitz, Groß-Strehlitz, Tost, Peiskretscham, Tarnowitz und Beuthen längst im Besitz der Dänen waren, werden diese

\*) „Seynd sprengende Mörser und Geschütz ohne Lauff / welche man mit Pulver füllt / an die Pforten fest anhendet / und damit dieselbe auffsprenget.“ Meteranus novus 1633.

der Stadt Gleiwitz, die wie eine Insel in dem besetzten Gebiete lag, noch manchen, aber immer vergeblichen, Besuch abgestattet haben. So bestätigt König Ferdinand III. der Stadt am 14. Juli 1628 ausdrücklich, daß sie bei dem Einfalle des Grafen Ernest von Mansfeld und seines feindlichen Anhanges „zum öfteren mit Kriegsmacht überfallen und mit Sturm wirksam angegriffen worden“ sei.\*)

\*) Wir Ferdinand der Dritt, von Gottes Gnaden, zu Hungarn, Behaimb, Dalmatien, Croatién, Slabonien, etc. König, Erzherzog zu Österreich, Herzog zu Burgund, Marggraff zu Mähren, Herzog zu Lüxemburg und in Schlesien, zu Steyer, Kärden, Grain und Württemberg, Marggraf zu Laufitz, Gräfe zu Habsburg Tyrol und Görlitz, Besitznenn Offentlich mit disem Brief, und thuen schundt allermenniglich Demnach Unz die Christen unsre getreue Liebe N: Bürgermeister, Rathmanne und gantze Gemeine, Unserer Stadt Gleiwitz, in Unserm Opplischen Fürstenthumb gelegen, in glaubwürdiger Abschrift am Privilegium, welches Ihnen vorsahen von Weißland Herzog Hänzen zu Oppeln, Oberglogau, und Herrn zu Gleiwitz, läblicher Gedechtnuß unter dato Oppeln, am Mittwoch nach dem Sonntag Palmarum Anno Fünftzehnhundert und zway, erthalst worden, gehorsambist vorgezeigt. Dessen inhalt dan von vorit zu vorit hernachgeschrieben steht und also lautet:

My Hanuss z Bozie milosti Knieze Oppolske, Horniho Hlohowa a Pan Hliwiczky. Oznamugem timto listem wssem w ubec kdecz chten aneb ctaucze slyssan bude;

zj przedstaupiwe przed nas Oppatny Purgmistr a Radda i Czechmistrz a zewsy obczeneho Miesta naszeho Hliwicz, wierny Nassy mily, ukazali nam dwa listy, jeden oswiczenego Knizieto Pana Pana Gendrzicha Kniezieto Minstemberzeho, Kozelszeho a hrabie Oppolszeho, vjce Naszeho mileho. A druhý nejasniegsszeho Knizieto a Pana, Pana Mathyasse Vherszeho Czeszeho etc. Krale, Margkrabie Morawszeho, Weywody Slezskeho, slawnych pamieti, kterymiz listu z wrchu psanym Miesstanum. Nassym Hliwiczkym jich swobod a praw i starodawnych rzaduow a obycziegow to potwruje. Kterzisto listowe slowo od slowa takto zny a swiedczy.

My Gendrich Starssy z Bozie milosti Knyzie swate Rzysse, wojwoda Minstemberzky, Knyzie Kozelske, a Hrabie Slezske. Wyznawame timto listem przednymitz chten neb ctauczy slyssan bude; jakoz z daru Boha wssemohauycyho wstaupili gsau w przien w smluwu z oswczinym knizietem a panem knizietem Gendrichem Bielym knizietem olessniczky a Wolowskym otczem nassym milym o kniziestwi Kozelske Bythomske, Hliwiczke Hluczne Chrenowske etc. zamky a zbozy knym prislusieigiczym take ze wssemi Prawy a Swobodami, jak niekdy dobre pamieti kniezie Cunrat Czerny Bratr nadepsaneho knizieto Bieleho a gini kniziata ponien, drziel a wladl, yakoss toho wszeho listowie na to wydany swietlegi okazugi. Kterychsto knizestwi a zamkuow Nam a diediczum nassym podle trhu a smlauw zwrchu dotczenych skutecznie a osobnie pritzomnosti wszeho Rytystwa, Zeman a Miesstczian na horze psanych kniziestwi a zamluow dobrowolnie a diedicznie postaupil gest.

Przi kterymssto take postupowani nadepsany Conrat Biely oznamil gest Nam, zie cziastokrat po smrti kniezie Kunrata Czerneho Ziadam gsa od Rytystwa a Miesstian y wssech obywatele tych knizestwi z a potwreny Praw a swobod gich starodawnich y pro przhod niekterych z dopustenj Bozioho a neprzateszeho spalenych a zhorzelych znowu kstaremu Prawu a Obyczegi nawraczny przirzekl a slibil gest to uczyniti ale prozaneprazduni Meczu a przedesle Walky a zahuby, pracze a starosti tohi gim dokonati ne moha az do Naszeho rwanzany ziadal gest Nas, alychom My yakozto giz kniezie a Pan gich diediczny, gim gich praw a obycziegow a swobod potwrdili.

My zagiste kziadostie zwrchu psaneho kniezie Konrata Bieleho tudziess wszeho Rytystwa a Miesstian zwrchu dotczenych k gich znaznym prosham a yakez slussne gest przirzekli u slibili gsmeto uczyniti.

A nechczeme aby nadepsany Rytystwo a Miesstianie poddani nasze wierni a mily y gich diediczowe y budauczy dele w ktrych zmatycz a pochyb noszecz pri swyeh prawach a swobodach trwati gsa mieli progit, ustaupiti prawie a wiernie

Wallenstein, der nach seiner Rückkehr aus Ungarn mit seinem ganzen Heere in Mittelschlesien im Quartier gelegen hatte, nahm am Morgen des 19. Juni endlich die Vertreibung des Gegners auf. Er eroberte rasch eine Stadt nach der anderen. Am 30. Juli fiel Troppau, das letzte Bollwerk der Dänen. Mehr als die Hälfte der Feinde geriet in kaiserliche Gefangenschaft, der Rest verließ unter der persönlichen Führung Mizlaffs entlang der polnischen Grenze das hart heimgesuchte Oberschlesien. Trotz seiner eiligen Flucht fand der verfolgte Mizlaff noch die Zeit, Pitschen einzunehmen und auszuplündern. Die Verfolgung, die von Oberst Pechmann durchgeführt wurde, kostete diesem das Leben.

w uzcwany, kteress a ktera gsau zwrchu dotczenym zeczienym kniesiatum ugczum nassym mieli a czjnieli Nam budsiess czasy czyniti mohli.

Ne z omylu ani nerozwaznie, ale z dobrym rozmyslem a raddu wiernych nassych milych przistegiczych rad, milostive potwrdili a moczy toho listu potrwugeme, odnowugeme a postanowugeme po wsse czasy wiecznie a budaucznie, mudrym a oppatnym Purgmistru a Raddie mesta Hliwicz od dielu nassemu, tak aly tiss Miesstianie nassy Gliwiczczi nyniegssy y budauczy wssech praw a swobod y obycziegow we wssech wieczech gich poziwali, uziwali a radowali se, yakozto Miesto Nasse Bythomske a Miesstiane w niem priebywacjczy; tez we wssem Mierach, Wahach a Czynssy, Saudich a ginich ktrychz koli starodawnych nawyklostech, podle Prawa Magdeburgskeho, a tak w te wewssy powaze, yakoby w tom to listu Nassym wssyczkny Artykulowe a neboli kusowie aneb kazdy zwlasstie ze gmena napsan a gmenovam byl.

A zwlasstie czoss se chmelow prodawanie dotejczie, podle prwny wysady.

Przitom chczeme aby Sedlaczy y okolicznie w zemi ne smiel chmele kupowati na prodey, ale czoss se kazdemu urodi na geho zahradie chmele to aby prodawati mohli, bez odporu wsseliyakeho a wicze nicz.

Pakliby kto tak swewolny byl a proti tomu Nassemu kstaweny a Usazeni sprotiwi se mieli, ten takowy kazdy do Komory Nasse styrziczeti grziwen strzibra aby propadl.

Przikarzegicz Aurzednikom Nassym neniegssy y hudauczym aby nadcpsanych Miesstian Nassych Hliwiczkych przi tomuto Nassym obdawnani a ustaweni pewnie drzjeli a zachowali pod pokutau Nasseho tisesteho hniewu wpadeny.

Chticze aby takowe Nasse potwreni przi moczy wiecznie zustaweno bylo, kazaligmsme peczet Magestatu Nasseho ktomto listu prziwiesyti.

Genz gest dan w Kozlim wod Narozeny Syna Bozioho Tisyczeho cztyrsteho ssedesateho pateho w ta Sobotha po Swatych Fabianu a Ssebatyanu muczie dlniczych Bozich.

Przi tom gsam byli urozeny pany Pan Mykolass z Ginstayna a Skaly, Pan Hanuss Bachwicz a Slyvany, Panosse Stanislaw Rudsky, Mikulass Sseleczowsky, Stary Twardawa, Girzyk Stifryd, Pannicz na Naprodu, Jan Otecz z Chrastu, y giny wierny Nassy mily, A kniessy diekanu Ratiborskemu a kanoniku Wratislawskemu kanclirzi Nassemu tento list poruczen psati.

Und hierauff unterthenig gehorsamst gebetten, daß wie solches von Ihren Vorfahren redlich erlangt, und von Ihnen bisher erhaltenes Priviliegum vmb mehrer sicherheit willsen gnedigist zu Confirmiren und zu bestätigen geruhen wolten. Alß haben wir in König- und Landfürstlichen Gnaden angesehen, daß Ihr unterthenigstes Unlangen und bitten, auch darnebens betrachten, die gehorsamke, getreue standhaftige und fleissige dienste die Sze Unsern gewesenen Vorfahren Fürsten zu Oppeln und Ratibor wie auch Unserm Erbhause Öffterreich, sonderlich aber bey dem Jüngsten in daß Land Schlesien von dem Achter so sich Ernstien Manzfelder genennet, und seinem feindlichen Anhang vschehenen Kriegseinfall, vor andere aufgestandene und Ihnen mit gewalt zuegesetzte schäden und verderb und daß Sze von dem feind zum öfftern mit Kriegsmacht überfallen und mit sturm und würdlich angriffen worden, sich aber ieder zeit getreut

Mizlaff trat später in kaiserliche Dienste, kam nach Oberschlesien zurück und heiratete Anna Julianna geborene Freiin von Kochitzki, die Witwe seines früheren Gegners Georg Christoph Freiherr von Proskovostki.\*)

Ein anderer Oberst Joachim von Mizlaff, „Erbsasse auf Garzig, Herr auf Ljest, Pruska und Petersdorff“, mit dem der Magistrat Gleiwitz 1680 wegen Anstellung der Rektoren, Kantoren, Organisten und Glöckner in Petersdorf im Streite lag, scheint ein Sohn des ehemaligen Bedrängers der Stadt gewesen zu sein.\*\*)

Und standhaftig erzaigt und hierdurch den feindt allzeit abgetrieben, in untertheniger schuldigheit ieder zeit gelaistet, und ertriven, solches auch hinfür mit mehrern unabschlich zuthuen und zuerzaigen sich gehorsambst anerbieten, dasselbe auch wohlthuen können und mögen. — Und derowegen auf wohbedachten mueth, freyem wissen und rechtem wissen, auch auf vorgehabten zeitigen Rath, als Regierender Herzog zu Oppeln und Ratibor Ihnen obangezogenes Priviliegum gnedigist Confirmirt und bestätigt. Confirmiren und bestettigen dasselbe auch in allen seinen Amtsheln Puncten und Clausuln, althob daselbe von wort zu wort in disem Unserm Königlichen Brieff einverleibt und geschriften währe, hienit wissenlich und in Graffit dits. — Mainen sezen und wollen das mergemelte Burgermaister Rathmanne und ganze Gemain gedachter Unser Statt Gleiwitz und Ihre nachthommen sich offüberlürtem Priviliegio und alles desdzenigen was Sy dessen Inhalt nach hierdurch besiegelt seint, hinfür gebrauchen, nutzen, und geniesien, auch sich desselben erfreuen können, sollen und mögen, von Jedermanniglich ungehindert. — Jedoch Unz an Unsern Regalien Ob- und Pottmächtigkeiten, Diensten, Pflichten, und Deßnungen, auch sonst menigelchs allerhand Rechten ohne Nachtheil und schaden. — Über dieses haben wir Ihnen auch auf Ihr Unterthenigstes anlangen und bitten und in gnedigist ansehing, daß bey Billerley Religions Secten in derley obangezogenen Feindlichen Kriegsfürbrehungen und Rebellionen dem Landtsfürsten, der Statt, und dem ganzen Landt nichts als gefahr und mechtiger schaden zuezuwachsen Pflegt, noch die Freyheit und gewalst gegeben, daß Sze von iehan und hinfür thainen, Er seye dan der Bhralten, Römischen allgemeinen Heiligen Catholischen Religion zugegethan, das Burgerrecht verleihen, und zum Burger annehmen sollen noch mögen. — Und gebieten darauf allen und Jeden Unseren Unterthenen Geistlich und weltlichen was Würden, Standts, Ambts, oder weesens die sein; insonderheit aber Unserm iehigen und thünftigen Landtshauptmann, Landt Richtern, Land Canzlern und dem ganzen Landt Recht, auch den Prälaten, Herrn, Ritterschafft, Manschafft, Burgermaistern, Richtern, Vögten, Burgern, Schulhaßen und Gemaindten, und sonst allen anderen Beamten, die ieho in vilbesagten unsrern beeden Fürstenhülbbern Oppeln und Ratibor seint oder thünftiger Zeit sein werden, ernstlichen und wollsen, das Sze offtgemele Burgermaister, Rathmanne und ganze gemain Unser Statt Gleiwitz, bey berlürten Ihren alten; und der Ihnen von Uns ieh von neuem gegebenen Freyheit, und diser Unser gnedigist Confirmation allerdings geruhiglich verbleiben lassen, daran nicht beschwären, oder verhindern, noch solches iemanden andern zuthuen verstatten, sondern vielmehrer Sze darbey schlüßen, schirmen und handhaben sollen, als lieb ainem ieden seye Unser schwere Straff und vngnadt zuvermeiden. Das meinen Wir ernstlich. — Zu Urkundt diß brieffs besigelt mit Unserm anhangenden Königlichem Insigl. Der geben ist in dem Schloß Lauenburg den Vierzehenten Monathstag July im Sechzehnhundert Acht und Zwanzigsten, Unserer Reiche des Hungarischen im Dritten und des Behaimischen im Ersten Jahre. Ferdinand.

\*) Johann Friedrich Gauhen, Historisches Helden- und Heldeninnen-Lexicon, Leipzig 1716, S. 1069 ff.; Großes vollständiges Universal-Lexicon, 21. Band, Leipzig und Halle 1739; Th. Konieczny, die Pestkapelle in Bülz. Schles. Volkszeitung 1921, Sonntagsbeilage Nr. 36; derselbe, Joachim Mizlaff, ein Bülzer Bedränger Oberschlesiens im dreißigjährigen Kriege. Unterhaltungsblatt zur Neustädter Zeitung 1926 Nr. 147.

\*\*) Staatsarchiv Breslau: Rep. 36 Stadt Gleiwitz VII Nr. 2.

Wenige Tage vor Beginn der Säuberungsaktion Wallensteins machte noch einmal das Gerücht von einem geschehenen Wunderzeichen die Runde. Am 30. Mai 1627 vormittags 11 Uhr hatten die Leobschützer Bürger gesehen, wie sich ein Ring um die Sonne bildete. Eine Stunde später marschierten 2 Heere am Himmel auf, ein großes und ein kleines. Sie stritten bis gegen Abend, das kleine Heer schien Sieger geblieben zu sein.\*)

Dass der unerschütterliche Glaube an den persönlichen Beistand der Gottesmutter wesentlich zu dem großen Erfolge der Gleiwitzer Bürgerschaft beigetragen hat, steht außer Zweifel. Von etwas Weiterem, Wunderbarem, wird auch nirgends ein Wort berichtet. Die Geschichtsschreiber jener Zeit melden sogar, dass Gleiwitz trotz verzweifelter Gegenwehr von den Dänen ebenfalls eingenommen werden konnte. Die schon im Frühjahr 1627 herausgekommene Karte von Schlesien,\*\*) in der, neben anderen groben Fehlern, Gleiwitz als in dänischer Hand befindlich eingezeichnet erscheint, ist als ein wertloses buchhändlerisches Schwindelunternehmen zu betrachten. Die Verbindung zwischen Breslau und Oberschlesien war unterbrochen und der Gedanke, dass eine nur auf ihre eigene Kraft angewiesene Stadt inmitten eines annexierten Gebietes sich monatelang einem feindlichen Kriegsheer gegenüber behaupten könne, wird den guten Breslauern so abwegig und unerhört erschienen sein, dass sie etwaige, trotz der Absperrung zu ihnen gelangende Berichte über den tatsächlichen Stand der Dinge in Gleiwitz als unwahr verworfen haben werden. Die Mizlaff'schen Unterhändler, die bis vor die Tore von Breslau und Liegnitz streiften, hatten natürlich am allerwenigsten Grund, die tapfere Verteidigung der Gleiwitzer zu rühmen. Taten dies doch nicht einmal die genau unterrichteten kaiserlichen Behörden, da deren Befehle im unbesezten Schlesien um so williger Gehorsam fanden, je lauter falsche Gerüchte von bedrohlichen Fortschritten des Feindes in Oberschlesien umliefen.

Die älteste erhaltene Schilderung der Vorgänge jener Tage finden wir im 47. Buch des 1633 bei Wilhelm Blaev in Amsterdam in erster Auflage erschienenen „Meteranus novus, das ist: Wahrhaftige Beschreibung aller denkwürdigsten Geschichten, so sonderlich in den Niderlanden auch sonst in andern Reichen . . . sich zugetragen.“ Die Stelle lautet: „Den 5. Dito\*\*\*) hat der Herzog von Weynmar die Stadt Klein Glogau eingenommen / darinn etliche Companien Blatröcklein / Polacken und Welsche gelegen. Den Teutschen ist Quartier geben / aber die vbrige sind alle erschlagen worden. Nach diesem haben die Weynmarische in Schlesien

\*) Ferdinand Trosta, Geschichte der Stadt Leobschütz. Leobschütz 1892, S. 125.

\*\*) Ein Exemplar befindet sich in der Stadtbibliothek in Breslau.

\*\*\*) Februar 1627.

ihrem Vorhaben ernstlich nachgesetzt / sich in etliche Meil / längst vnd breyt / aufgetheilt / vnnnd den Paß so wol in Ungarn / als Polen / eynzuhalten / vnterstanden / auch in starker Anzahl bey Neuß sich sehen lassen / also / daß die in der Statt sich einer Belägerung besorget: Darumb der Oberste Peckmann / welcher damals zu Preßlaw gewesen / in aller Eyl dahin verreyst / alle gebührende Notdurft daselbst anzuordnen: Sie haben sich aber auf Cossel gewendet / Statt vnd Schloß eyngenommen vnd geplündert / alda sie nicht allein grosse Beut an Silberwerck / sondern auch über 70 000 Reichsthaler erobert / von dannen auff Dyest geruadt / unter Wegens den Succurz / der von Dyest auff Cossel geschickt worden / aber zu spät kommen / angetroffen / 2 Cornet Crabaten nidergehaftet / Dyest / wie auch Gleiwitz / in ihren Gewalt gebracht / ohnerachtet die zu Gleiwitz sich anfänglich Mannlich zur Wehr gestellt.

Wiewol aber der General von Friedland eine mächtige Armada zu versameln angeordnet / vnd das neu geworbene Volk / zu Roß vnd Fuß Hauffenweise hin vnd wider nach den Musterplätzen vnnnd Regimenten geführt worden / seynd doch die Weynmarische immer fortgefahren / haben die Statt Oppeln durch einen Trommeter auffordern lassen: Deroivegen noch 2 Fähnlein Knecht hineyn gelegt worden / die sich tapffer verschanzt. Die Weynmarische aber haben das Schloß Thuest / dem Freyherrn von Rödern zugehörig / eyngenommen / vnd besetzt: Desgleichen Groß Ströliß / davon die Reuterey / so darinn gelegen / abgewichen / eynbekommen.“

Im Theatrum Europaeum von Joannem Philippum Abelinum, Frankfurt a/M. (1. Auflage 1635, 2. Auflage 1643) werden die Vorgänge in Oberschlesien ganz ähnlich geschildert.\*)

\*) „Wir wollen nun etwas zurück in Schlesien gehen und auch erwehnen, was sich selbiger Orthen zwischen den Dänischen und Keyserischen nach Herzog Johann Ernst von Weymar Todt verlossen habe.“

Es ist die Keyserische Armada in Ungarn heftig geschwächt worden, weil viel Volk zum Theil gestorben zum Theil verlossen, also daß der Herzog von Friedlandt, nach dem er nach getroffenem Frieden mit dem Bischlehem Gabor, in Schlesien gezogen, eine gute Zeit zubringen müssen bis er die Regimenter wider etwas compliret, vnnnd also den Weymarischen mit Ernst begegnen können.

Dahero selbige unterdessen in ihrem Vorhaben immer tapffer fortgefahrene vnnnd den 5. Febrary die Statt klein Glogau eingenommen, darinn etliche Compagnyen Cosslaggen vnnnd Welsche gelegen; darunter zwar den Teutschen quartier gegeben, aber die vbrige alle niedergehaftet worden. Diesem nach haben die Weynmarische sich etliche Meilen in die Länge vnnnd Breite aufgetheilt, vnnnd den Paß so wohl in Ungarn, als in Polen zu sperren sich vnderstanden, auch in starker Anzahl bey der Neuß sich sehen lassen, also daß selbige Statt sich einer Belägerung besorget. Dahero der Oberste Peckmann, welcher damals zu Preßlaw gewesen, in aller Eyl dahin gereiset, die Notdurft bei solchem Zustand des Orthes anzuordnen. Es haben sich aber die Weynmarische darauff auff Kosel gewendet, vnd selbige Statt vnnnd Schloß eingenommen, aufgeplündert, vnnnd ein großes Gut an Geldt, Silberwerck und andern Sachen bekommen: Nachmals von dannen auf Dyest geruadt, unterwegens den

Matthäus Merian, *Topographia Bohemiae, Moraviae et Silesiae*, Frankfurt a/M. 1650, bringt zweimal die Meldung von der 1627 erfolgten Einnahme der Stadt durch die Dänen. Einmal bei dem Stichwort Gleiwitz unter ausdrücklicher Verufung auf Meteren, dann bei dem Stichwort Dyest: „Es ist dieses Städtlein Dyest sampt dem besagten Gleiwitz, Anno 1627, von den Dennemärk- oder Alt-Weymarischen, eingenommen worden.“

Gottfried Ferdinand von Buckisch hat für seine Schlesischen Religions-akten, die nur in handschriftlich hergestellten Exemplaren vorhanden sind und ein äußerst wertvolles Material zur schlesischen Religionsgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts darstellen, die angebliche Einnahme von Gleiwitz durch dänische Truppen fast wörtlich aus dem *Theatrum Europaeum* übernommen. Die fragliche Stelle befindet sich im 5. Teil, der etwa um 1685—1690 geschrieben sein dürfte, also schon 60 Jahre nach dem Ereignis.

Die *Annales Ferdinandei* von Franz Christoph Khevenhüller, die 1640—1646 erschienen sind, erwähnen Gleiwitz überhaupt nicht, weil sie mit dem Jahre 1626 abschließen. Wohl aber ist in der erst 1721—1726 in Leipzig erschienenen 2. Auflage, in der auch die Zeit von 1627—1637 mit behandelt wird, der vermeintliche Sieg der Dänen aufgenommen und zwar wiederum in der gleichen Fassung wie im *Theatrum Europaeum*.\*)

Dieser regelmäßige wiederkehrende Irrtum, als habe Gleiwitz das Schicksal seiner Schwesterstädte geteilt, darf aber keineswegs Wunder nehmen, so verblüffend die Nachricht auf den ersten Blick auch wirken mag. Die Geschichtsschreiber jener Zeit verließen sich nur allzusehr aufs Hörensagen und auf die mehr oder minder entstellt Flugschriften-Literatur; außerdem schrieben sie, sobald ihnen direkte Mitteilungen fehlten, urteilslos ganze Kapitel voneinander ab. Allen diesen Schriftstellern sind zahlreiche Fehler und Ungenauigkeiten nachzuweisen.

Succurz von zwo Compagnyen Crabaten, so denen zu Kosel zufommen sollen, geschlagen, vnd meist niedergehatet, Dyest, wie auch Gleiwitz in ihrem Gewalt gebracht, vngemacht die zu Gleiwitz anfänglich tapffere Gegenwehr gehan.

Wiewohl nun der Herzog von Friedland eine mächtige Armada zu versamblen angeordnet, vnd das neu geworbene Volk zu Ross vnd Fuß hauffentweiss hin vnd wider nach den Musterpläzen vnd Regimentern geführet worden, sind doch die Weymarische immer eifriger fortgeschritten, vnd zu Anfang des Aprills die Statt Oppeln auffordern lassen: weil aber eben damahls noch zwey Fähnlein Soldaten hinein gelegt worden, die sich tapffer verschanzt, haben sie daselbst nichts aufrichten können. Worauff sie das Schloß Thuest, dem Freyherrn von Rödern zugehörig, eingenommen vnd besetzt, auch Groß Stralitz, darauf die Reuterey so darinn gewesen, zu ihrer Anfunff entwichen, in ihren Gewalt gebracht.

Zu Anfang des Monats Maij hat sich das Weymarische Volk auch der Herrschaft Goldstein vnd hernach der Statt Rosenberg bemächtigt, auch einen Anschlag auff Creuzberg im Fürstenthumb Brieg gehabt, so aber nicht gerathen wollen. *Theatrum Europaeum* II. Aufl. Tom I. Seite 989 ff.

\*) Khevenhüller, *Annalium Ferdinandorum* 10. Teil, Spalte 1631 ff.

Als Merkwürdigkeit sei noch angeführt, daß in einem, mehr als 100 Jahre nach dem fraglichen Ereignis, von Abgeordneten der Schlesischen Fürsten und Stände verfaßten „Landes Memorale an das Königl. Oberamt, wodurch der Stadt Gleiwitz ein Brand-Subsidium von 2000 fl. nebst 3 Freijahren bewilligt wird, . . . . d. d. 26. Junii 1731. Nebst einigen Annotatis Historicis diese Stadt betreffend“, sich noch einmal der alte Fehler vorfindet. Die betreffende Stelle besagt:

„Anno 1627 ward die Stadt durch den Mansfeldischen Einfall in Schlesien und langwierige Belagerung dieser Stadt eingenommen, ruinirt und ausgeplündert. Nach welchem Glende man des auf eine Meile ringsherumb berechtigten sich begeben.“\*)

Die erste, den tatsächlichen Verhältnissen entsprechende Nachricht über die Geschehnisse Anfang Februar 1627 verdanken wir dem fürstlichen Hauptmann Hradsky in Rybnik, der verschiedene Werte seines Herrn nach Gleiwitz in Sicherheit gebracht hatte (Siehe S. 112) und ihm, der zu Raudnitz in Böhmen residierte, aber für das Schicksal von Gleiwitz nunmehr ein begreifliches Interesse an den Tag legte, Bericht erstatten mußte. Hradsky berichtete aus eigener Anschauung klipp und klar, daß der Feind Gleiwitz nicht einnehmen konnte,\*\*) seines Fürsten Vermögen also gerettet war. Gleichzeitig verdanken wir Hradsky auch die Mitteilung, daß die Belagerung am 2. Februar ihren Anfang nahm.

Des weiteren bürgt für die tapfere Haltung der Gleiwitzer Bürger die schon erwähnte Urkunde König Ferdinands III. vom 14. Juli 1628, worin der Stadt ausdrücklich bescheinigt wird, daß sie sich während der dänischen Umlitze „jederzeit getreu und standhaft erzeigt und hierdurch den Feind allezeit abgetrieben“ hätte. (Siehe S. 115.) Gleichzeitig wurde sie ermächtigt, auch in Zukunft jeden Nichtkatholiken als Bürger abzulehnen. Dieses von den Gleiwitzern bisher freiwillig geübte Verfahren hatte sich bewährt und wurde von nun an den anderen Städten anbefohlen.

Ferner ist eine Urkunde desselben Königs vom 24. September 1635 vorhanden, in welcher die Stadt wegen der bei dem Mansfeldischen Einfallen bewiesenen Treue und Ergebenheit von kommenden Einquartierungslasten befreit wird.\*\*\*)

\*) Staatsarchiv Breslau: Rep. 36 Stadt Gleiwitz IV Nr. 6.

\*\*) Idzitotovska a. a. D. S. 80.

\*\*\*) Wir Ferdinand der Dritte von Gottes gnaden zu Hungarn vnd Böhmiß König, Erzherzog zu Österreich, Herzog zu Burgund, Steyer, Karnten, Crain vnd Württemberg, Graff zu Tyrol vnd Görz, Entbieten N. Allen vnd jedem der Römer-Kay-May bestellten Ge'al Leitinnenandten, Beldtmarschallen, Obristen, Beldzeugmeistern, Beldtmarschall Leitinnenandten, Obristen Beldtwachtmeistern, Obristen, Obristen Leitinnenandten, Rittmeistern, Haubtlesütten, Leitinnenandten, Fendrichen, Quartiermeistern, Beldtwahlen, Forsten, vndt insgemanin allen und jedem Soldaten zu Ross vnd fuß, was

Als nach Abzug der Dänen alle oberösterreichischen Persönlichkeiten, denen man Feigheit, Verrat oder gar offene Unterstützung des Feindes zum Vorwurf machte, zur Verantwortung gezogen wurden, war nicht ein einziger Gleiwitzer dabei.\*)

Der Fürstentag zu Breslau im Oktober-November 1627 erklärte sich damit einverstanden, daß der Stadt, die trotz der „standhaften Bewahrung ihrer Treu und Pflicht“ vom Feinde Schaden erlitten hatte, ein zeitweiser Nachlaß der Steuern gewährt würde.\*\*)

Daß der Gleiwitzer Bürgerschaft trotz des für sie günstigen Ausganges der Belagerung ein großer Schaden entstanden war, steht außer allem Zweifel. Bekanntlich gehört zum Kriegsführen an und für sich schon Geld und abermals Geld. Auch der Stillstand von Handel und Wandel und die Verpflegung einer über das übliche Maß hinausgehenden Menschenmenge hat sicher große

nation, würden, Standt oder Wesens die feindt, als auch allen vndt Jeden Zufuhr-Einloßir vndt Quartirungs Commissarien so dister Zeit vorhanden oder instünftig verordert werden möchten, vnserre Königl. gnadt vndt alles gutes, vndt geben Euch hirmit gnedigst zuvernehmen: Daß wir vnser Statt Gleiwitz vmb Ihrer ieder Zeit, sonderlich aber bey Jungst in Schlesien geschweibten Mansfeldischen vnwofern erzaigte bestindiger treu vnd devotion willen, sambt allen Inwohnern vnd allen anderen An- vnd Bugehörungen, wie dieselben immer nahmen haben mögen, nichts aufgenommen in der Röm-Kay-May- vñfers gd'sten geliebsten Herrn Vatters Schutz vnd Schirm an- vndt auffgenommen, auch von aller aigentwilliger Einloßir-Einquartirung vnd anderen dannenhero rüshrenden Kriegsbeschwerlichkeiten genzlichen vnd allerding eximirt vndt befreyet. Und bebevlen hierauf etlich allen sambt vndt Jedem insonderheit, bevorauß denen verorderten Quartirungs Commissarien, Quartirmeistern vnd Goriten berührte Statt Gleiwitz, sambt allen An- vnd Bugehörungen bey unnachläßlicher höchster Straß (außer vnserer gemessener Verordnung vnd bebevlen) ganz unperturbirt vnd quartier-frey verbleiben zulassen, die Inwohner vnd unterthanen mit eygentwilligen Exactionen, Schätzungen oder in andere weg nicht zu beschweren, ihnen ihr groß vnd klein vich, Ross, Wägen, Getraydt, victualien vnd alles anders, wie das immer genandt werden mag, weder mit gewaltd noch sonstien hintweg zunehmen, ainige ungelegenheit, beschivoerd, oder Schaden, zuzuflügen, iweniger andern solches zuthun zuverstatten, sondern Euch dessen allen bey vorbemelter vnaufhleibender Straß genzlichen zuenthalten, vnd wider dñen vnseren gemessenen willen vnd mainung auch deßwegen ertheilten Salva Guardia nichts vorzunehmen, Ja vielmehr selbiger würdlich nachzuleben, vnd demnach mehr-genandte Statt Gleiwitz, wie auch alle derselben Inwohner in allen Fürsassenheiten darbey zuschützen vnd handtzuhaben. Das mainen und wollen Wir ernstlich bey vermeydung vnserer vngnadt vnd vnachläßlicher höchster straff, auch wiederstättung altes veruhrtachenden Schadens. Uns wirdt hieran vnser gnedigster gemessner will, mainung vnd ernstlicher bebevlen volszogen. Geben zu Hornneg den vier vnd zwanzigsten Septembris im Sechzehn Hundert Fünff vnd Dreyzigsten, Unserer Reiche des Hungarischen im Behenden vnd des Behaimischen im Achten Jahre.

[Urkunde im Städtarchiv Gleiwitz.]

\*) Auch in der Nachbarstadt Beuthen wurden im November 1627 der Bürgermeister, der Stadtvoigt und sämtliche Ratsmänner verhaftet. (F. Gramer, Chronik der Stadt Beuthen in Ober-Schlesien, Beuthen O.-S. 1863, S. 125.)

\*\*) „Der Stadt Gleiwitz, die vom Feinde mit standhafter Bewahrung ihrer Treu und Pflicht großen Schaden erlitten, wird die begehrte Intercession an den Kaiser um zeitweisen Nachlaß der Steuern unter der Bedingung erteilt, daß, was 3. Mai bewillige, nicht dem Lande zuwachse, sondern an den kaiserlichen Bevolligungen abgezogen werde.“ (Acta publica 1626—1627, S. 232.)

Ausgaben verursacht. Dann wird der Wiederaufbau der niedergebrannten Vorstädte erhebliche Mittel verschlungen haben. Wir hören denn auch davon, daß die Stadt, welche ja die Folgen des entsetzlichen Brandes von 1601 noch lange nicht überwunden hatte, an den verschiedensten Stellen Anleihen macht und zu machen versucht. Trotz alledem scheint es ihr nicht gelungen zu sein, ihre wirtschaftlichen Verhältnisse wieder in Ordnung zu bringen. So beschäftigt sich z. B. ein an die Kammer gerichtetes Schreiben Kaiser Ferdinands III. vom 4. Dezember 1640 immer noch mit steuerlichen Erleichterungen, damit die Stadt „sich in etwas wieder erholen könne“.\*)

Ob das Reskript König Ferdinands III. vom 3. April 1635,\*\*) daß sich mit der Beförderung des Gleiwitzer Rechnungsbeamten befaßt, auch mit den vergangenen kriegerischen Ereignissen in Zusammenhang zu bringen ist, läßt sich nicht feststellen. Auf jeden Fall wird dieser Herr um sein Amt nicht zu beneiden gewesen sein.

Am 22. Mai 1629 wurde zwischen Kaiser Ferdinand II. und König Christian IV. der Friede zu Lübeck geschlossen, der dem zweiten Teile des dreißigjährigen Krieges endlich ein Ende bereitete. Der Kaiser, der den

\*) Ferdinand der Dritte, von Gottes gnaden Erwölder Römischer Kaiser, zu allen zeitten Mehrer des Reichs.

Ehrenvtester getreuer Lieber. Unnß ist gehorsambist referiret vnnnd vorgetragen worden, was Du über die von der Statt Gleiwitz in Unnserm Oppischen Fürsten-thumb ligendt, vnderthenigist gebethene confirmation des, noch Anno Alntausend Sechshundert Sechs vnnnd dreissig auf Sechs Jahr lang verwilligten nachlaß der Steuern vnnnd Landtsanlagen, weiln Sie selbige an solcher Verwilligten allergnedigisten concession nur ain Jahr genossen hat, wie auch Nachsehung der von Anno Sechzehn-hundert vnnnd dreissig, bis anhero hindersölligen vnnnd verfeßten Schuzgeldster der Jährlichen fünffzig Taller, damit Sy sich in etwas widerumb erhollen könne, zu handen Unnser antwesenden Hoff Camer, vom Vier vnnnd zwainzigsten verwichenen Monaths Octobris in ainem vnd anderen in aller vnderthenigheit berichtet vnnnd eingerathen habest.

Wann wir Unnß dann darüber vmb vorgebrachter Uhrsachen willen, dahin allergenedigist resoluiert vnnnd verwilliget, das ermelter Statt Gleiwitz angeregtes aussiediges Schuzgeldt, iedoch das Sy solches hinsiro ordentlich abrichte, allerdings nachgesehen, wegen der Contributionen aber, weilen von der iesigen Neuen Bevolligung niemandt zu eximirn vnnnd ein general ierth ist, für dißmahl abgeziven vnnnd dahin verhüschiden werden soll; Das würt derselben hünftig, wann wiederumb die Ordinari Alnlagen beschehen werden, in Gnaden in gedenh sein wollen.

Allß ist Unnser gnedigster Bevelch hirmit an Dich, das Du solchemnach in Unnserm Nahmen, mehrgedachter Supplicantin, in ain vnd andern verstandner vnd gebührender massen vrbschaiden vnnnd derentwegen gehöriger Orthen die weitere voldurft vorthern sollst. Daran beschließt Unnser gnedigster will vnnnd mainung.

Geben in Unnser, vnnnd des heyligen Römischen Reichs Statt Regenspurg den vierten Decembris nno Sechzehn Hundert vnnnd Vierzig, Unserer Reiche des Römischen im Bierzen, des Hungarischen im fünzehnhen, vnnnd des Böhaimischen im Vierzehenden. Ferdinand.

Dem Ehrenvtesten Unnserm getreuen lieben Octavian Seger von Segenber, Unnserm Schleßingischen Camerrath, vnnnd Ober Regenten der separierten Camerglieter alda. [Staatsarchiv Breslau: Rep. 36 Stadt Gleiwitz IV Nr. 2.]

\*\*) Staatsarchiv Breslau; B 57 pag. 112.

Höhepunkt seiner Macht erreicht hatte, ging nun daran, empfangene Beweise besonderer Treue auch noch persönlich zu belohnen. So schenkte er der Stadt Ratibor, die unter der Last der langen kaiserlichen Einquartierung schwer gelitten hatte, ein Haus zur Einrichtung der ersehnten Brauerei. Die Stadt Gleiwitz erhielt ein neues Wappen. Darob wird sicherlich große Freude bei der Bürgerschaft gewesen sein, zeigte es doch als neuen Bestandteil das Bild der Gottesmutter, ein Symbol, um das man andere schlesische Städte schon lange beneidet hatte.\*.) Es erweckt sogar den Anschein, als ob die beiden Städte vorher nach ihren Wünschen gefragt worden wären. Im übrigen wurden beide wegen der bei dem feindlichen Einfälle der Mansfelder bewiesenen Dienste und Treue gleichmäßig belohnt.

Die Urkunde Kaiser Ferdinands II. vom 14. August 1629 wird immer als der am deutlichsten sprechende Beweis für die erfolglose Belagerung durch die dänischen Truppen angesehen. Sehr zu Unrecht. Der Kaiser lobt darin lediglich die Ergebenheit und die Treue der Gleiwitzer Bürgerschaft. Von einem kriegerischen Erfolge ist gerade in diesem Dokumente keine Rede, es könnte ebensogut eine Entschädigung für erlittene Einnahme und Plünderung sein. Die betreffende Stelle besagt nämlich:

„... Wann Wir dann gnedigist angesehen, wargenommen vnd betrachtet, die Unterthänigste, gehorsamist standhaftie vnd unbefleckte Treu, so bis anhero gegen Unseren hochgeehrten Vorfahrern, Römischen Kaisern vnd Königen zu Beheimb Uns vnd Unserm hocherleichten Haß von Österreich, die Catholische Stadt vnd Gemeinde zu Gleiwitz in Unserm Herzogthumb Ober-Schlesien gelegen, ganz aufrichtig vnd dermassen befinden vnd veriwahrt gehalten, das Sie sich hieuon nichts ablenken können, ya auch bey der vnlängst in Unsern Erb Königreich vnd Landen erhobeneu vnd nunmehr vermittels Göttlicher Hülf gedämpfften Rebellion, lieber ihr Leib vnd Leben, Haab und Gutt, vnd alle zeitliche Wolfarth in die Schanz schlagen und allerley Widerwertigkeiten, Aluþplünderungen, Schätzungen vnd andere Unzehlige gewalthätigkeiten erdulden und leiden wollen, als das Sie Ihre Unterthänigste Devotion vnd Treu darmit Sie Uns, als Ihrem König vnd Erbherrn verbunden gewesen, in etwas hetten contaminiren oder beflecken sollen. . . .“\*\*)

Die Urkunden König Ferdinands III. sprechen zweiseitlos deutlicher.

Abbildungen der Gottesmutter scheinen bei Kaiser Ferdinand II. 1629, dem Jahre des bekannten Restitutionsedites, eine besondere Rolle gespielt zu haben. So wurden schon Anfang des Jahres zu Glatz neue schlesische Münzen

\*) z. B. Hrabin, Glogau, Lüben und Wartha, auch Wittichenau unweit der damaligen schlesischen Grenze.

\*\*) Wappenbrief im Stadtarchiv Gleiwitz.

geschlagen, die auf der Rückseite Maria mit dem Jesustanten zeigten, und der Stadt Oberglogau, die in konfessioneller Beziehung viel Sorge gemacht hatte, wurde am 9. April 1629 vom Kaiser nahegelegt, „eine besondere Stadt Fahne, wie andere Kirchenfahnen zu sein pflegen, machen, und darauf unser lieben Frau Bild, wie sie die Stadt und das Volk mit ihrem Mantel bedeckt, malen zu lassen.“\*) Eine ähnliche Fahne sollen die Gleiwitzer schon 2 Jahre früher aus Dankbarkeit angefertigt haben. (Siehe S. 128.)

Der Entschluß, die Städte Ratibor und Gleiwitz ihrer Haltung wegen zu belohnen, ist sicherlich gleichzeitig gefaßt worden. Wenn die Gleiwitzer Urkunde 18 Tage später ausgestellt worden ist, als die Ratiborer Urkunde, so ist dies darauf zurückzuführen, daß man erstere mit einem von Künstlerhand ausgeführten Musterwappen versah, was natürlich Zeit in Anspruch nahm. Aus dem Datum der Ausstellung (14. August 1629) schließen zu wollen, daß die Belagerung der Stadt am 14. August 1626 stattgefunden haben müsse, wie dies des öfteren geschieht, ist verfehlt. Dieselbe Verbindung müßte dann folgerichtig auch für Ratibor (27. Juli 1629) angenommen werden; am 27. Juli 1626 hatte Mansfeld jedoch Oberschlesien überhaupt noch nicht erreicht. Der 14. August kann für Gleiwitz aber ebensowenig in Frage kommen, wie der 27. Juli für Ratibor, denn an diesem Tage war Mansfeld längst über Gleiwitz hinaus. Er stand ja, wie eingangs schon erwähnt, bereits am 12. August in „voller Bataglia“ vor Teschen. (Siehe S. 108.) Bei Schilderung der Kriegsereignisse des Jahres 1626 wird übrigens die Stadt Gleiwitz von den damaligen Geschichtsschreibern nicht ein einziges Mal genannt.

Im dritten Abschnitt des Krieges, dem sogenannten schwedischen Kriege, ist Gleiwitz vom Feinde verschont geblieben. Dagegen wurde die Stadt im vierten Teil, dem schwedisch-französischen Kriege, erneut stark in Mitleidenschaft gezogen. Diese Vorgänge gehören aber nicht mehr hierher. Dagegen erscheint es notwendig, zweier kriegerischer Ereignisse anderer Städte zu gedenken, weil diese, was in jener Zeit nicht schwer war, die mündliche Überlieferung der Gleiwitzer Geschehnisse erheblich beeinflußt haben dürften.

Im Jahre 1645 wurde die Stadt Brünn durch den schwedischen Feldherrn Torstenson belagert. In Brünn lebte zu dieser Zeit Martin Stredonius, der berühmteste Sohn der Stadt Gleiwitz.\*.) Nach 15 wöchiger vergeblicher Belagerung erfolgte am 14. August (!) der Hauptsturm des durch 10 000 Siebenbürgen neu verstärkten feindlichen Heeres. Stredonius stand

\*) Heinrich Schnurpfeil, Geschichte und Beschreibung der Stadt Ober-Glogau in Oberschlesien. Ober-Glogau 1860. S. 87.

\*\*) Wenzeslaus Schwertfer, Vita Reverendi Patris Martini Stredonij Soc. Jesu, Prag 1673.

mit einem Kreuz in der Hand den ganzen Tag auf der Mauer und spornte die Verteidiger unermüdlich zur größten Tapferkeit an. Als die Not aufs höchste gestiegen war, erschien plötzlich die Mutter Gottes in der Gestalt, in der sie in Czenstochau verehrt wird, in den Lüften, ihren Mantel schützend über die Stadt ausbreitend und die Feinde mit Furcht und Blindheit schlagend. Schon am nächsten Tage begann der Abzug des Belagerungsheeres. Das geschehene Wunder wurde vom Bürgermeister und Rat der Stadt Brünn dem damaligen Oberkommandierenden gegen die Schweden, Erzherzog Leopold Wilhelm, dem Bruder Ferdinands III. und nachmaligen Bischof von Breslau, mitgeteilt und bestätigt. Im nächsten Jahre weilte Martin Stredonius in Gleiwitz und erzählte wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit seinen aufhorchenden Landsleuten von dem in Brünn geglaubten wunderbaren Begebnis. Genau wie Gleiwitz erhielt auch Brünn aus Anlaß der standhaften Verteidigung ein neues Stadtwappen und wurde ebenfalls von kommenden Einquartierungslästen befreit.

10 Jahre später, 1655, als sich der Schwedenkönig Karl X. Gustav mit Polen im Erbfolgekriege befand, belagerte sein bester General Burchard Müller (später: von der Lühne) das stark verwahrloste aussehende und nur von 70 Ordensleuten und 160 Söldnern verteidigte Paulanerkloster auf der Jasna Góra bei Czenstochau. Trotz gewaltigster Anstrengungen gelangen dem bisher unbesiegt gebliebenen Müller an dieser Stätte der Marienverehrung keinerlei Fortschritte, nach sechsstöchiger Belagerung mußte er sich geschlagen bekennen und von dannen ziehen. Der König, sowie die vornehmen Offiziere und Kriegsräte warfen ihm nun vor, daß er „aus Furcht vor einem Weibsbild seiner sonst überall furchterlichen Tapferkeit einen unauslöschlichen Schandfleck an gehetzt“ habe. Mit den glücklichen Czenstochauern aber jubelten die Gleiwitzer: beide schrieben die Errettung wiederum dem persönlichen Eingreifen der Gottesmutter zu. — Sollten nicht später die Ereignisse von Gleiwitz und Czenstochau durcheinander gemischt und letzten Endes gar der Name Müller und die Nationalität seiner Truppen — Schweden — auf Gleiwitz übertragen worden sein?

Die nächste, Gleiwitz selbst betreffende, Nachricht finden wir auf Blättern, die später dem Laufbuch I der Pfarrkirche Allerheiligen angebunden worden sind. Es handelt sich um eine am 29. Oktober 1692 vorgenommene Niederschrift mit folgendem Wortlaut:

„Glivicum civitas a Mansfeldianis vindicata.

Notus erat hoc saeculo, Dux haeretici exercitus Mansfeldus Sacrae Casareae Majestatis adversarius, qui sua fraude et favore

Rebellisantium multas possederat in Silesia civitates; hic ad capendum Glivicum, aliquot millia suorum misit, in civitate vix mille fuerunt-viri bellatores. Videntes ergo cives vires suas et copias, illis ad resistendum longe impares, unanimi consensu votum, Deiparam in Claro monte Częstochow visitandi ut se suamque civitatem benigno tegeret praesidio, fecerunt. Grata fuit Deiparae haec eorum devotione ipsisque fructuosa. Siquidem hic visa est supra civitatem /: ac ut alii supra muros / expanso protegens eam pallio, cuius virtute exterriti hostes, et a sua Hariola praemoniti, Glivicenses esse sub laute Dominae tutela, indeque vanos suos conatus fore; confusi recesserunt; Postquam transiit iniquitas, cives numero octoginta, locum Clari Montis visitantes, tutelam Divae depredicarunt: ac in perpetuam favoris Mariani memoriam, Vexillum cum effigie Virginis, qua visa fuit, Civitatem protegens in templo Claro Montano appendi fecerunt. Die vicesima nona Septembris, Anno Millesimo Sexcentesimo vicesimo septimo. Haec historia extracta ex chronicis Poloniae quam ad hunc librum inscripsit pro aeterna memoria Georgius Antonius Sobel, tunc temporis Rector Scholae, et Sacristanus Ecclesiae Glivicensis, sub Archipresbytero Rdm. Rdo. ac Doctissimo Patre Joanne Alphonso Schramek Patricio P: Anno 1692 die 29. Octobris, quo etiam die super turriculum in medio Ecclesiae nodus positus fuerat, sub aedituis spectabili Domino Christophoro Foltek et Domino Paulo Nesitko, Patres Vicarii Rdus. Pater Georgius Gierczuch, et Rdus. P: Jacobus Cyganek bis Primicius Pater emeritus seniculus. Pro quo labore lectoris in die necessitatis, pro scriptore harum et inscriptis, saltem dicant: Requiem aeternam dona eis Domine et lux perpetua luceat eis et meminerint.

Straverunt nobis alii nos posteritati Scripserunt."

Das heißt auf deutsch etwa:

„Die Stadt Gleiwitz vor den Mansfeldern bewahrt.

Allgemein bekannt war in diesem Jahrhundert Mansfeld, der Führer der häretischen Streitmacht und Widersacher der kaiserlichen Majestät, der durch seine List und die Unterstützung von Rebellen viele schlesische Städte in seine Hand bekommen hatte. Er schickte auch einige Tausend der Seinen aus, um Gleiwitz einzunehmen. In der Stadt befanden sich kaum tausend waffenfähige Männer. Als die Bürger sahen, daß ihre Streitkräfte bei weitem zu schwach waren, um Widerstand leisten zu können, taten sie das einmütige Gelübde, auf den berühmten Berg bei Czenstochau zu pilgern, damit die Mutter Gottes die Bürgerschaft und die Stadt in Schutz nehme. Da der Gottesmutter dieses Gelübde angenehm war, brachte es den Bürgern

großen Nutzen. Maria wurde bald über der Stadt (ober, wie andere sagen, auf der Mauer) mit ausgebreittem Mantel die Stadt schützend gesehen. Die Feinde erschraken und da sie von einer Wahrsagerin darauf aufmerksam gemacht wurden, daß die Gleiwitzer unter dem Schutz einer wachsamem Herrin ständen und alle Sturmversuche vergeblich sein würden, traten sie bestürzt den Rückzug an.

Als das drohende Unheil vorüber war, wallfahrteten 80 Bürger auf den berühmten Berg und priesen den Schutz der Gottesmutter. Zum ewigen Gedächtnis an den Gnadenbeweis Mariens ließen sie eine Fahne mit dem Bilde der beobachteten Erscheinung im Heiligtum des berühmten Berges aufstellen und zwar am 29. September 1627.

Diese geschichtliche Begebenheit ist polnischen Chroniken entnommen und in dieses Buch eingeschrieben zum ewigen Gedenken von Georg Anton Sobel, derzeitigem Schultektor und Küster an der Gleiwitzer Kirche, unter dem Erzpriester, dem ehrwürdigen und hochgelehrten Pater Johannes Alfons Schramel am 29. Oktober 1692. An diesem Tage wurde gerade auf dem kleinen Turm in der Mitte der Kirche der Knopf aufgesetzt unter den Kirchenaufsehern, den achtbaren Herren Christoph Völkel und Paul Nesitko. Vitare waren der ehrwürdige Pater Georg Gierczuch und der ehrwürdige Pater Jakob Cyganek, ein emeritierter Priesterjubilar.

Für diese Arbeit mögen die Leser für den Schreiber und alle Genannten wenigstens beten: „Herr gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen“ und sie mögen der Worte eingedenkt sein: „Andere haben es uns überliefert und wir der Nachwelt.“

Das Bemerkenswerteste an diesem Bericht ist ohne Zweifel die darin erstmalig erwähnte wunderbare Erscheinung der Gottesmutter. Sie soll von einigen über der Stadt, von anderen wieder auf der Mauer gesehen worden sein. Schon diese beiden von einander abweichenden Schilderungen lassen erkennen, daß man es hier mit einem Erzeugnis des frommen Sinnes der Bevölkerung zu tun hat. Nach und nach hatte man versucht, das Eingreifen Mariens, an das fest geglaubt wurde, sinnlich und körperlich darzustellen. Das neue Stadtwappen und die Meldungen aus Brünn und Czenstochau hatten den Weg hierzu gewiesen, manches mag vielleicht auch direkt daraus entlehnt worden sein. Der Katholizismus jener Tage tritt uns noch in einer sehr naiven Form entgegen und auch die Grenzen zwischen wahrer Frömmigkeit und Alberglauben waren oft verwaschen. So paßt beispielsweise die Erwähnung der Wahrsagerin im feindlichen Lager, die auf die übernatürliche Gegnerschaft aufmerksam machte, sehr gut in den Rahmen der damaligen Zeit.

Sobel berichtet ferner, und zwar erfahren wir dies auch zum erstenmal, daß die Gleiwitzer Bürgerschaft beim Herannahen des dänischen Heeres

das Gelübde einer Dankeswallfahrt ablegte und daß diese bereits am 29. September 1627 vor sich ging. An dem Gelöbnis selbst ist garnicht zu zweifeln und auch der Tag kann stimmen, denn seit Anfang August war Oberschlesien vom Feinde frei. Außerdem traf auf den 29. September das Fest des hl. Michael, des Siegers wider den Verderber. Allfälligkeit ist nur die von Sobel genannte geringe Teilnehmerzahl. Auch ist in dem Bericht weder von einer Beteiligung der Frauen, noch von einer Wiederholung der Wallfahrt die Rede.

Eine regelmäßige Wiederholung der Wallfahrt ist indessen bestimmt anzunehmen, obwohl in jenen unruhigen Zeiten häufig genug Unterbrechungen eingetreten sein mögen. Sobel berichtet uns selbst in einem späteren Nachtrage, daß 1695 das Wallfahrtsgelübde erneuert wurde, weil die Wallfahrt eine Reihe von Jahren ausfallen mußte. Das Hindernis hatten die Türkenkriege gebildet, in die das Nachbarland Polen unter König Johann Sobieski vorzugsweise verwickelt war. Da Sobel diesen Nachtrag auf Grund von eigenen Wahrnehmungen schrieb, kann man die darin gemachten Angaben ohne weiteres als richtig anerkennen. Er lautet:

„Et cum hoc oblatum vexillum sit combustum in Claro Monte Anno 1690 die 2. Julii et major ecclesia, sine nocturno tamen capellae in qua Virginis Beatae effigies miraculis clara collocata est, sic suum votum civitas Glivicensis Anno 1695 die 9. Junii renovavit (cum citius non poterat ob magnas tribulationes his annis existentes et per aliquot annos continua bella, cum bellicosa insatiabili Christiani sanguinis Turca) denuo vexillum novum fieri curavit, et appendi in Claro Monte in perpetuam memoriam, ubi et successores obligantur si aliquis casus accideret, ex quod Superi avertant: Ex una parte vexilli sub civitate inscripti psalmo 123. versus:

Benedictus Dominus qui non dedit nos in captionem dentibus eorum.

Anima nostra sicut passer erepta est de laqueo venantium.

Ex altera parte vexilli, in qua divus Michael principem tenebrarum victorioso premit calcaneo haec sunt:

Laqueus contritus est et nos liberati sumus.

Adjutorium nostrum in nomine Domini, qui fecit coelum et terram.

Cum hoc vexillo cum solenni processione ierunt homines ex civitate cives et senatores palliati cum aliquot sacerdotibus et archipresbyter et pagis rustici, circiter quadringenti, videlicet exierant ex civitate die 9. Junij Anno 1695.

Alterum vexillum conforme isti pendet in ecclesia parochiali Glivicensi."

oder in deutscher Übersetzung:

„Und als die gesetzte Fahne auf dem berühmten Berge am 2. Juli 1690 verbrannte und mit ihr zugleich die große Kirche, jedoch ohne Schaden für die Kapelle, worin das durch seine Wunder hochberühmte Bild der allerseligsten Jungfrau hing, da erneuerte die Stadt Gleiwitz am 9. Juni 1695 ihr Gelübde (denn früher konnte sie es nicht wegen der großen in diesen Jahren herrschenden Unruhen und wegen des langen Krieges mit der nach Christenblut lechzenden kriegerischen Türkei), sie ließen abermals eine Fahne machen und auf dem berühmten Berge zum ewigen Gedächtnis aufstellen. Diese Pflicht besteht auch für die Nachkommen, wenn wieder einmal ein solcher Fall eintreten sollte, was aber Gott verhüten möge.“

Auf der einen Seite stehen unter dem Bilde der Stadt folgende Verse aus dem Psalm 123:

„Gebenedeit sei der Herr, daß er uns nicht ihren Zähnen zum Raube gab.“

„Unsere Seele ist entronnen wie ein Vogel der Schlinge des Vogelstellers.“

Auf der Rückseite ist der heilige Michael zu sehen, wie er den Fürsten der Finsternis mit siegreichem Sporn tritt. Darunter steht folgendes:

„Die Schlinge ist zerissen und wir wurden frei.“

„Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“

Mit dieser Fahne zogen die Leute in feierlicher Prozession; aus der Stadt Bürger und Senatoren in ihrer Amtstracht, etliche Geistliche und der Erzbischof; vom Lande die Bauern, gegen 400 an der Zahl.

Sie sind aus der Stadt ausgegangen am 9. Juni 1695.

Eine andere Fahne, die dieser gleicht, hängt in der Gleiwitzer Pfarrkirche.“

Die am 29. September 1627 in Czenstochau aufgestellte Fahne war demnach verbrannt. Ein Ersatz hierfür wurde am 9. Juni 1695 in feierlicher Prozession nach Czenstochau gebracht. Frauen waren auch diesmal nicht dabei. Die Gelöbnistwallfahrt ist also ursprünglich eine reine Männerwallfahrt gewesen.

Im Jahre 1704 erschien die von dem gelehrten Prälaten des Breslauer Matthiasstiftes, Michael Joseph Fibiger, unter Benutzung der Sammlungen des Nikolaus Henel von Hennenfeld herausgegebene Silesiographia renovata. In diesem Buche sind auch einige Nachrichten über Gleiwitz enthalten. Besonders ausführlich ist auf Seite 179 die fragliche Belagerung der Stadt geschildert:

„De heroico Glywicensium animo, constantique erga Divum Ferdinandum II Caesarem fidelitate, qua sub belli triceni primordia, Anno nimurum 1626, Mansfeldico illi militi, qui pulso Friderico Palatino Bohemorum Pseudo-Rege tunc adhuc militabat, hanc urbem hostiliter obsidenti, strenue restitit, altum apud hujus temporis scriptores silentium. Fuit autem illa, qua Opidum pressit Mansfeldius, obsidio per dies aliquot frustra tentata, qua durante tam praesidiarii Caesarei pauci, quam Civium sexus uterque crebro bombardarum tonitru parum territi, hostium scalas concendentium, impetum variis armorum, quae dictabat amor urbis servandae, generibus fortiter repressit: pars enim vel bidentibus, vel tridentibus aliisque variis rei rusticanae instrumentis, pars lapidum trabiumque dejectione assilientem hostem dejecerunt, pars etiam (et mulieres praesertim) congestas milii pultes aqua et pici bullienti, et axungiae ferventi mixtas è sartaginibus in armatos scalae incumbentes effuderunt, hostesque adeo confuderunt, ut re infecta recedere coacti sint, non minus confusi, quam olim, anno vedelicet 1440, miles Coloniensis ad Susatum Westphaliae urbem, ubi (ut refert Adrianus Rom. E. N. in Parvo Theatro urbium pag. m. 77.) obsidionis à dicto milite tentatae tempore omnium erat validissimum defensionis genus: sartagines in muris disponebant per intervalla, subjecto igne, pultes in aquis bulliente fervore miscebant: hinc liquorem capacibus vasis fervescentem fudere in armatos scalis incumbentes. Exuperabat ea vis omne genus tormentorum, in ipsis suis armis ar dore excruciat, suffocabantur: Tormenti genus incomparabile: Tali dum modo defensi muri periere ex scandentibus plurimi, qui pro suo debito primi venerant ad arma. Archi-Episcopus, eo accepto incommodo, oppugnationem deseruit.

Imo ferunt (ut Glywicum revertamur) Centurionem illum, qui praesidio Caesareo praefectus fuerat, et de opidu quantocytus hostibus tradendo cogitabat, à Civibus traditionem subodorantibus, captum fuisse, urbem vero à proditione immunem permansisse.“

„Über den heldenhaften Mut der Gleiwitzer und über ihre beständige Treue zu ihrem erlauchten Kaiser Ferdinand II., womit diese im Anfang des dreißigjährigen Krieges, nämlich im Jahre 1626, jenem mansfeldischen Heere, das nach Vertreibung Friedrichs von der Pfalz, des angeblichen Königs von Böhmen, den Krieg noch weiterführte, tapferen Widerstand leisteten, wird von den Geschichtsschreibern jener Zeit dieses Stillschweigen beobachtet. Es wurde aber jene Belagerung, durch welche Mansfeld die Stadt bedrängte, einige Tage versucht, während welcher Zeit sich weder die geringe

kaiserliche Besatzung, noch die Bewohner beiderlei Geschlechts von dem häu-figen Krachen der Bomben schrecken ließen. Die Angriffe der auf Leitern in die Höhe steigenden Feinde wurden mit den verschiedensten Waffen, wie sie die Liebe zur Erhaltung der Stadt eingab, tapfer zurückgeschlagen. Ein Teil hatte zur Verteidigung Heugabeln, ein anderer Mistgabeln und verschiedene andere Wirtschaftsgeräte, ein Teil schleuderte Steine und Balken auf die anstürmenden Feinde, ein Teil wieder, darunter besonders die Frauen, schlepppte in Kesseln glühendheißen Hirsebrei, vermischt mit siedendem Wasser und Pech und heißen Wagenschmiere herbei und goß dieses Gemisch auf die die Sturmleitern erklommenden Feinde, die dadurch so verwirrt wurden, daß sie unverrichteter Sache abzogen.

Es war genau so wie im Jahre 1440, als die Kölnischen Soldaten Soest, eine Stadt in Westfalen, belagerten und wo (wie Adrianus Rom. E. N. im kleinen Theater der Städte auf Seite m 77 berichtet) das stärkste Mittel der Verteidigung in Folgendem bestand: Man stellte auf den Mauern in Zwischenräumen Kessel auf, legte Feuer darunter, vermischte im kochenden Wasser Brei mit Glut und goß alsdann in Schöpfgefäßen die kochende Flüssigkeit auf die Soldaten, die sich an die Leitern anlehnten, eine Handlung die jede andere Art von Mätern übertraf. In ihren Rüstungen wurden sie gefoltert und erstickten sie. Ihre Qualen waren unvergleichlich. Bei dieser Weise der Verteidigung der Mauer gingen sehr viele der angreifenden Soldaten zugrunde und zwar zumeist solche der Waffengattung, die zuerst anstürmten mußte. Nachdem der Erzbischof solchen Nachteil erfahren hatte, gab er die Belagerung auf.

Damit kehren wir wieder zu den Gleiwitzern zurück. Hier wird behauptet, daß der Hauptmann, der an der Spitze der kaiserlichen Schutzwache stand und bereits über die Übergabe der Stadt nachdachte, von den andersdenkenden Bürgern gefangen genommen wurde und daß die Stadt vom Verrate frei geblieben sei."

Fibiger gibt als erster 1626 als das Jahr des Widerstandes gegen Mansfeld an. Diese Mitteilung ist indessen ohne jegliche Bedeutung, weil ja Mansfeld den Kriegszug 1626 einleitete. Was aber mehr interessiert, ist die hier auch erstmalig gebrachte Nachricht von der Mitwirkung der Gleiwitzer Frauen. Eine solche ist nicht ohne weiteres zu bestreiten, da bei einigen anderen Städten tatsächlich belegt ist, daß die Frauen heißes Wasser bereit gehalten haben. Es geschah dies wohl lediglich bei winterlichen Belagerungen, um einer starken Eisbildung im Wallgraben an den besonders gefährdeten Stadttoren vorzubeugen. Dass dabei einem besonders fecken Angreifer auch einmal ein Kübel heißes Wasser über den Kopf gegossen wurde, liegt sehr im Bereich der Möglichkeit. Die Eisfreiheit des Wallgrabens

war sonst eine Angelegenheit der robotpflichtigen Vorstädter, die aber bei Belagerungen oft zu anderen Berrichtungen herangezogen wurden.

Die von Fibiger gleichfalls neu aufgetischte Geschichte von dem mit Pech und Wagenfett vermischtten Hirsebrei wird ohne weiteres in das Gebiet der freien Erfindung zu verweisen sein. Nicht ohne Interesse ist dabei allerdings die Gegenüberstellung der Gleiwitzer Belagerung mit der 180 Jahre älteren Soester Fehde. Die Stadt Soest unternahm damals den Versuch, ihre bisherige kurkölnische Oberhoheit abzuschütteln und wurde deshalb 1447 (nicht 1440 wie Fibiger angibt) von dem kriegerischen Erzbischof Dietrich II. Grafen von Mörs vergeblich belagert und bestürmt.

Die von Fibiger, und zwar auch wieder erstmalig, gebrachte Mitteilung von der Verhaftung des Hauptmanns der kaiserlichen Schutzwache spricht sehr dafür, daß der ganze Bericht lediglich auf mündlicher Überlieferung aufgebaut ist. War der Bürgerschaft 1627 tatsächlich eine kaiserliche Schutzwache beigegeben, so war dieser Umstand natürlich geeignet, das eigene Verdienst wesentlich zu schmälern. Um so größer mußte dieses dagegen erscheinen, wenn neben der Bekämpfung des vor den Mauern stehenden Heeres noch Verräterei in der Stadt selbst abzuwehren war und auch erfolgreich abgewehrt werden konnte.

Die Gleiwitzer Bürger zogen indes alljährlich hin nach Czenstochau zu dem berühmten Gnadenbilde, von dem erzählt wird, daß es der heilige Lukas gemalt habe. Ein bestimmter Tag wurde dabei nicht innegehalten. In der Regel fand die Wallfahrt im Juni zwischen Heu- und Getreideernte statt, ganz vereinzelt nur im August oder im September. Nietsche\*) irrt also, wenn er annimmt, daß die Wallfahrten stets Mitte August stattgefunden hätten und seine Schlussfolgerung, daß die Belagerung ebenfalls im August gewesen sein müsse, weil das Volksbewußtsein diesen Zeitpunkt festgehalten habe, ist völlig verfehlt.

Im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts änderte sich allmählich der tiefere Sinn der Wallfahrt. War sie bisher lediglich ein Dank für die glückliche Befreiung aus feindlicher Bedrängung gewesen, so wurde sie jetzt in erster Reihe Bittprozession zum Zwecke der Bewahrung vor Feuer.\*\*) Auf der Rückseite der Kirchenfahne wurde statt des Bildnisses des heiligen Michael, das des heiligen Florian angebracht.

Die Genehmigung zur Abhaltung der Wallfahrt mußte alljährlich vom Landeshauptmann erbetteln werden und wurde von diesem auch regelmäßig

\*) Benno Nietsche, Geschichte der Stadt Gleiwitz. Gleiwitz 1886, S. 168.

\*\*) Am 19. September 1711, 13. Oktober 1730 und 25. August 1735 hatten neue entzündliche Brände die Stadt heimgesucht.

erteilt. Der Wortlaut des Antrages war im großen und ganzen immer derselbe.\*). Am 13. und 14. Juni 1729 weilte eine Königl. Amtskommission in Gleiwitz, bestehend aus den Herren Johann Bernhard von Welczeck und Karl Boleslaus von Schweinichen. Bei dieser Gelegenheit scheinen auch neue Richtlinien für die Wallfahrt zusammengestellt worden zu sein. Das aufgesetzte Protokoll besagt unter Punkt 3 folgendes:

„Belangend die Prozession nach Czenstochau. Nachdem Gott der Allmächtige so Barmherzig seye, und uns schon durch einige Zeit von allem Unglück erhalten: Ist dahero mit der Geistlichkeit die unterredung geschehen, daß solche Prozession an dem Tage der heyl. Petri et Pauli ausgehen solle: Mithin wird solche von diesem Sonntag über 8 Tage recommendiret: anbey aber unanimiter concludiret: Daz auf diesen heyligen Orth Zivey Fuhren denen Schulbedienten und vor die Bilder. Dann denenjenigen Rathsverwandten, welche keine Pferde haben, gegeben werden sollen. Belangend die Geistlichkeit solcher wird die Fuhr und der Haaber bewilligt. Dem Herrn Joseph Schedon soll auf seine Pferde der Haaber gegeben werden. Für die Herren Raths Verwandten ist die Vorgespann und der Haaber gestattet worden“\*\*).

Auch als Gleiwitz preußisch geworden war, gingen die Wallfahrten zunächst in gewohnter Weise vor sich. So finden wir in den Ratsprotokollen von 1743 den Ausfall der Sitzung vom 3. Juli vermerkt:

„Vacat, Da der Magistrat und meiste Bürgerschafft auff der Wahlfarths-Prozession zu Czenstochau“. Wie wir weiter feststellen können, war den Magistratspersonen vom Commissarius loci v. Wasmer ein besonderer Urlaub hierfür erteilt worden unter der Bedingung: „zur Beförderung des Königl. Interesses die officia Publica wohl zu bestellen“.

Bald jedoch sollten der Stadt wegen der von ihr bisher übernommenen Kosten Schwierigkeiten erwachsen.

Am 12. Juni 1744 wurde dem Kriegsrat v. Wasmer mitgeteilt, daß die für dieses Jahr geplante Wallfahrt am 20. Juni stattfinden solle. Gleichzeitig wurde wieder der erforderliche Urlaub angetragen. Das Schreiben des Magistrats war bedeutend ausführlicher gehalten als sonst und lautete:

„Euer Hochwohlgeborenen geruhen gnädig sich vortragen zu lassen, was machen unsere Voreltern, antecessores und Inwohner der Königlichen Stadt

\*) „Ponewacz Przedkowie nały wzslidem uznane wielkie Lasky Boske podczas Woyny gak take nestiastliwych Pożarów osniowych, votum nczynili, na powinne Podiekowani do Czastochuw Maticzce Boske Kazdorocznje peregriniowaty . . . .“ d. h. „Da unsere Vorfahren hinsichtlich großer Liebe Gottes zur Zeit des Krieges und unglücklicher Feuersbrünste das Gelübde taten, zum Danke dafür alljährlich nach Czenstochau zum Gottesmutterchen zu wallfahrteten . . . .“ [Stadtarchiv Gleiwitz.]

\*\*) Stadtarchiv Gleiwitz.

Gleiwitz auf bußfertigem Gemüthe von undendlichen Zeithen her sich und die künftigen descendanten mit einem gelieb'd verstricke, eine Solenne procession nach Czenstochau alle Jahre, wie es auch noch immer continuiret worden, unverbrüchlich zu halten, womit durch diesen Andachtseysser der gerechte Gott, welcher mit verschiedenen Dranckalen, insonderheit der höchst schädlichen Feuer Brünste die Stadt öfters heimgesuchet, ferner ruchen und Straffen von unserm Vatterland gnädiglich abwenden möge, welcher procession nicht allein die gemeinen Bürger, sondern auch die Magistratspersonen zu größerer Auferbaulichkeit beywohnen, doch zuvor das Collegium Magistratus mit andertweithigen Subjectis auf dem Schöpfenstuhl, umb in ihrer Abwesenheit gute Ordnung zu cultiviren, zu ersezzen pflegen, zu wessen Erfüllung nicht nur die bisherigen vorgesetzten Instanzen und Obrigkeiten jedes mahl die Erlaubnis ertheilset, sondern auch approbieret haben, damit die laut Beylege des Herrn Cassirers darbey habenden unkosten auf der Stadtcaffa genommen werden können.

Nachdem wir nun den 20. dieses zur anstellung sothauer votiven procession festgesetzt, bevor aber, umb außer verantwortung zu seyn, dieses unser Vorhaben Euer Hochwohlgeborenen zu notificiren vor nöthig erachtet: Alß bitten zugleich Euer Hochwohlgeborenen ganz gehorsamb, Hochselbe geruhen den Magistrat dahin zu authorisiren, damit er sowohl der gewöhnlichen procession beywohnen und zur completirung des Collegii Magistratis andere Subjecte auf die paar Tage substituiren, alß auch die vermerkte unkosten auf der Cammerey hennnehmen könne.“\*)

Die beigefügte Kostenaufstellung lautete folgendermaßen:

Specification  
derer unumbgänglich erforderlichen unkosten bey der von undendlichen Jahren gewöhnlicher Prozession naher Czenstochau.“\*\*)

	Gulden	Rt.***)
1. Vor die unterhaltung der Geistlichkeit sambt freyen Quartir	5	—
2. Rectori . . . . .	1	30
3. Cantori . . . . .	1	12
4. Adstanti . . . . .	1	—
5. Organista . . . . .	1	—

\*) Stadtarchiv Gleiwitz.

\*\*) Nietsche a. a. O. S. 172 bringt diese Aufstellung ebenfalls. Er billigt darin der Geistlichkeit irrtümlicherweise 25 Gulden zu, außerdem vertwechselt er Silbergroschen und Kreuzer. — Kufotwa a. a. O. S. 42 hat diese Angaben leider unbedenken übernommen.

\*\*\*)) 1 Gulden [fl.] = 20 Silbergroschen, 1 Silbergroschen = 12 Silberpfennige, 1 Gulden = 60 Kreuzer, 1 Silbergroschen = 3 Kreuzer, 1 Kreuzer = 4 Silberpfennige, 1 Reichstaler = 1½ Gulden. (Außerdem gab es noch gute Groschen und gute Pfennige.)

	Gulden	Kreuzer
6. Calcantiae . . . . .	1	—
7. diesen Kirch- und Schulbedienten zweimahl die Mahlzeit	—	48
8. drey Bauern, so das große Fahnen tragen à 3 Sgr.	—	27
9. zweyen so die mittlere Fahnen tragen à 3 Sgr.	—	18
10. den von den kleineren . . . . .	—	18
11. vor die Predig in Czenstochau . . . . .	1	—
12. in die Bruderschafft . . . . .	—	36
13. vor Läuthen . . . . .	—	8
14. der Guarnison . . . . .	—	36
15. dem Tohr Schreiber bei einschreibung der Compagnie	—	7
16. vor Bevarthung derer Fahnen und Musicalien . . . . .	—	6
17. dem Paukenträger . . . . .	—	18
18. denen Knechten bey 6 Wagen, welche die Geistlichkeit, Schulbediente, die Kirchenapamenta, die Junggesellen und die Jungfrauen so die Pegmata tragen, dann die Bagage und marode fahren, jeden thäglich à 2 Sgr.	3	—
19. vor Heu zu diesen Wagen . . . . .	3	—
20. vor Quartir Cimmer vor die Geistlichkeit . . . . .	1	30
21. dem Cassirer welcher alles besorgeth . . . . .	1	—
	23	54

Zur Deckung dieses Betrages hatte man 25 Gulden in den Etat eingesetzt, dessen Genehmigung der Kriegs- und Domänenkammer Breslau vorbehalten war. Da diese nicht rechtzeitig eintraf, gestattete v. Wasmer zur Deckung der diesjährigen Wallfahrtskosten eine Anleihe in Höhe der 15 Thaler aufzunehmen. Der Brandwein-Verrendator Salomon Löbel borgte daraufhin diesen Betrag. Im Protokollbuch 1744 finden wir dann wieder den Vermerk: „Seßio ordinaria den 23. Junius wegen der Czenstochauer procession vacat“.

Am 18. Juli erkundigt sich v. Wasmer von Breslau aus, „ob die Wallfahrt nach Czenstochau eine Fundation oder ein willkürliches Gelübde sey“. Am 8. August wurde die Antwort erteilt und gebeten, wenn auch nicht den ganzen Betrag, so doch wenigstens 15 Gulden jährlich zu genehmigen. Hierauf erging folgende grundfäßliche Entscheidung:\*)

„Da nach eurem unterm 8 ten hujus anher erstatteten allerunterthänigsten Bericht die Wallfahrt von Gleiwitz nach Czenstochau bereits vor undenlichen Jahren geschehen, auch die dazu erforderlichen Kosten von 25 auf 15

\*) Wenn in Zukunft eine besondere Quelle nicht angegeben wird, so sind die Unterlagen dem Stadtarchiv Gleiwitz entnommen.

Gulden moderiret werden, so soll es ferner dabey gelassen und diese 15 Gulden jährlich aus der Cämmerey zu Gleiwitz zu diesem Behuf gereicht werden.

Gegeben Breslau, den 18. August 1744.

Königl. Preuß. Bresl. Kriegs- und Domänen-Kammer  
v. Außen, Steudener, Oppermann, v. Nassau, Deutsch.“

Im Jahre 1744 ist übrigens noch von einer anderen Prozession die Rede, die am Feste des heiligen Petri de Alcantara vor sich gehen sollte. Die hierfür erbetenen 5 Taler Zuschuß auf Wein werden trotz Befürwortung durch Kriegsrat v. Wasmer von der Kammer abgelehnt. Das an v. Wasmer gerichtete Ablehnungsschreiben sei der Vollständigkeit wegen auch mit angeführt:

„Was der Magistrat zu Gleiwitz wegen eines neuen Gelübde und der deshalb aus der Cämmerey Cassé zu zahlenden 5 Reichsthaler angezeigt hat, solches haben wir aus Eurem unterm 20. hujus abgestatteten Bericht ersehen.

Da aber die schlechten Umstände der Cämmerey anjezo nicht leiden, daß dergleichen Ausgaben von den Einkünften bestritten werden können, so kann dem Magistrat hierunter nicht gewillfahret werden, jedoch wird demselben freygestellet, ex propriis hierbey ein bonum opus zu tun.

Gegeben Breslau, den 31. Oktober 1744.

Königl. Preuß. Bresl. Kriegs- und Domänen-Kammer  
Graf Münchow, v. Außen, v. Unfriedt, Deutsch.“

Petrus von Alcantara war der Begründer der strengen Observanz der Franziskaner, welcher Richtung das Gleiwitzer Kloster angehörte. Sein Fest fällt auf den 19. Oktober. Es ist anzunehmen, daß es sich bei dieser Wallfahrt, von der wir nichts weiter erfahren, um ein Gelöbnis der Ordensleute handelte. Da der von der Stadt erbetene Zuschuß ausdrücklich für Wein bestimmt war, ist auch die Möglichkeit vorhanden, daß nur ein Fest in Frage kam und der vom Magistrat gewählte Ausdruck procession nicht am Platze war.

Es bleibt hier noch nachzuholen, daß Anfang Januar 1744 der Gleiwitzer Stadtschreiber und Syndikus Tobias Joseph Möllerus\*) auf Ansuchen von Johann Samuel Heinsius in Leipzig, der die Herausgabe eines geographisch-kritischen Lexikons plante, eine kurze Geschichte der Stadt schrieb, nachdem der Stoff am 20. Dezember 1743 im Magistrat durchgesprochen worden war. Leider ist Möllerus dabei ein grober Fehler unterlaufen, indem er plötzlich die Dänen mit ihren seinerzeitigen größten Feinden, den

\*) Möllerus war von 1736 bis 1744 Mitglied des Gleiwitzer Magistrats. Vorher war er 18 Jahre lang in der Landschreiber-Kanzlei der Fürstentümmer Oppeln-Ratibor tätig gewesen. Am 1. April 1744 wurde er als Registratur und Translator in die Kgl. Oberamts-Regierung Oppeln berufen. Er war 1702 geboren.

Schweden, verwechselte. Dieser Irrtum wurde später von anderen übernommen und wird teilweise heute noch geglaubt und verbreitet. Mollerus schreibt zunächst den Brand von 1601 und fährt dann fort: „Kaum da nun einige Bürger zu wenigen Kräften und nothdürftigen Wohnungen gekommen, erfolgte der Schwedische Krieg und hat Anno 1626 Mansfeldus als Feld Marchal des Königs auf Schweden die arme Stadt Gleiwitz mit einer großen Macht belagern lassen, und da die Bürger sich trefflich gewehret, den Feind mit ihrem damahlichen wenigen groben Geschütze von der Mauer und den Bastionen zu etlichen mahlen repulsiret, dieser Feld Marschal anbefohlen, alle die Vorstädte abzubrennen und die armen Bürger gefangen zu nehmen, welche sodann ranzioniren und sich mit Gelde lösen müssen, jedoch bei diesem Schwedischen Überfall sich garnicht ergeben, weniger den Feind in die Stadt gelassen.“ In einer Randbemerkung korrigiert dann Mollerus selbst die von ihm zunächst genannte Jahreszahl: „Schweden Krieg ab Anno 1627.“ Er meint damit natürlich die Belagerung durch die Dänen, da der Schwedische Krieg bekanntlich erst 1630 begann. — Neu ist auch die Gefangennahme von Bürgern (oder Vorstädtern?), denen ein Lösegeld abgefordert wurde.

Im Jahre 1750 (Vorwort 1748) erschien zu Breslau ein Buch von Fr. P. Xaver Rötter, „Gnad- und Wundervolle Brosamen, so von der Königl. Taffel der Herrscherin Himmels und Erden Mariae . . . ohne Maß abfallen“. Das Werk ist als eine Mischung von Dichtung und Wahrheit zur Verherrlichung der Gottesmutter zu bezeichnen. Auch die Belagerung von Gleiwitz wird darin erwähnt und die von Sobel gebrachte Erscheinung der Gottesmutter noch klarer als dort herausgearbeitet.\*)

Inzwischen hatte die Stadt Gleiwitz in dem Consul dirigens Martin Elsner und dem Stadtschreiber Wilhelm Johann Heinrich Eisenberg die ersten nichtkatholischen Ratsmitglieder erhalten (1748) und hatte damit die geschlossene Teilnahme des Magistrats an der Wallfahrt ihr Ende erreicht.

\*) „1627. Wurde in Schlesien die Stadt Gleiwitz von dem Mansfeld, und andern wider den Kaiser auflehnenden Rebellen hart belagert; Und als die alldaisige Einwohner vermerchten, daß es ein unmögliches Werk seye, mit ihrer wenigen Mannschaft, einer so zahlreichen feindlichen Macht zu widerstreben. Begaben sie sich unter den Schutz Mariae mit dem Gelübde: Vor die Errettung aus dieser äußersten Gefahr ihren heiligen Ort Czenstochau zu besuchen. Nun höre Wunder! Maria zeigte sich bald über dieser Stadt, selbte mit ihrem Gnaden-Mantel bedeckende, welches nicht nur die andächtigen Gleiwitzer zu ihrem erwünschten Trost, sondern auch die Feinde selbst zu ihrem größten Schrecken erschien; dahero sie murkten und sagten: Die Gleiwitzer stehen unter dem Schutze einer mächtigen Frauen, folglich ist alle unsere Mühe vergebens, sind also bald abgezogen. Achtzig aber von denen vornehmsten Bürgern eileten alsbald zu Fuß auf diesen heiligen Gnaden-Ort zu der glorreichen Obsiegerin ihrer Feinde mit Überreichung eines Fahnes, auf welchem die Bildniss Mariae die Stadt mit ihrem Mantel bedeckende abgemahlet ware.“

Auf Veranlassung Friedrich d. Gr. untersagte am 21. November 1754 der Breslauer Bischof Philipp Fürst Schaffgotsch der Geistlichkeit seines Bezirkes alle Auslandswallfahrten.

Am 22. Juli 1757 wurde von der Breslauer Kriegs- und Domänen-Kammer ganz allgemein verfügt, „daß alle Wallfahrten außer Landes und besonders bey jezigen Kriegerischen Zeiten, da sie Anlaß zu allerhand Unfug und falschen Gerüchten geben können, indistincte verboten und untersaget seyn sollen“.

Ein knappes Jahr später, am 2. Juni 1758, erging ein abermaliges Verbot: „Da wir nun mehr als zu viel überzeuget sind, daß dergl. Wallfahrten, besonders bey jezigen Kriegesläufen, außer dem verderblichen Müßiggang, Geldversplitterungen und versäumnis der häußlichen Geschäfte, zu allerhand Unfug, verbreitung falscher Gerüchte, Connexion mit denen Deserteurs und aufzärtigen Espinos Anlaß geben“. Trotzdem zogen die Gleiwitzer Bürger noch im gleichen Monat ungehindert nach Czenstochau und Steuerrat Eger, der Nachfolger v. Wasmer's im 7. Departement, erhob auch keinen Einspruch gegen die Entnahme der 10 Reichstaler aus der Kämmereikasse.

Eigenartigerweise genehmigte die Kammer auch in den kommenden Jahren die Einstellung dieses Beitrages in den Etat. Allerdings kam es zu keiner Auszahlung mehr, wenn auch die Wallfahrten zunächst noch regelmäßig erfolgten. Im Jahre 1763 ersucht Erzpriester Joseph Hennet die Kammer um die Erlaubnis, die bisher für die Prozession aufgelaufenen 40 Reichstaler zur Reparatur der Pfarrkirche verivenden zu dürfen, ebenso für die Dauer des Verbotes jedes Jahr die vorgesehenen 10 Taler. Der Magistrat befürwortete das Gesuch; ob dem Antrag aber stattgegeben wurde, wissen wir nicht.

Am 7. Oktober 1762 wurde das bestehende Verbot der Auslandswallfahrten wiederholt. Auch der am 15. Februar 1763 geschlossene Friede zu Hubertusburg brachte den Gleiwitzer Bürgern nicht die gewünschte Aufhebung desselben. Ganz im Gegenteil wurde es unter dem 10. Mai 1763 und 19. Juni 1764 erneuert und verschärft. Die an jetztgenanntem Tage erlassene Königl. Verordnung, die scharfe Strafen androhte, hatte folgenden Wortlaut:

„Ohnerachtet das Wallfahrten außer Landes durch verschiedene Generalia ernstlich verboten worden, so findet sich dennoch, daß solchen Inhibitoris keine Folge geleistet wird, obchon es im Lande selbst nicht an Gnaden-Bildern, so mit eben derselben Kraft begabet sind, fehlet. Wir sind dahero nöthig, die ergangene dießfällige Generalia hiedurch zu renoviren, und setzen hiemit fest, daß Niemand, er sey wes Standes et

wolle, vergleichene Wallfahrten außer Landes unternehme, widrigenfalls derjenige, so diesem Verbot entgegen handelt, auf den Contraventions-Fall, daßfern er des Vermögens, mit 50, 100, auch mehr spec. Ducaten Strafe belegt, derjenige von Bürger- und Bauerstande hingegen, welcher durch Geldstrafen nur enervirt wird, mit 4 wöchentlicher Festungs-Strafe belegt werden soll.

Ihr habt diese Verfügung überall in den Städten Eurer Inspection publiciren, und durch die Zoll-Bereuter fleißig auf die Contraventiones, besonders auf denen Gränzen vigiliren zu lassen, massen der Denunciant jedesmal den 4ten Teil der Geldstrafe haben soll.

Im übrigen ist denen catholischen Pfarrern aufgegeben worden, dieses neuerliche Circulare von Monath zu Monath von den Canzeln abzulesen, und selbst für ihre Gemeinden zu repondiren, daß solches Inhibitoriale nicht überschritten werde, auch da ihnen vergleichene inhibirte Wallfahrten nicht unbekannt seyn können, sofort denen Land- und Steuer-Räthen von den Contraventionen mit Manifestation der Contravenienten Anzeige zu thun, widrigenfalls ein solcher Parochus sofort ab officio removiret; und dem Befinden nach mit einer nahmhaften Geld- oder empfindlichen Leibesstrafe belegt werden sollte. Ihr aber habt dieses überall zu publiciren und auf den Effect zu halten."

Am 30. April 1765 erging noch einmal eine besondere Verordnung an die Geistlichkeit, worin jedem Geistlichen die sofortige Entfernung vom Amt angedroht wurde, der Auslandswallfahrten nicht verhindere oder anzeigen. Ein weiteres allgemeines Verbot brachte noch der 21. Juni 1766. — Die Zähigkeit, mit der die damaligen Oberschlesiier an Czenstochau festhielten, entbehrt leider nicht des politischen Beigeschmacks.

Inzwischen war es den Grafen von Gatschin in Bytrowa nach jahrzehntelangen vergeblichen Bemühungen doch gelungen, die Franziskaner auf dem Annaberge bei Leschnitz zur Betreuung der im Jahre 1700 daselbst errichteten Kalvarie zu bewegen. Bald nach der feierlichen Eröffnung, die am 14. September 1764 vor sich ging, strömten die Gläubigen aus allen Teilen Oberschlesiens zu der neuen Gnadenstätte. Nur die Gleiwitzer scheinen sich zunächst ablehnend verhalten zu haben. Erst 4 Jahre später trafen die ersten Wallfahrer aus Gleiwitz in Annaberg ein, und zwar mit einer Prachtentfaltung, wie bis dahin noch keine andere Prozession.\*). Die Führung hatte der Erzpriester Joseph Henner selbst übernommen, der, im schroffen Gegensatz zu seinem Vorgänger, ganz auf Seiten der Preußen stand.

\*) P. Chrysogonus Reisch, Geschichte des St. Annaberges in Oberschlesiien. Breslau 1910, S. 90.

Den Gedanken, nunmehr auch die Gelöbniswallfahrten nach Annaberg zu richten, wies man zunächst noch von sich; man hoffte immer noch, eine Freigabe von Czenstochau durchzusetzen. Die gemeinsamen Wallfahrten dahin hatten zwar unter dem Druck der gegebenen Verhältnisse längst aufgehört, aber die einzelnen Bürger blieben der alten Gewohnheit treu. So bringt der Polizeibürgermeister Schwürz, der lange genug beide Augen zugedrückt hatte, am 9. Juli 1770 33 Personen zur Anzeige, die am 29. Juni wieder ohne Paß nach Czenstochau gegangen waren. Diese Maßnahme blieb sicher nicht ohne Wirkung und dürfte ein erneutes Verbot Friedrichs d. Gr. vom 18. April 1771 die Gleiwitzer kaum noch betroffen haben.

Am 23. März 1783 machte der Breslauer Kammerkalkulator Friedrich Albert Zimmermann dem Gleiwitzer Magistrat Mitteilung von der beabsichtigten Ausdehnung seiner „Beiträge zur Beschreibung von Schlesien“ auch auf Gleiwitz. Die gleichzeitig erbetenen Unterlagen wurden von dem Rats-Kanzlisten Johann Gottlieb Kusche, einem bekannten Bielschreiber, der vorher Amanuensis (Schreiber) bei den Advokaten Roesner in Brieg gewesen war, zusammengestellt. Selbstverständlich beschäftigte sich Kusche dabei auch mit den Vorgängen von 1626/27. Er schreibt: „Als 1626 werden die Bürger durch den feindlichen Einfall des Königs von Schweden in Schlesien beunruhigt. Sie erfuhren solches durch den Dänischen Heerführer Mansfeld und entschlossen sich gegen den Feind mit aller Tapferkeit zu streiten. Sie rüsteten sich dahero aufs beste, besorgten alles was zu ihrer Vertheidigung nöthig war, befestigten die Thore, und räumten alles was ihrer Gegenwehr hinderlich sein konnte, aus dem Wege, brannten dahero die eine Vorstadt ab, und waren mit aller Standhaftigkeit bereit, den Feind zu empfangen. Endlich näherte er sich der Stadt und fand den härtesten Widerstand. Der Feind versuchte alle möglichen Vortheile, wollte die Stadt mit Sturmäufen einnehmen, aber nichts konnte er ausführen, zuletzt wollte ein besonders kühner Anführer (es soll ein gewisser General Müller gewesen sein) das Stadthor erbrechen, wurde aber mit einer Musketenfugel von den Bürgern getötet, und das Corps mußte mit Schimpf und Verlust an Mannschaften zurückziehen. So glücklich aber auch dieser Vorgang von Seiten der Stadt ausfiel, so war doch ihr Schaden beträchtlich. Es war sowohl die eine Vorstadt in Asche gelegt, als auch von den Schweden alle vorstädtischen Gärten ruiniert worden.“

Es ist ein unglaubliches Zeug, daß der kaum 26 jährige Kusche, der doch in diesem Falle kein freier Schriftsteller, sondern Magistratsmitglied war, sich hier zusammenreimte. Veranstalter des Kriegszuges war bei ihm der König von Schweden; Graf Mansfeld erscheint lediglich als Warner. Die Bürger brannten selbst eine ganze Vorstadt nieder; die zweite ließen

sie stehen und wurde diese sonderbarerweise auch vom Feinde verschont. Kusche kennt auch den Namen des schwedischen Generals, er nennt ihn Müller; natürlich wird er von Kusche auf der Stelle erschossen.

Zum Ruhme Zimmermanns muß festgestellt werden, daß er wenigstens aus den Schweden wieder dänische Truppen gemacht hat; alles andere wurde von ihm leider wortgetreu übernommen. Er glaubte sich zum mindesten in den Einzelheiten auf die amtlichen (!) Angaben verlassen zu können.\* — Das Zimmermann'sche Werk ist später häufig als Quelle benutzt worden.

Gleichzeitig mit dem Magistrat war auch das hiesige Franziskanerkloster um Unterlagen angegangen worden, doch auch von ihm bekam Zimmermann nur belanglose und unkontrollierbare Dinge zu hören. Allem Anschein nach hatten sich die Patres mit Kusche, der trotz seines evangelischen Glaubens gleichzeitig Fürstbischöflicher actuarius commissionis des Lüchener Haltes war, vorher besprochen. Ihre Mitteilungen wurden in lateinischer und deutscher Sprache gemacht. Die deutsche Übersetzung des von der Belagerung handelnden Teils lautete:

„Zur Zeit des schwedischen Kriegs ist dieses Kloster ganz unbeschädigt geblieben. Denn obschon die Einwohner zu Gleiwitz, nachdem sie durch die Ankunft des dänischen Heerführers Mansfeld im Jahre 1626 den feindlichen Einfall des Königs von Schweden in Schlesien erfahren hatten, bestimmt waren, tapfer wider den Feind zu streiten, auch deswegen sich zu einer treuen Gegenwehr rüsteten, und alles, was zu ihrer Vertheidigung nötig war, anzuschaffen sich bestrebten, wie auch die Wälle, Mauern, und Stadthore fleißig befestigten, und alles was ihrer Gegenwehr hinderlich schien, aus dem Wege räumten, auch zu diesem Ende, die ganze ziemlich weitläufige Vorstadt, welche mit verschiedenen Gebäuden versehen war, abbrannten, so ist doch dieses holzerne Clostergebäude samt der Kirche frey, und unversehrt geblieben, und von dem Feinde nicht beschädigt worden.“

Auch die Geistlichen selbst, die sich damals noch im Closter befanden, haben von den Feinden keine Unbill erlitten. Im Gegentheile haben selbst einige schwedische Officire, welche plötzlich ins Closter kamen, die darin befindlichen Geistlichen gewarnt, daß sie sich an einen sicherer Ort begeben möchten, ehe die Soldaten ankommen, und sie überfielen. Hierauf haben sich die Franziskaner sogleich unter die Stadtmauer begeben, woselbst sie von den Bürgern mit Stricken sind in die Stadt gezogen worden. Hier blieben sie solange, bis die Stadt vom Feinde verlassen

\*) Zimmermann, Beyträge zur Beschreibung von Schlesien. Zweyter Band, Bieg 1783, S. 365 ff.

wurde. Denn wie sich der Feind den Mauern näherte, so wurde derselbe von den Bürgern so hart empfangen, daß sich das ganze Corps, nachdem einige davon erschlagen, und besonders ein vorzüglich führer Anführer, welcher das Stadthor erbrechen wollte, mit einer Musketenfuge getötet worden, mit Schimpfe zurückziehen mußte.“

Der von dem betreffenden Schreiber zur Befräftigung der Wahrheit seiner Ausführungen gebrachte Vermerk, daß es sich um Auszüge aus alten Klosterschriften handele (Extractus ex libris Conventus Glicicensis P. P. Franciskanorum), auf den Zimmermann leider hereingefallen ist, wird schon dadurch widerlegt, daß er von 1626 als der Zeit des schwedischen Krieges spricht und Mansfeld Kunde von dem Einfall des Schwedenkönigs in Schlesien bringen läßt. Alle Nachrichten, die die Belagerung von Gleiwitz mit den Schweden in Zusammenhang bringen, sind bestimmt erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts aufgetreten. Vorher wäre die Verzähnung solch geschichtlichen Unsinns unmöglich gewesen.

Die Fertigstellung des neuen Rathausturmes im Jahre 1789 gab dem Magistrat Veranlassung, in den Turmknopf eine kurze Geschichte der Stadt einzulöten. Diese wurde ebenfalls von Kusche geschrieben und enthält, wie aus einer zurückbehaltenen Abschrift zu ersehen ist, bezüglich der Belagerung nichts Neues. Dagegen ist folgende Feststellung nicht ohne Interesse:

„Es befand sich um die Stadt ein Wall, welcher aber vor 15 Jahren zu Gärten angelegt und an verschiedene Einwohner verkauft worden“. Die Abtragung des Walles ist also um das Jahr 1774 herum erfolgt. Schade, daß die Stadt damals nicht den Weitblick besaß, das Gelände für sich zu behalten. Als der Knopf im August 1842 wieder abgenommen wurde, war die betreffende Urkunde schon vollkommen vermodert.\*)

\*) Allgemein war man in Erwartung, was der ungeheuer große Knopf enthalten werde. Es hatte sich demnach am 5. August gegen 10 Uhr des Morgens eine große Menge Volk eingefunden, um Zeuge von der Abnahme und dem Funde zu sein. Gegen  $\frac{3}{4}$  11 wurde an einem Seile der Knopf herabgelassen, es war an einem Freitage; der an diesem Tage anstehenden Session wohnten bei der Bürgermeister Nerle und die Raths-herrn Peter Wodiczka und Gustav Neumann. In Gegenwart dieser städtischen Beamten und vieler Bürger wurde der alte kupferne, mit Schrauben verschlossene Knopf erwartungsvoll geöffnet. Wie sehr erstaunten aber alle, als der Inhalt sich lediglich auf die Überbleibsel eines vom Roste zerstörten eisenblechernen Kästchens, die nebenbenannten Münzen, einer wolligen Masse — wahrscheinlich die vor 53 Jahren niedergestellte eingelegte Urkunde — auf welcher aber auch nicht eine Spur von Schrift zu erkennen war und ein an den Rändern verziertes, über 3 Zoll hohes und 2 Zoll breites Metall-Schild, auf welchem die Worte eingestochen waren:

Ey So Mus ich auch Hinein und Solt ich gleich der letzte Seyn.  
Augustin Wolff, Gürler Maister. Glaywitz den 13. July 1789  
beschrankte. Die sämtlichen Gegenstände wurden in Verwahrung genommen und sind beim Aufsehen des neuen Thurm Knopfes in die in den Knopf gelegte gläserne Büchse mit verschlossen worden; sie befinden sich in dem Päckchen mit der Aufschrift: Inhalt des Rathausturmknopfes aus dem Jahre 1789.“

[Stadtarchiv Gleiwitz.]

Am 28. Juli 1791 weilte der Breslauer Schultektor Johann Gottlieb Schummel in Gleiwitz. Im nächsten Jahre schilderte er in einem Buche, betitelt „Schummels Reise durch Schlesien im Julius und August 1791“ auch seine Eindrücke in Gleiwitz, woraus wir folgende Stelle entnehmen: „Wir besahen in der Geschwindigkeit die Pfarrkirche, die recht hübsch ist, und worin mir besonders ein Gemälde auffiel, welches die bekannte Geschichte vorstellt, wie die Gleiwitzer Weiber im dreißigjährigen Kriege, in Ermangelung des Pulvers, die Schweden mit gekochtem Hirse, beschießen, und glücklich abtreiben. Warum hat denn noch kein schlesischer Bürger dies Thema in einer Romanze bearbeitet, da doch die Weiber zu Gleiwitz wohl eben so viel werth sind, als die Weiber von Weinsberg!“

Das bekannte Gemälde in der Pfarrkirche, das diesem Jahrbuch als Titelbild beigegeben ist, wird hier zum erstenmal erwähnt. Seine Entstehung wird kaum vor dem Jahre 1700 anzusehen sein,\* ) sonst hätte es Sobel bestimmt mit angeführt. Am unteren Rande befindet sich eine Zeile Schrift, die zu 2, vielleicht gar zu 3 verschiedenen Seiten hergestellt ist. Sie lautet: PT Glivici EX Antiquitate — Renovavit A. D. 1779. Die 30. Julii — Renov. A. D. 1886. F. Winter Breslau.“ Das Stadtbild stimmt mit einer im Oberschlesischen Museum befindlichen alten Fahne überein, dagegen ist dort die Darstellung der Jungfrau Maria eine wesentlich andere. (Siehe Tafel X.)

Die von Rektor Schummel angeregte dichterische Behandlung der Legende von der Tapferkeit der Gleiwitzer Frauen sollte nach wenigen Jahren ihre Verwirklichung finden. Ein evangelischer Theologe, Johann Christian Opitz, geb. 1763 in Breslau, gestorben 1834 als Pastor in Festenberg, vollbrachte das Werk. Er scheint, ebenso wie Schummel, Beziehungen zu der Familie Elsner in Gleiwitz gehabt zu haben. Die Veröffentlichung erfolgte 1819 im 3. Bande der von Fischer und Studart herausgegebenen „Zeitgeschichte der Städte Schlesiens“ auf Seite 133. Wegen der Länge dieses Gedichtes wird vor einer Wiedergabe an dieser Stelle abgesehen.\*\*) )

Jahrzehntelang fühlte sich die Gleiwitzer Bürgerschaft in der Erfüllung des von ihren Vorfahren gegebenen Gelübdes behindert. Ihr Hoffen auf eine Aufhebung des Verboes der Wallfahrt nach Czenstochau war vergebens gewesen. So fasste man endlich 1795 auf Betreiben des Erzpriesters Pelikan schweren Herzens den Entschluß, den gemeinsamen

\*) Um dieselbe Zeit dürfte auch die aus Sandstein gefertigte und vergoldete Marienfigur am Rathaus entstanden sein.

\*\*) Das Gedicht ist des öfteren abgedruckt worden und auch bei Nietzsche a. a. O. S. 173 ff zu finden.



Altes Kirchenfahnenbild im Oberschlesischen Museum Gleiwitz,  
die Belagerung durch die Dänen darstellend



Besuch des hochberehrten Bildes auf der Jasna Góra endgültig aufzugeben und die seit einer Reihe von Jahren in Aufnahme gekommenen Wallfahrten nach St. Annaberg als Ersatz dafür anzusehen. Als regelmäßigen Wallfahrtstermin bestimmte man den Sonntag nach dem 21. August. Die 10 Taler aus der Kämmereikasse wurden sofort wieder zur Verfügung gestellt und von 1796 an ununterbrochen gezahlt.

Im Jahre 1804 setzte man die Wallfahrt aus einem unbekannten Grunde 1 Woche früher an. Da auf diesen Tag aber der Mariae-Himmelfahrt-Jahrmarkt fiel, erfolgte sofort ein Einspruch des Magistrats, der dabei einen über alles Erwarten schroffen Ton anschlug. Man spürt noch heute den Grimm der Herren Magistratalen ob der beabsichtigten Hintansetzung städtischer Belange, wenn man liest, was sie sich in dieser Angelegenheit gegenseitig zu berichten hatten. Der Herr Stadtkämmerer Franz v. Waltierer schrieb: „Wenn umstehendem Decreto nicht genüget wird, so zahle ich keinen Groschen, und muß nach meiner Meinung diese Prozession, die ohne dies nicht aus Andacht, sondern bloß zum Vergnügen geschiehet, unterfragt und schlechtedings nicht stattfinden“. Und der Herr Polizeibürgermeister Isidor Bauer, der Jugendfreund des nachmaligen Kardinals Dr. Knauer fügte hinzu: „Ich trete vorstehender Meinung des Herrn Collegen bei und ich glaube, daß es noch nötig sein würde, auch den Scholzen auf den Cämmereidörfern verbitten zu lassen, daß keine Fuhren zu diesem Behuf verabfolgt werden dürfen“.

Die Entrüstung war indessen vollkommen überflüssig, denn am nächsten Tage beantragten die „Repräsentanten“ selbst die Verschiebung der Wallfahrt auf den alten Termin.

1809 wurde die Stadtfahne erneuert und bei dieser Gelegenheit auf der Rückseite wieder das Bild des Erzengels Michael angebracht, wie dies ursprünglich schon der Fall gewesen war. Den Anlaß zu der Änderung scheinen diesmal die kriegerischen Erlebnisse in den Unglücksjahren 1806 und 1807 gegeben zu haben.

Eine bedeutende Erschwernis der Wallfahrten brachte der 30. Mai 1816, an welchem Tage durch eine Verfügung des Oberpräsidenten Merkel angeordnet wurde, daß von nun an die Teilnehmer an Inlandswallfahrten ebenfalls im Besitz eines Reisepasses sein müßten. Ferner wurde verlangt, daß jeder Wallfahrtzug von einem „in der Seelsorge angestellten, von dem Herrn Bischofe oder dem betreffenden Decanate mit besonderem Auftrage versehenen Geistlichen“ selbst zu führen sei. „Dahingegen werden Privat-Wallfahrten und Prozessionen, bei denen nicht übernachtet wird, nicht erschwert werden“. Diese Bestimmungen wurden angeblich getroffen,

„um Unordnungen sowohl in sittlich-religiöser als in polizeilicher Beziehung vorzubeugen“.\*). Am 29. Juli 1917 wurde diese Verordnung erneuert, desgleichen auch am 2. September 1828 und am 26. April 1836.

Im Jahre 1828 bekam die Stadt Gleiwitz ein eigenes Blättchen. „Der Oberschlesische Wanderer“, so hieß die neue Errungenschaft, brachte in seinen ersten Nummern auf S. 129 ff eine kurze Geschichte der Stadt, worin wieder von Schweden, von Pech und von tochender Hirse die Rede ist.

Inzwischen hatte man begonnen, das Schindeldach der Pfarrkirche gegen ein solches aus Flachwerk auszutauschen. Gleichzeitig war die bisherige hohe Dachneigung von  $60^{\circ}$  auf  $45^{\circ}$  herabgesetzt worden. Am 28. September 1830 konnte auf dem mittleren Türmchen der Knopf aufgesetzt werden, in den man vorher eine Geschichte der Stadt gelegt hatte. Zu den bisherigen Fehlern sind hier neue hinzugekommen.

In den letzten Jahren waren Streitigkeiten darüber entstanden, wer eigentlich zum Empfange der 10 Taler Wallfahrtszuschuß berechtigt sei. Da der Magistrat mit dem damaligen Pfarrer Thalherr im ewigen Streite lebte, wählte man zur Klärung der verwickelten Sachlage die zeitgemäße Form der Veröffentlichung durch die Presse. In Nr. 32 des Oberschlesischen Wanderers von 1830 ist zu lesen:

#### Bur Nachricht.

Da schon früher Differenzen entstanden sind, ob und wer diejenigen 10 Rthlr. zu beziehen hat, welche jährlich aus der Kämmerei-Kasse zur Wallfahrt der hiesigen Bürgerschaft nach St. Annaberg gezahlt werden, so machen wir zur allgemeinen Kenntnis hierdurch bekannt:

dass diese 10 Rthlr. ausdrücklich nur zur Bezahlung der baaren Auslagen, welche die Bürgerschaft bei der erwähnten Wallfahrt unumgänglich nötig hat, verwendet werden sollen und dass dieses Jahr die 10 Rthlr. an die Wallfahrts-Führer Herrn Rothgerbermeister Carl Boditzka und Schmiedemeister Jos. Dolansky heute aus der Kämmerei-Kasse bezahlt worden sind.

Gleiwitz, den 10 August 1830

Der Magistrat.

Im nächsten Jahre wurden wegen Choleragefahr sämtliche Wallfahrten innerhalb des Regierungsbezirks Oppeln verboten. Die 10 Taler kamen nach 35 Jahren zum erstenmal nicht zur Auszahlung.

Mitte der dreißiger Jahre erschien ein wenig beachtetes Buch, betitelt: „Das Mädchen von Gleiwitz, Roman aus der Schwedenzeit.“ Als Verfasser

\*) Amts-Blatt der Königlichen Oppelnschen Regierung 1816, S. 100.

zeichnete ein gewisser Adolf Häniß. Wenn dieses Werk als rein literarisches Erzeugnis hier dennoch Erwähnung findet, so geschieht es aus dem Grunde, weil es alsbald nach Erscheinen von dem Dramatiker J. Sintram als „Romantisches Schauspiel in 5 Abtheilungen für die Bühne frei bearbeitet“ worden ist. Am Donnerstag den 1. Juni 1837 wurde von der damals in Gleiwitz weilenden Vogt'schen Schauspieler-Gesellschaft auch dieses Stück aufgeführt. Die vom Herrn Direktor allerorts zum Anschlag gebrachten Plakate verkündeten unter anderem folgendes:

„Um den edlen Bewohnern, in und um Gleiwitz, eine, aus der hiesigen Chronik entnommene Geschichte auf der Bühne zur Anschauung zu bringen, habe ich keine Kosten gespart, die Erzählung „das Mädchen von Gleiwitz“ in die Scene setzen zu lassen. — Da es einem Zeden erfreulich seyn muß, eine zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, als der schwedische Feldherr Graf Mansfeld Gleiwitz belagerte, sich zugetragene Begebenheit in der Darstellung zu erblicken, so kann ich mit Gewissheit Einem Hochberehrten Publikum einen recht genügenden Abend versprechen, zumal die Bearbeitung dieses Stücks gelungen, und die darin vorkommenden Charaktere gut gezeichnet sind. — Ich glaube daher mit Zuversicht einem gütigen Besuche entgegen sehen zu können. — Das Stück spielt theils im Lager der Schweden bei Gleiwitz, theils in der Stadt selbst.“

Die Bürgerschaft strömte zur Vorstellung. Ihr geschichtlicher Sinn dürfte davon kaum wesentlich belebt worden sein; dagegen zeigten sich Auswirkungen ganz unerwarteter Art. So gab es bald nur noch wenige alteingesessene Familien in Gleiwitz, denen nicht in der Jugend von einem alten Großvater erzählt worden war, daß er selbst bei der Belagerung dabei gewesen wäre und diese oder jene Heldentat selbst verrichtet hätte. Daß diese Großväter alle ein Alter von 180—200 Jahren hätten erreicht haben müssen, tat absolut nichts zur Sache. Sogar eine Enkelin des Mannes, der den von dem Stadtkanzlisten Kusche erfundenen oder aus der Geschichte von Czestochau übernommenen schwedischen General Müller erschossen hatte, soll sich gemeldet haben. Die bisherigen Rüstfäulen wurden zu Schwedenfäulen. Ehemalige Befrönungen alter Pfeiler, selbst in den unglaublichesten Dimensionen, wurden zu Schwedenfugeln.\*). Auch einigen Fehlgüssen von Geschossen der Königlichen Eisengießerei aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, die auf irgend eine Weise aus dem Hüttenhof herausgelangt waren und denen der Rost bereits ein ehrwürdiges Alter verliehen hatte, wurde diese Ehre zuteil. Ungezählte schwedische Hufeisen und andere Erinnerungszeichen wurden gefunden. Die Rüstungslöcher in

\*) Auch das Oberschlesische Museum bewahrt „Schwedenfugeln“ auf, die bei näherem Zusehen ihre frühere friedliche Zweckbestimmung deutlich erkennen lassen.

den Mauern der Pfarrkirche rührten plötzlich von schwedischen Kugel Einschlägen her. Eine Bodenwelle bei Alt-Gleiwitz wurde sogar zur Schwedenschanze erklärt; Mansfeld sollte den gigantischen Plan gefaßt haben, diesen Wall bis in die Gegend nördlich von Petersdorf zu verlängern, das Wasser der Kłodnitz anzustauen und das widerspenstige Gleiwitz mit Mann und Maus zu ertränken. — Jedemfalls ist alles das, was seitdem über die Belagerung noch erzählt und geschrieben worden ist, im geschichtlichen Sinne wertloses Zeug.

Bei Gelegenheit der am 29. Juni 1838 erfolgten Einweihung der an der Nikolaistraße stehenden Trinitatiskirche wurde unter dem Altarstein in einem länglichen Kupferkasten wieder eine Geschichte der Stadt eingemauert. Die Schilderung der Belagerung 1627 weicht von der Darstellung im Knopf des Türmchens in der Mitte der Pfarrkirche nur unweesentlich ab. Die Ratiborer Vorstadt wird hier ausdrücklich als diejenige bezeichnet, die die Bürger selbst abgebrannt haben sollen.

In den verschiedenen Schilderungen der Belagerung, die der Magistrat im 18. und 19. Jahrhundert anfertigte, wurde auch nicht einmal die fromme Mähr von der Erscheinung der Gottesmutter aufgenommen, dagegen sind alle anderen Erzählungen immer ausgiebig verivertet worden.

Das Schlesische Kirchenblatt vom 4. September 1841 brachte einen Aufsatz, der mit Lagy unterzeichnet ist und der sich mit der Gelöbniswallfahrt der Gleiwitzer beschäftigt. Lagy schildert auch deren Hergang von 1841, woraus wir ersehen, daß im Laufe der verflossenen 86 Jahre kaum wesentliche Aenderungen eingetreten sind. Er schreibt:

„Freitag den 13. August mit Anbruch der Morgenröthe strömten zahlreiche Scharen von Pilgern aus der Stadt und den umliegenden Ortschaften in die Pfarrkirche, wo sie nach einer feierlichen hl. Messe und kurzen Anrede mit himmlischem Brote auf die Pilgerreise gestärkt wurden und vom Herrn Pfarrer den kirchlichen Segen empfingen. Bei feierlichem Klang der Glocken erhoben sich die Fahnen, jene mit dem Bilde der die Stadt Gleiwitz schützenden Mutter Gottes an der Spitze. Hinter diesen wallten sechs Jungfrauen in blendend weißen Kleidern und mit brennenden Kerzen in der Hand, welche allemal aus der Zahl der Bürgertöchter gewählt werden. Ihnen folgten vier Bürgerfrauen, gleichfalls mit schneeweißen Kleidern angethan und die Statue der heiligen Anna tragend. Diesen wiederum vier Bürger, festlich geschmückt, mit der Statue des Erlösers. An sie schloß sich das Musichor an, welches, trotz der geringen Belohnung, alle seine Kunst zur Verherrlichung der Feierlichkeit mit sichtbarem Entzücken aufbietet; hat sich doch diesmal ein Mitglied sogar

von einer gefährlichen Unpäßlichkeit nicht zurückhalten lassen, welcher Eifer für die Ehre Gottes gewiß alle Anerkennung verdient. Endlich folgte der die Prozession führende Geistliche, begleitet vom Herrn Ortspfarrer und dem Kreisbürger, um welche sich die übrigen Pilger scharten.

Bis in die Vorstadt ging der feierliche Zug. Dort trennten sich die Scharen. Rührend war der Abschied der Pilger von den Zurückbleibenden. Viele Freudentränen flossen. Was auf St. Annaberg vorging, weiß jeder Christ. Ich habe daher nicht nöthig, mich darüber auszulassen.

Nach Beendigung der Feierlichkeiten auf St. Annaberg traten die Pilger den Rückweg an und trafen am 16. August gegen Abend in der Vorstadt von Gleiwitz ein. Die Geistlichkeit empfing sie dort mit einer unzählbaren Schaar der Einwohner und führte sie in derselben Ordnung, wie sie ausgegangen waren, in die Kirche zurück, wo sie in einer Anrede bewillkommen wurden und nachher vom Herrn Pfarrer den Segen empfingen“.

1841 gab es in Gleiwitz noch keine Eisenbahn. Ferner war inzwischen der Mariae-Himmelfahrt-Jahrmarkt auf einen Wochentag verlegt und die Wallfahrt um eine Woche früher angesetzt worden.

Lagy geht auch auf den Ursprung der Gelöbniswallfahrt, die Belagerung von Gleiwitz ein. Er verlegt diese in den Herbst 1627 und nennt als Feind ebenfalls die Schweden; beides Beweise dafür, daß seine ortsgeschichtlichen Kenntnisse recht mangelhaft waren. Daß die Gelöbniswallfahrt nach dem Verbot von Czenstochau zunächst nach Pschow unternommen worden wäre, ist ausgeschlossen. Einzelne Leute mögen wohl in Pschow Ersatz für Czenstochau gesucht haben, nicht aber die Bürgerschaft für ihre Gelöbniswallfahrt. Sonst wären, da Pschow ja im Inlande lag, die von der Kriegs- und Domänenkammer für diesen Zweck genehmigten 10 Taler aus der Kämmereitasse gezahlt worden. Das war aber bestimmt nicht der Fall.

Bemerkenswert ist auch noch folgender Abschnitt des Lagy'schen Aufsatzes:

„Auch haben die Vorfahren zur leichteren Erhaltung dieser frommen Wallfahrt eine Fundation gegründet, aus welcher dem jedesmaligen die Prozession anführenden Geistlichen eine gewisse Summe gezahlt wird; und auf mehreren Grundbesitzern lastet die Verpflichtung, alljährlich 4 Wagen zur Aufnahme des Kirchenpersonals zu stellen. Gleichwohl müssen Sammlungen veranstaltet werden, um alle Kosten zu bestreiten, welche um so bedeutender sich vermehren, je herrlicher sich von Jahr zu Jahr die Prozession entwickelt.“

Mit der Fundation ist zweifellos der von der Breslauer Kriegs- und Domänenkammer genehmigte Beschuß von 1744 gemeint, alljährlich aus der Kämmereikasse einen Wallfahrtszuschuß von 10 Taler zu leisten. Von einer auf mehreren Grundbesitzern lastenden direkten Verpflichtung, alljährlich Wagen zur Aufnahme des Kirchenpersonals zu stellen, wissen wir dagegen nichts. Diese Fuhren dürften vielmehr jedesmal vom Magistrat besonders gestellt worden sein. Schon vom Ende des 17. Jahrhunderts an ist die auf den sogenannten Freigütern ruhende Verpflichtung bekannt, der Kämmerei alljährlich auf besondere Anordnung „auf 10 Meilen Entfernung einen Wagen mit Leitern und Flechten und 2 Pferden“ kostenlos zu stellen. Den Hafer für die Pferde und die Beköstigung des Knechtes bezahlte die Kämmerei. Von diesen Fuhren wurden nach dem Protokoll vom 13. und 14. Juni 1729 (Siehe S. 134) einige für die Wallfahrt bestimmt. Wahrscheinlich hat man immer dieselben Besitzer herangezogen, aus welchem Umstände Lary ein Gewohnheitsrecht hergeleitet zu haben scheint. Diese Verpflichtung ist, zusammen mit anderen Reallasten, wenige Jahre später zur Ablösung gelangt. Einige Fuhrwerksbesitzer sind dann allerdings noch freiwillig weiter gefahren.

Im Jahre 1874 wurde die Wallfahrt zum letztenmal verboten und zwar wieder wegen herrschender Choleragefahr. Die 10 Taler wurden trotzdem anstandslos ausgezahlt, „weil die Vorbereitungen zur Prozession sämlich getroffen und die Kosten entstanden waren, als das Verbot eintraf“.

Der Annahme von Reisch,<sup>\*)</sup> daß es sich bei dem Verbot selbst schon um eine katholikenfeindliche Kulturfämpfmaßnahme der Regierung gehandelt habe, vermögen wir im Hinblick auf die sehr bedeutslichen Krankheitsscheinungen in Gobulla-Hütte und Groß-Stein nicht beizutreten.

1875 sollte das letzte Jahr sein, in dem die Stadt den Wallfahrtszuschuß leistete. In gewohnter Weise zogen die Katholiken am Freitag den 13. August nach St. Annaberg und als sie zurückkehrten, hatte die Stadt ein neues Oberhaupt: Kreidel. Am Vormittag des 16. August war dieser durch den Landrat Grafen Strachwitz in sein Amt eingeführt worden und am Abend desselben Tages, es soll die erste Amtshandlung Kreidels gewesen sein, war die gesamte Polizei zur Einholung der heimkehrenden Wallfahrer auf den Beinen. Das Amtsblatt der Oppelner Regierung vom 13. August hatte eine Verordnung gebracht, deren § 1 kurz und bündig besagte: „Wallfahrtzüge und Prozessionen dürfen sich in geschlossenen Trupps oder in größeren Ansammlungen nicht auf den öffentlichen Straßen aufhalten oder bewegen“. Zu einem Einschreiten der Polizei ist es jedoch

<sup>\*)</sup> Reisch a. a. O. S. 393.

an diesem Tage, wohl in Unbetacht des guten Frühstücks vom Vormittag, erfreulicherweise nicht gekommen.

Dieses scharfe Verbot wurde schon am 4. Februar 1876 wieder aufgehoben, wenigstens insofern, als es sich um Wallfahrten handelte, „die sich nach Zeit, Ort und Form genau innerhalb der hergebrachten Grenzen bewegen“. Im übrigen ist zur Geschichte der Gleiwitzer Gelöbniswallfahrt in jenen stürmischen Jahren wenig Material vorhanden, weil die zwei Altenbände „Bürger- und Volksversammlungen“, welche die polizeilichen Wallfahrtssachen jener Zeit mit enthielten, vor etwa 3 Jahren vernichtet worden sind.

Jedenfalls setzte es Oberbürgermeister Kreidel schon im ersten Jahre seiner Amtstätigkeit durch, daß die herkömmliche Summe von 30 Mark (man war inzwischen zur Markrechnung übergegangen) nicht mehr in den Etat eingefügt wurde. Pfarradministrator Biernacki, der sich am 14. September 1876 persönlich um die Nachzahlung des „seit rechtsverjährter Zeit von der Stadtkommune Gleiwitz für die Gleiwitzer Prozession nach dem Sankt Annaberg gezahlten Beitrages“ bemühte, erzielte nicht den geringsten Erfolg. In dem Schreiben, das Biernacki unterm 21. September 1876 — I 5253 — erhielt, heißt es:

„... Zu dieser Streichung sind wir um so mehr berechtigt gewesen, als die in früheren Jahren von den gesetzlichen Vertretern der Stadt beliebte Aufnahme von Beiträgen der Commune zu den Kosten der Annaberger, früher Czenstochauer Prozession in den Stadthaushalt nach Maßgabe der uns zugänglichen Quellen keineswegs als Ausfluß einer der Stadt obliegenden rechtl. Verpflichtung, als vielmehr einer freiwilligen Liberalität der jedesmaligen städtischen Vertreter aufgefaßt werden kann und muß, ganz so wie in jedem Jahresetat des Stadthaushaltes nicht unbedeutende Summen als Beiträge zu allerlei frommen und milden Stiftungen, wie für die barmherzigen Brüderklöster in Pilchowitz und Bogutschütz, für Taubstummen- und Blinden- etc. Institute, Elisabethinerinnen und Diakonissen etc. aus reiner Liberalität der Stadtvorstellung ausgeworfen werden, ohne daß irgend eines dieser Institute aus einer, wenn auch Jahrzehntelang fortgesetzten Zahlung einen Rechtsanspruch darauf für die Zukunft herleiten könnte.“

Auch existiert vorliegenden Falle ein bestimmter Berechtigter überhaupt nicht, es müßte denn die — in den alten Quellen und Rechnungen öfters aufgeführte — Bürgerschaft von Gleiwitz sein, welche ihre gesetzlichen Vertreter lediglich in uns und in der Stadtverordneten-Versammlung besitzt. Glaubt irgend jemand anders einen Rechtsanspruch auf die Fort-

zahlung der qu. 30 M<sup>t</sup>. zu haben, so mag er versuchen, diesen im Wege der gerichtlichen Klage gegen die Commune geltend zu machen.

Aber auch eine moralische Verpflichtung für uns zur Weiterzahlung qu. 30 M<sup>t</sup>. als Beihülfe zu einer Prozession nach dem Annaberge vermögen wir in Uebereinstimmung mit der in aufgeklärten Kreisen heut allgemein herrschenden und selbst von sehr vielen römisch-katholischen Bischöfen aller Zeiten und Völker getheilten Ansicht, daß solche Prozessionen nicht nur in wirtschaftlicher Beziehung, sondern auch für die Kirche und wahren Glauben eher schädlich als nützlich wirken, nicht anzuerkennen, und lehnen deshalb es hiermit endgültig ab, qu. 30 Mark irgend wem auszahlen zu lassen oder wieder in den Etat aufzunehmen".

Das Schreiben hatte Oberbürgermeister Kreidel vorher in der Magistratsitzung besprochen. Ein Stadtrat, sein Name tut nichts zur Sache, der an dem Tage abwesend war, erhielt den Entwurf zur Kenntnis in seine Wohnung geschickt. Von dort kam er mit dem gewiß interessanten Zusatz zurück: „Damit einverstanden, insbesondere in Anbetracht der überwiegenden Mehrzahl der neu-katholischen Bevölkerung von Gleiwitz“.

Pfarradministrator Biernacki bestätigt am 9. Oktober 1876 das erhaltene Schreiben und teilt mit, daß er die angeführten Gründe als stichhaltig nicht anerkenne. „... und es wird zum Nachweise des Rechtsanspruches auf die Fortzahlung des qu. Beitrages der Weg der gerichtlichen Klage, worauf der Magistrat selbst hinweist, beschritten werden. Die weitere tendenziöse Motivirung der Ablehnung aus „moralischen Gründen“, namentlich dadurch, „daß solche Prozessionen für die Kirche und den wahren Glauben eher schädlich, als nützlich wirken“, hätte klugweise besser unterbleiben sollen, weil die Beurtheilung kirchlicher Angelegenheiten und die Sorge für die Reinerhaltung des wahren Glaubens sich der Competenz des Magistrats ganz und gar entzieht und lediglich vor das Forum der zuständigen kirchlichen Behörde gehört“.

In diesem Jahre waren 2 Arbeiterinnen, die an der Wallfahrt teilgenommen hatten, von ihrem Arbeitgeber entlassen worden mit dem weite Kreise verleugnenden Bemerk, sie könnten weiter hummeln gehen.\*)

1878 erneuerte Oberkaplan Buchali, 1881 Kaplan Baruba, beide in ihrer Eigenschaft als Wallfahrtsleiter, den Antrag auf Auszahlung der 30 Mark; immer vergebens. Die Herren waren dabei allerdings insofern im Unrecht, als sie die fragliche Summe als Teil ihres Einkommens forderten und die bisherige regelmäßige Abhebung durch die Wallfahrtsleitung als reine Gefälligkeitsfache bezeichneten. Dem widersprach nicht

\*) Oberschlesische Volksstimme vom 29. August 1876.

nur die Bekanntmachung vom 10. August 1830 im Oberschlesischen Wanderer (Siehe S. 146), sondern die ganze Geschichte dieses Beitrages. Den angekündigten Klageweg hatte Pfarradministrator Biernacki wider Erwarten nicht beschritten.

1886 erschien die lange erwartete Geschichte der Stadt Gleiwitz von Benno Nietzsche, die wohl den Vorgängen von 1626 und 1627 einen größeren Raum einräumte, im übrigen aber nichts weniger als Klarheit brachte. Als die Vorstadt, die von den Bürgern selbst abgebrannt worden sein soll, bezeichnet Nietzsche im Gegensatz zu den anderen Stadtchronisten die Beuthener Vorstadt.\*)

Im Jahre 1892 drohte im Groß-Strehlitzer Kreise noch einmal die Cholera. Am 3. September wurden auch wieder alle Wallfahrten nach dem Annaberge verboten; die Gleiwitzer traf dieses Verbot indessen nicht mehr, denn sie waren längst zurückgekehrt.

Auch später wurden die regelmäßigen Wallfahrten nicht mehr unterbrochen. Die Vorbereitungen trafen stets die einzelnen Innungen, die in ganz bestimmter Reihenfolge alljährlich abwechselten. Die Beihülfe von 30 Mark aus städtischen Mitteln wurde jedoch nicht mehr gezahlt. Im Sommer 1898 bemühte sich der katholische Kirchenvorstand noch einmal, den Magistrat von seinem ablehnenden Standpunkt abzubringen. Die Angelegenheit zog sich aber wieder in die Länge. Erst als der nachmalige Oberbürgermeister Miethe die Leitung der Stadt vertretungswise übernommen hatte, wurden Verhandlungen angebahnt und später von Oberbürgermeister Menzel durchgeführt. Unter 26. Juli 1901 wurde vom Kirchenvorstand eine Ablösung von 1000 Mark in Vorschlag gebracht, in welcher Summe die seit dem Jahre 1876 rückständigen Beihülfen in Höhe von 780 Mark mit einbezogen sein sollten. Dem Magistrat war dieser Betrag zu hoch, er bot 600 Mark. Da sich der Kirchenvorstand damit einverstanden erklärte, wurde diese Summe am 5. Dezember 1901 ausgezahlt. Damit war der unerfreuliche fünfundzwanzigjährige Streit, der über Gebühr viel Staub aufgewirbelt hatte, endgültig aus der Welt geschafft.

Seit dieser Zeit wird die Gelöbniswallfahrt erfreulicherweise wieder an dem bei Aufnahme von St. Annaberg als Ersatz für Czenstochau festgelegten und damit historisch gewordenen Tage, d. i. am ersten Sonntag nach dem 21. August, abgehalten. Der Ausgang erfolgt jetzt schon Freitag früh, die Rückkehr am Sonntag abend. Von den einzelnen Innungen ist die Leitung auf den Vorstand des Vereins zur Förderung römisch-katholischer Andachten übergegangen, der nach Fühlungnahme mit dem

\*) Nietzsche a. a. O. S. 166.

Pfarramt Allerheiligen auch über Abweichungen von dem festgelegten Wallfahrtstermin beschließt, falls besondere Umstände dies erfordern.\*)

Wenn es möglich gewesen wäre, die Gelöbniswallfahrt von 1627 an bis heute regelmäßig durchzuführen, so wäre die des Jahres 1926 die dreihundertste gewesen. Tatsächlich wurde sie auch als solche angesehen und auf besonderes festliche Art begangen. Man ging dabei wohl von der Annahme aus, daß die Bürgerschaft in den Jahren, in denen sie durch höhere Gewalt an der Erfüllung des Gelöbnisses behindert war, durch einen feierlichen Gottesdienst oder in anderer geeigneter Form (vielleicht durch Prozessionen in der Stadt) der von ihren Vorfahren übernommenen Verpflichtung gerecht zu werden versucht hatte. Ein Teil der Bürger wird übrigens jedesmal trotz aller Verbote in dem genannten Sinne gewallfahrtet sein. An einen bestimmten Tag war ja das Gelübde niemals gebunden.

Mit Rücksicht auf den im August in Breslau stattfindenden Deutschen Katholikentag ging die Jubiläumswallfahrt 1926 erst am 5. September vonstatten. Sie erhielt eine besondere Note durch die Mitwirkung des Kardinals und wird den Gleiwitzer Katholiken in unauslöschlicher Erinnerung bleiben. Eine große goldene „300“ wurde von weißgekleideten Jungfrauen vorangetragen und auch die Stadtfahne war mit diesem Hinweis versehen. (Siehe Tafel XI.) Die Oberschlesische Volksstimme vom 6. September 1926 berichtete darüber:

„Der gestrige Sonntag war für Gleiwitz ein Katholikentag. Nicht im kleinen! Ein großer Katholikentag! Denn so viel Tausende von Menschen hat der Gleiwitzer Ring seit langem nicht gesehen. Das alt ehrwürdige Straßengebiet um das Rathaus war von einer Menschenmenge gefüllt, daß man die Erde nicht mehr sehen konnte. In dieser Massendemonstration dokumentierte sich einmal die Freude darüber, daß unser kirchlicher Oberhirt Kardinal Bertram trotz dringendster Dienstgeschäfte nach Gleiwitz gekommen war, um einem historischen Ereignis einen feierlichen Rahmen zu geben; und zum anderen katholische Bekenntnistreue und Gelöbniskraft, vereint mit treuestem und stolzem Bürgerinn.

Es war erhebend und ermutigend zu sehen, wie viele Tausende das 300 jährige Gelöbnis unserer Vorfahren durch ihre Wallfahrtsbeteiligung erfüllten, und zu sehen, wie Zehntausende in feierlicher Festfreude ihren Bischof erwarteten, begleiteten und begrüßten. Gleiwitz dankt es dem Fürstbischof von Breslau, daß ihm die Gelegenheit der 300. Gelöbnis-

\*) Im Jahre 1926 bildeten den Vorstand: Fleischermeister Theodor Siebel, Standesbeamter Johannes Prohaska, Fleischermeister Paul Holtin und Voltschullehrer Emanuel Wiechulla.

wallfahrt groß genug war, um seine Diözesanen mit seinem Besuch zu erfreuen. Die lebende Generation wird diesen hohen Beweis oberhirchlichen Mitfühlers nie vergessen.

Festlich und freudig läuteten die Glocken den großen Gelöbnistag ein, den Tag, an dem für Gleiwitz das schöne Muttergotteslied „Maria breit den Mantel aus“, zur schützenden Wahrheit wurde. Als Kardinal Bertram, begleitet von der Geistlichkeit, den Schülern und zahlreichen prominenten Vertretern der Bürgerschaft das altehrwürdige Pfarrhaus von Allerheiligen verließ, sammelten sich auf dem Ringe vor der Muttergottesfigur und dem um sie stilvoll errichteten Altare Tausende von Wallfahrern. Die katholischen Vereine und die Innungen waren mit ihren Fahnen vollzählig erschienen, sodaß ein dichter Fahnenwall die Muttergottes von Gleiwitz umsäumte und dem von einer alteingesessenen (?) Gleiwitzer Bürgerfamilie, Herrn Gmyref, in selbstloser Weise aufgebauten prächtigen Altar eine farbenprächtige Umrahmung gab.

Die ersten Sonnenstrahlen erhellsen den trübe begonnenen Tag, als Kardinal Bertram auf dem Ringe erschien und umgeben von zahlreicher Geistlichkeit das Pontifikalamt zelebrierte, während dem die Wallfahrer und die Tausende der sonstigen Gottesdienstbesucher die alten herzerquickenden Kirchenlieder sangen. Fromme Begeisterung durchströmte die Herzen aller, als aus vielen tausenden von Kehlen das „Hier liegt vor Deiner Majestät“ durch die alten Straßen von Gleiwitz erschallte. Weihevolle und vielleicht in Jahrhunderten nicht wiederkehrende Augenblicke waren es, als die katholische Bürgerschaft von Gleiwitz vor der Gelöbnisfigur kniete, als die Fahnen sich neigten und König Christus von der Hand des Gesalbten erhoben wurde zu Anbetung, Dank und Bitte.“ (Siehe Tafel XII.)

Und in der am 9. September 1926 herausgegebenen Nummer derselben Zeitung lesen wir über die am Abend vorher erfolgte Rückkehr der Wallfahrer:

„Auf dem Bahnhofsvorplatz staut sich die Menge, die zunehmend in die Tausende wächst und geduldig der Rückkehr der Wallfahrer harrt, die zum dreihundertsten Mal nach Annaberg pilgerten. Schutzpolizei zu Fuß und zu Pferde hat alle Mühe, den Verkehr in geordnete Bahnen zu weisen. Einzelne und in Gruppen ziehen Quickeborner und Angehörige anderer Jugendorganisationen mit ihren bunten Wimpeln zum Bahnhof, um die Pilger abzuholen. Da naht auch ein Zug von kerzentragenden Knaben und Mädchen, von Redemptoristenpatres sorglich geleitet. Und Bäuerinnen folgen in ihrer charakteristischen kleidssamen Tracht.

6,30 Uhr! Von Gruppe zu Gruppe sich fortpflanzende Unruhe und Bewegung in den Massen verheiht das Nahen der Prozession. Ein

Trompetenstoß! Fackeln werden in Brand gesetzt, Lichter entzündet. Unter Vorantritt von Musikkapellen zieht sich der endlose Zug mit der Geistlichkeit an der Spitze in Bewegung. Die Wilhelmstraße ist ein wogendes Lichtmeer. Eine viertausendköpfige Menge umräumt die beiden Seiten der Straße.

Auf dem Ring ist an einer Seitenwand des Rathauses wieder der Muttergottesaltar errichtet, auf dem am Sonntag Kardinal Bertram das Pontifikalamt zelebrierte. Wiederum ein Meer von Menschen auf dem Ring. Oberbürgermeister Dr. Geisler, der mit den katholischen Magistratsmitgliedern\*) und Stadtverordneten erschienen war, begrüßt vom Altare aus in herzlichen Worten die Wallfahrer. Er schildert die Geschichte des Gelöbnisses, dessen 300jährige Wiederkehr die Wallfahrer heute begangen haben. Im Namen der Stadt und der Bürgerschaft entbietet der Oberbürgermeister den Wallfahrern Dank und Gruß.\*\*) Auch Stadtpfarrer Brilka gedachte in seiner Ansprache des Ursprungs des Gelöbnisses und dankte allen, die mit zu dem Gelingen der Jubiläumswallfahrt beigetragen haben, vor allem den Behörden, dem Patron der Allerheiligenkirche, der Stadt Gleiwitz, der Polizei für ihre mühevolle Arbeit bei der Regelung des Verkehrs und den Andersgläubigen für ihr taktvolles Verhalten während der feierlichen Veranstaltungen. Zum Schlusse wiederholte Pfarrer

\*) Von den 11 katholischen Magistratsmitgliedern hatte keines an der Jubiläumswallfahrt teilgenommen; ebenso wenig waren die katholischen Leiter anderer Behörden vertreten. Die Bedeutung, die dieser Gelöbniswallfahrt heute beigemessen wird, hat sich also gegen früher ganz erheblich gemindert. Sie unterscheidet sich vorwohl in ihrem inneren wie äußeren Wesen kaum noch von anderen Prozessionen und können an dieser Feststellung auch die gewaltige Beteiligung der unteren Volkschichten und die gehaltenen Reden nichts ändern.

\*\*) Die Rede des Oberbürgermeisters lautete: Hochwürdige Geistlichkeit! Liebe Glaubensschwestern und Glaubensbrüder! Sie sind soeben von einer besonders bedeutsamen Wallfahrt heimgekehrt. Vor 300 Jahren wurde diese Wallfahrt Gott gelobt, um die Stadt Gleiwitz durch Gottes Hilfe aus schwieriger kriegerischer Bedrängnis zu retten. Die Gebete der Gleiwitzer Bürger wurden erhört, die Stadt und ihre Einwohner gerettet und seitdem wird alle Jahre diese Gelöbnisprozession unternommen. Diesmal war es die 300. Wallfahrt. Wenn wir bedenken, daß ohne Gottes Hilfe die Stadt Gleiwitz vor 300 Jahren nach menschlichem Ermessens zu bestehen aufgehört hätte, so müssen wir anerkennen, daß es sich bei den jetzigen Feierlichkeiten nicht bloß um eine innere liturgische Angelegenheit der Katholiken handelt, sondern um eine hochwichtige Sache der ganzen Stadt. Wir freuen uns deshalb, daß die Feierlichkeiten sich in breitestter Öffentlichkeit abgespielt und herzliche Anteilnahme auch in nichtkatholischen Kreisen gefunden haben. Vor allem danken wir dem Herrn Fürstbischof Kardinal Dr. Bertram, der es sich trotz seiner Arbeitsüberlastung nicht hat nehmen lassen, persönlich an den Feierlichkeiten beim Auszuge der Wallfahrer mitzuwirken. Nun ist die dritte Jahrhundertwende der Gelöbniszeit gefommen. Aus diesem Anlaß hat sich ein Bürgerschaftskomitee gebildet, um ein Erinnerungszeichen an dem Turm der Pfarrkirche Allerheiligen anzubringen. Die Stadtverwaltung wird dieses Vorhaben nach Kräften unterstützen. Wir wollen den Tag nicht vorübergehen lassen, ohne zugleich mit der Erneuerung des Gelöbnisses den Himmel um weiteren Beistand auch in kommenden Gefahren zu bitten. In diesem Sinne begrüße ich Sie alle namens der katholischen Magistratsmitglieder und Stadtverordneten mit einem herzlichen Gruß Gott!

Brilka das Wohlfahrtsgelöbnis, das die Tausende laut nachsprachen. Gevaltig erbrausten dann die Klänge des „Großer Gott wir loben dich“ über den Platz. Die Wallfahrer zogen dann in gevaltigen Bügen zu ihren Kirchen zum sakramentalen Segen.“

Die Angabe von der 300. Wallfahrt nach Annaberg war eine entschuldbare Entgleisung. Bekanntlich dient St. Annaberg überhaupt erst seit 1764 als Wallfahrtsstätte. Die Wallfahrt selbst hatte diesmal einen Tag mehr in Anspruch genommen (Sonntag bis Mittwoch). Unzählige fromme Andenken an den Gnadenort hatte man mitgebracht, die alsbald an Freunde und Bekannte verteilt wurden. Leider wieder nur schlecht ausgeführtes, künstlerisch ganzwertloses Zeug, wie solches auf dem Annaberg ausschließlich feilgeboten wird. Daß sich noch keine Stelle gefunden hat, um die in dieser Hinsicht schon jahrzehntelang erhobenen Klagen abzustellen und damit einen für die oberschlesischen Katholiken unverdienstlichen Zustand zu beseitigen, ist mehr als verwunderlich. Für die hunderttausende besehiderne Wallfahrer, die alljährlich dem St. Annaberge einen Besuch abstatten (es ist für sie oft das einzige Erlebnis des Jahres), wird immer noch der größte Kitsch für gut genug gehalten. Und doch müßte gerade durch diese kleinen Gegenstände, die von ihren Besitzern wie ein kostbarer Schatz gehütet werden, die so häufig betonte künstlerische Erziehung des Volkes zuerst versucht werden. Wer wagt die Tat?

Das von Stadtpfarrer Max Brilka am Ende der auf dem Ring stattgefundenen Schlußandacht vorgesprochene neue Gelöbnis, das durch die ausdrückliche Einbeziehung der heiligen Anna eine gegen früher abweichende Note erhielt, war schon am Tage vorher auf dem St. Annaberge in ganz ähnlicher Form geleistet worden und hatte folgenden Wortschatz:

„In dankbarer Erinnerung unserer Vorfahren knien wir Gleiwitzer Katholiken vor dem Altare der Muttergottes und im Angesichte der Allerheiligenkirche und erneuern das Gelübde, welches unsere Vorfahren vor 300 Jahren gemacht haben.

Wir versprechen und geloben, alle Jahre, die Gottes Güte uns Gleiwitzer Katholiken schenkt, zur Mutter Gottes und zur heiligen Mutter Anna zu pilgern in dem felsenfesten Vertrauen, daß sie auch in der Zukunft unsere liebe Stadt Gleiwitz vor allem Uebel bewahren und gegen alle inneren und äußeren Feinde behüten und beschützen werde.

Wir wollen uns dessen würdig machen, indem wir fest stehen im Glauben an den dreimal heiligen Gott: Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiligen Geist, indem wir treu zur Kirche, zum heiligen Vater und unseren Bischöfen stehen. Ihre Gebote wollen wir nach Kräften beobachten und halten bis

an unser Ende. Die heilige Jungfrau und Gottesmutter, die Schutzpatronin von Gleiwitz, wollen wir immerdar lieben und verehren.

O heilige Jungfrau, Schutzpatronin von Gleiwitz, behüte und beschütze auch fernerhin unsere liebe Stadt Gleiwitz!"

Als das vieltausendstimmige „Amen“ verklungen war, zuckte ein letzter verhaltener Blitz des zur Neige gehenden Sommers über den regenschwangeren Himmel.

Die Tage der dreihundertsten Wiederkehr im Februar dieses Jahres sind geräuschlos vorübergegangen. Nicht einmal in den Schulen wurde des Ereignisses gedacht. Um so erfreulicher ist die Tatsache, daß durch die Benennung der Kaiser-Ferdinand-Straße, der Mansfeldstraße, der Marienstraße und der Annabergstraße jene Begegnung nunmehr auch im Straßenbild verankert worden ist. Das von dem Oberbürgermeister Dr. Geisler in seiner Rede erwähnte steinerne Erinnerungszeichen wird in Kürze seinen zugewiesenen Platz am Turme von Allerheiligen erhalten. An der Spitze des zu diesem Zwecke gebildeten Bürgerausschusses stehen zwei tatkräftige Persönlichkeiten: Oberkaplan Bruno Pattas, der den geschäftlichen Teil übernommen hat und Stadtbaurat Karl Schabik, der die technische und künstlerische Seite zu lösen gedenkt. Die Ausführung des Werkes ist dem Bildhauer Paul Ondrusch in Leobschütz übertragen. — Der Plan selbst verdankt sein Entstehen einer Anregung des Schreibers dieser Zeilen.

## Gleiwitzer Postmeister in der österreichischen Zeit

Von Oswald Völkel

**400** Jahre lang hatte die Stadt Gleiwitz bestanden, ohne daß ein Bedürfnis nach regelmäßigem Postverkehr eingetreten wäre. Auch als die Stürme des dreißigjährigen Krieges über unser Städtlein dahingebraust, und Fühlungnahme mit den verschiedensten Völkerschaften gebracht hatten, wurde es kaum anders. Immer noch glaubten die Bürger nicht daran, daß die Briefe und Pakete von Kaufleuten und anderen Einwohnern der Stadt soviel Postgeld abwerfen könnten, um davon Pferde, Wagen, Postillionen und Postbediente zu unterhalten. Wer einen Brief zu verschicken hatte, bediente sich hierzu immer noch eines eigenen Boten. War man dazu nicht imstande, so mußte man warten, bis sich ein reisender Kaufmann, ein fahrender Sänger oder ein frommer Pilger fand, der den Ort berührte, an den die Nachrichten gelangen sollten. Vor allem waren es die Fleischer, die sich dieses Dienstes unterzogen, da sie beim Viehaufkauf besonders weit im Lande herumkamen. Erst das Jahr 1670 sollte Wandel schaffen.\*). Wie so oft, war es auch in diesem Falle ein hochpolitisches Ereignis, das die Änderung brachte. Das Nachbarland Polen hatte sich am 19. Januar 1669 in Michael Korybut Wisniowiecki einen neuen König gewählt. Dieser war in Wien aufgewachsen und legte eine besondere Hinneigung zum Hause Habsburg an den Tag. Man fand es daher verständlich, daß sich der junge König um die Erzherzogin Eleonore Maria, die Schwester Kaiser Leopolds I. bewarb und ihre Hand erhielt. Die Vermählung wurde auf den 28. Februar 1670 in Czenstochau festgesetzt. Um die von Polen und dem kaiserlichen Hof gemeinsam zu treffenden Vorbereitungen zur Hochzeit besser durchführen zu können, sowie auch im Hinblick auf die aus dieser Verbindung zu erwartenden freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Staaten,

\*) Wo keine besondere Quelle angegeben ist, sind die Alten des Breslauer Staatsarchivs Rep. 35 Opp. Rat. I. 29. c benutzt worden.

wurde die von Wien bis Olmütz bereits bestehende regelmäßige Postverbindung rasch bis Czenstochau verlängert. Als neue Poststationen wurden auf österreichischer Seite eingerichtet: Sternberg, Wigstadt, Troppau, Ratibor, Rauden, Gleiwitz und Tarnowitz. Auf polnischer Seite Czenstochau. 20 Tage vor der Hochzeit, am 8. Februar 1670, wurde durch kaiserlichen Befehl und Verordnung der Schlesischen Kammer, der Gleiwitzer Bürger

Johannes Laurentius Nießidtko

zum Postmeister von Gleiwitz bestellt. Seine Dienstanweisung schrieb unter anderem vor, „die von Wien nach Tschatzdachau vndt wieder zurucke lauffenden Staffeten bieß Closter Rauden vndt Tarnowitz auffs fleißigste zu Schlüttten oder Kalesse zu beferdern“.

Am 23. Februar kam die königliche Braut in Gleiwitz an, wo Nachtquartiere bereit gestellt waren. Den guten Gleiwitzern wird sich an den beiden Tagen ein seltenes Schauspiel geboten haben, denn Leopold I. liebte die Pracht und den Glanz und verfehlte nicht, sich bei feierlichen Gelegenheiten als ersten Monarchen des Abendlandes zu bezeigen, um dem Beherrschter des Morgenlandes, dem Großtürken, möglichst gleich zu kommen. In Begleitung der 17jährigen königlichen Braut befand sich die den Haupt- und Mittelpunkt des kaiserlichen Hofes bildende Kaiserin-Witwe mit dem ganzen Hoffstaate. Der Landeshauptmann in Ratibor hatte rechtzeitig Befehl erhalten, 1000 Pferde Vorgespann bereit zu stellen.

Unser Postmeister wird in diesen Tagen gar tüchtig zu tun gehabt haben, denn jedes einzelne Schreiben der Herrn Kommissare mußte sofort durch Gilturiere befördert werden. Aber auch der Magistrat hatte seine Sorgen. So war der Stadt, um Abwechselung in der Reisebefestigung zu erzielen, folgender Küchenzettel vorgeschrieben worden:\*)

6 Mastochsen,	30 Gänse,
8 junge Ochsen,	20 Kapzhühner,
20 Kälber,	10 indianische Hühner,
3 Mastschweine,	30 gemeine Hühner,
10 Spanferkel,	10 Eimer ungarischen Wein,
15 Schöpfe,	8 Eimer österreichischen Wein,
6 Lämmer,	100 Alchtel Bier zu je 3 Eimern,
Brod, Semmel, Weizen- und Roggenmehl, Butter und Lichten so viel vonnöten.	

Als der Befehl ausgeführt und alles bereitgestellt war, traf von Troppau aus die Mitteilung ein, Ihre Majestäten wünschen mit Rücksicht auf die Fastenzeit kein Fleisch zu sehen; dem ganzen Hoffstaat seien

\*) Staatsarchiv Breslau: O. R. I. 7. d.



Zugang der Gleiwitzer Jubiläumsfahrt am 5. September 1926



Pontificalamt durch Kardinal Bertram auf dem Ringe  
in Gleiwitz am 5. September 1926

lediglich Fische zu reichen. — Wahrscheinlich ist an diesem und dem nächsten Tage die ganze Stadtbrigade von Gleiwitz angeln gewesen.

Die Rückreise der Kaiserin-Witwe mit Gefolge ging wieder durch Gleiwitz.

Der gewöhnliche Postverkehr scheint in diesen Jahren nicht besonders rege gewesen zu sein, denn am 3. Januar 1675 klagt Nießidlo der Schlesischen Kammer seinen schlechten Verdienst. Trotzdem die Post zwischen Polen und Wien nicht oft verkehre, ständen von seinen 4 Pferden jederzeit zwei Pferde bei freiem Futter zu Haus, da er sich nicht getraue, diese zu anderer Arbeit zu verwenden und etwas damit zu verdienen. Er bittet, ihm „zu seiner Ergötzlichkeit ein Solarium in gnaden zu verordnen“ und auf sein Haus in Gleiwitz einen Salva guardia Brief, damit es vom Magistrat mit Einquartierung der Soldaten nicht onerirt werden dürfe. Karl v. Rörscheidt, seit 1667 Postamtsverwalter der Kaiserlichen Kammer in Breslau, wurde mit Nachprüfung der Beschwerde betraut. In dem unterm 22. 1. 1675 erstatteten Gutachten wird der geringe Verkehr auf der Poststrecke Olmütz-Zenstochau, deren Errichtung zunächst nur für kürzere Zeit gedacht war, anerkannt. Eine Sondervergütung könne indessen nicht befürwortet werden, denn es „ist zu besorgen, da man dem Supplicanten zu Gleiwitz in seinem Gesuche willfahrtie, daß allsogleich die anderen damaligen Postverwalter ihne daraus ein Exempel nehmen und ebenmäßige Ergötzlichkeit begehrn möchten, da Sie dabey keine Ordinari-Dienste, oder etwas vmbsonst haben thun dürfen“. Es würde genügen, „den Supplicanten mit einer gebeten Salva guardia auf sein zu Gleiwitz habendes Häusel zu consoliren oder mit einem dono guardia anzusehen, vmb also, da irgends mit der Zeit etwas vorstiehle, vorzur man dergleichen Leuthe brauchete, Ihm und einem andern besser Luest zu Verrichtung Kaysl. Dienste zu machen“.

Die Kammer also sollte nach der Meinung des Herrn Gutachters keine Opfer bringen, dagegen wünschte er dem Herrn Postverwalter oder Postbeförderer, wie er auch genannt wird, eine Vergünstigung infofern zu teil werden zu lassen, als der Magistrat sein Haus nicht mehr für Einquartierungsziele (Einquartierungen waren damals eine regelmäßige Er-scheinung) in Anspruch nehmen dürfe.

In Breslau hielt man aber zunächst auch letzteres für nicht erforderlich, aus welchem Grunde Nießidlo 1½ Jahr später, am 4. Juli 1676, sein Gesuch wiederholt. Er beruft sich auf seine Verdienste bei der Vermählung der bereits wieder verheiratheten Königin und versichert, daß er „nicht allein die zumahlen nach Böhmen angelegten Kaysl. Ordinari-Posten vnd Staffeten, sondern auch die ganze Zeit über dahin vnd wieder

zurück paßirte Couriere vnndt Poststraßende bey tag vnndt nacht ungerümt treul. verfahren vnndt befertigt habe". Er bittet, ihn mit „gewöhnlicher Kayß. Salva guardia in Gnaden versehen zu lassen, für welche hohe Gnad ich ersterbe Ewer Exellenz, Ewer Gnaden vnndt Gestringen vnther-tätig gehorsambistter Johannes Laurentius Nießidtto, Postmeister". Auf dieses erneute Gesuch hin wurde bereits 3 Tage später verfügt: „Expedietz für den Supplicanten die Salva guardia in gewöhnlicher conformität.“

Nießidtto, der anscheinend mehr vom Ehrgeiz als von der Not der Zeit zu seinen Anträgen getrieben wurde, hätte sich wohl mit dem Erreichten zufrieden gegeben, wenn ihm nicht der böse Magistrat einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte. Um jedermann von der ihm erzeugten Gunst zu überzeugen, ließ sich Nießidtto eine Tafel mit dem Kaiserlichen Adler anfertigen, die über der Haustür befestigt werden sollte. Dies verbot ihm der Magistrat, weshalb sich Nießidtto am 9. September 1676 bei der Kaiserlichen Kammer über ihn beschwerte. Er führt aus, daß ihm nicht nur die Anbringung der Tafel untersagt worden wäre, sondern der Magistrat habe ihn sogar höhnisch agiert, daß, wenn wieder „Völker“ hereinkämen, er nicht mehr, wie bisher, einen gemeinen Soldaten, sondern 4 Offiziere mit etlichen Leuten ins Quartier bekäme. Das erteilte Privilegium einer Salva guardia nütze ihn also nicht nur nichts, sondern trage ihm noch Schimpf und Schande ein. Die Kaiserliche Kammer möge ihn in Schutz nehmen und gegen den Magistrat manuteniren.

Bald erschien der schon bekannte Postamtsverwalter Karl v. Rörscheidt in Gleiwitz, um den Magistrat nach dem Grunde für sein unangemessenes Benehmen zu befragen. Letzterer vertrat den Standpunkt, daß der Postverkehr so stark nachgelassen habe, daß von einem Postmeister kaum noch gesprochen werden könne und daß deshalb Vergünstigungen, die dem Nießidtto in dieser Eigenschaft gewährt worden seien, nicht mehr am Platze wären. In der Entscheidung der Breslauer Kammer vom 11. November 1676 wird zwar zugegeben, daß die durch Gleiwitz laufende polnische Post auf einige Zeit aufgehoben worden sei. Trotzdem habe Nießidtto Befehl, die etwa aus Polen einlaufenden Staffeten und Kuriere, sowie sonstige nach dem kaiserlichen Hofe oder nach Breslau gehörigen Briefe bei Tag und bei Nacht zu befördern. Dem Magistrat werde deshalb aufgegeben, den Schutzbrief vom 7. Juli 1676 gehörig zu respektieren.\*)

Am 1. Juli 1679 schloß Johann Laurenz Nießidtto, alias Trefnit, erster Postmeister von Gleiwitz, für immer die Augen. Auf dem Platze

\*) Es sind auch in anderen Alten verschiedene Bemerkungen vorhanden, die besagen, daß in jener Zeit Postverbindungen zwischen Gleiwitz-Troppau einerseits und Gleiwitz-Czestochau andererseits bestanden haben.

Jerusalem in der Nähe der Kirche wurde er zur letzten Ruhe gebettet\*). Nachfolger wurde nach mehrmonatlicher Wartezeit sein Sohn

Paul Bernard Nießidtto.

Auch über ihn haben sich bisher nur spärliche Nachrichten auffinden lassen. Unter diesen sind allerdings einige Schriftstücke, die bedeutsame Schlaglichter auf die gesellschaftlichen Zustände jener Zeit werfen. So schwingt sich beispielweise eines Tages ein Gehülfe des neuen Postmeisters aufs Pferd, um einen in Gleiwitz eingelieferten, nach Schieroth bestimmten Brief zu befördern. Sein Ankunftssignal laut schmetternd, reitet er in den dortigen Gutshof ein. Dem Empfänger scheint aber die empfangene Nachricht wenig Freude zu bereiten; er läßt den armen Postreiter ergreifen, ihm eine gehörige Tracht Prügel verabfolgen und zwingt ihn dann, den gebrachten Brief zu verzehren. Instatt dem Boten das vorschriftsmäßige Kuriergeleid auszuhändigen, nimmt man ihm Pferd und Posthorn weg und entläßt ihn endlich mit der Aufforderung, seinen Chef selbst nach Schieroth zu bestellen, um die Sachen abzuholen, bei welcher Gelegenheit man ihm allerdings die dreifache Portion der dem Boten verabreichten Hiebe zukommen lassen würde. Der Postmeister verschmähte es indes, der freundlichen Aufforderung Folge zu leisten; er wandte sich vielmehr beschwerdeführend an die Kammer, die er zugleich um ein Schmerzensgeld für den Postnecht ersuchte. Wer die zähe Struktur des damals für Briefe verwendeten Papiers kennt und sich der darauf klebenden Siegellackklumpen erinnert, wird gern glauben, daß nach der Verzehrung des Briefes seitens des Postnechtes etwas getan werden mußte, um die Verdauung wieder in Gang zu bringen. Die Kammer sandte die Beschwerde des Nießidtto an den Landeshauptmann Johann Georg Reichsgrafen v. Oppersdorf, mit einem vom 21. Oktober 1692 datirten Anschreiben, das nachstehend wörtlich wiedergegeben wird:

„Auß dem Beyschluß beliebe der Herr Graff ohnischwär mit neheren Umbständen zu vernemmen, was für große Excessus vnd Beschwärden der vns untergebene Kayß. Postbeförderer in Gleiwitz, Paul Bernard Nießidtto wider tit. Joachim Ernst von Bornberg von Galloiwitz angebracht, vnd welcher gestalt derselbe sich unterstanden hat, seinen Postnecht, als Er ihme vom Herrn Sylvio Erdtmann Freyherr von Trach einen Brieff, ohnwissend was inhalts, durch eigene staffeta nacher Siroth überbracht hat, nicht allein in Eisen vnd Bande schlagen, dabey auch stark prügeln vnd zu auffressung des Brieffs zwingen, sondern auch ihme das Pferdt vnd Posthorn, welches beydes bis auf diese stunde noch vorenthalten wurde, wegnemen zu lassen, mit dieser noch wütenden Bedrohung, Er Postbeförderer sollte selber kommen,

\*) Pfarrarchiv Alsterheiligen, Gleiwitz.

solches abzuholen, alstan Er das triplum das seinem Knechte zugefügten tractaments zu empfangen haben würde.

Sinthemahlen nun dergleichen Einem Kaysl. Diener oder seinem Knecht vnd zwar bey vorangeregter bewantinße ganz vnschuldiger weise angethaene iniurien vnd gewalthaten nicht zu gestatten, der Herr Graff auch ohne etwas nehere repreäsentirung ohnschwarz von selbst wohl erkennen wird, was allerhöchst gedacht ihrer Kaysl. Mit. vnd dem publico selbsten an richtiger erhaltung des Post Cursy gelegen seye, zu dessen beförderung sich Niemandt ohne Schutz vnd protection gebrauchen lassen würde.

Auß zweifeln wir nicht, wollen auch den Herrn Graffen hiermit fröli. ersucht haben, Er werde vnd wolle belieben, diese Bornbergische Gewalthat vnd dabey noch weitherher aufgelaßene comminationes nicht allein exemplarisch zu bestraffen, sondern auch dem Postbeförderer vnd seinem Knecht zu billigmäßiger satisfactio vnd widerstattung aller dizzfalls erlittener vnkosten vnd schäden verhelfen zu lassen, wir verbleiben im übrigen dem Herrn Graffen vnd Herrn Oppelischen Landshauptmann...."

Der Herr Reichsgraf scheint es aber nicht für notwendig erachtet zu haben, eines verprügelten Postgehülfen wegen einen adeligen Herrn seines Landes zu belästigen, wenngleich lag das Schreiben der Kammer bei dem am 23. November 1693 erfolgten Tode des Landeshauptmanns noch unerledigt auf seinem Tische.

Die Kammer beauftragte nunmehr Hans Heinrich von Skronski, der als Kammerprokurator ein Amt versah, das man etwa mit dem eines Staatsanwalts vergleichen kann, mit der Verfolgung der Angelegenheit. Herr von Skronski erhielt am 31. Dezember 1693 eine Abschrift des seiner Zeit an den verstorbenen Oppersdorf gerichteten Briefes mit folgendem Schreiben: „Auß dem copeylichen Einschluß ist mit neherem zu vernehmen, was wir wegen einiger ganz vnzulässiger vnd unverantwortlicher Excessen, welche der tit. Joachim Ernst Bornberg von Gallowitz an des Kayserlichen Postbeförderers zu Gleibitz Paul Bernard Nießidko seinem Postknecht verübt hat, nach vnterm 21. October negtverwicthenen Jahres an die albdortige Landshauptmannschaft gelangen lassen, zumahlen Uns nun nicht wissent, ob vnd was etwan hierauf erfolgt, entzivischen aber der Herr Landshauptmann mit todt abgegangen ist. Auß verordnen wir hiermit, daß Er dieses verf vntersuchen, vnd wider den Bornberg zu rechtmäßiger vindicirung vorangeregter Gewalthat Fisci Regy nomine ordentlich verfahren solle...."

Aber auch der Herr Fiskal Skronski hatte anscheinend wichtigeres zu tun, als den Beschwerden des Gleiwitzers Postmeisters nachzugehen. Noch einmal erlaubte sich letzterer, die Kammer um Erledigung der Angelegen-

heit zu bitten. Es erging auch, man muß die Zähigkeit, mit der die Kammer die Sache verfolgte, gebührend anerkennen, 2 Jahre später noch ein Erinnerungsschreiben an Skronski. Dieses letzte Schreiben datiert vom 12. Dezember 1695 und schließt mit den Worten: „vnd wollen wir ob dem erfolg seinen Bericht zu vernehmen gewärtig seyn“.

Ein Bericht ist niemals erstattet worden. Der Postmeister dürfte sich inzwischen auch beruhigt haben, nachdem er 3½ Jahr vergebens gehofft und gewartet hatte. Vielleicht war auch der leidtragende Postknecht schon gestorben. Was aus dem Pferde und dem Posthorn geworden ist, kann allerdings nicht ermittelt werden.

Ein schwacher Trost mag es dem Postmeister gewesen sein, daß seinen Kollegen ähnlicher Berufssäger beschieden war. So war beispielsweise 1698 der Ratiborer Postmeister in eine Angelegenheit wegen Entführung einer Kindesleiche verwickelt, bei welcher der Gleiwitzer Rats herr Christoph Schönfuß eine Rolle spielte. Es handelte sich dabei um das 1½ jährige Läufchen des Freiherrn Johann Bernhard v. Welczek, daß dem Ratiborer Stadtmeidicus zur Behandlung übergeben und von diesem zu Tode furiert worden war\*).

Am 23. September 1702 flagt Paul Bernard Nießidko beim Magistrat Tarnowitz gegen den dortigen Bürger Johann Gotthardt Conradi, weil sein Postillion wegen des Conradi ein Pferd zuschanden geritten, so daß es „verfallen und salvo Honore verrecken“ mußte. Nießidko beruft sich auf die Postordnung von 1687, nach welcher es gewöhnlichen Sterblichen verboten war, einen Postreiter zu überholen. Conradi hatte dies versucht, weshalb der Postillion, der eine Gesetzesbeugung verhindern wollte, so scharf geritten war, daß sein Gaul zum Teufel ging. Gemäß einer anderen Verordnung vom 4. November 1699 sollte derjenige Genugtuung leisten, der aus reinem Mutwillen oder übermäßiger Anstrengung ein Roß untüchtig mache oder zu Boden ritt. Hierauf berief sich Nießidko. Reus begehrte von dem Kläger cautionem de reconvitione judicatum solni. Actor stellte pro caventibus vor die Herren Nicolaus Hoffmann und Adam Swoboda. Da Nießidko beim Magistrat Tarnowitz aber nichts erreichte, wandte er sich unterm 14. August 1703 beschwerdeführend an die Kammer. Ergebnis unbekannt.

Der große Brand, der in der Nacht vom 19. zum 20. September 1711 fast ganz Gleiwitz in Asche legte, vernichtete auch die Postwärterei.

Am 21. Mai 1717 beschwerte sich Paul Bernard Nießidko bei der Kaiserlichen Kammer, daß er, als er einige Tage belägerig war, vom

\*) Staatsarchiv Breslau: O. R. I. 29. g.

Bürgermeister Caspar Heinrich Reyß in schroffer Weise aufgefordert worden sei, sein Amt als Postverwalter niederzulegen, man ihn also „dießen wenigen Brodtkorb gleichsam aus den Händen reißen wolle“. Er beruft sich darauf, daß er vor 6 Jahren durch die Feuersbrunst sein ganzes Hab und Gut verloren habe und daß man ihm schon aus diesem Grunde das Brot nicht nehmen dürfe. Ferner habe er s. St. 500 fl. Käution „zur forthführung des Kostbahren Türkens Krieges auferlegt“ bekommen. „Alß bitte Ewer Excellz. Gnaden vndt Gestrengen ganz demütig vndt flehentlichst, Sie geruhen wann sonst die voranher, bey Turcischer Belagerung der Kaysl. Residenz Stadt Wienn, vndt durchpassirten Königl. Pohlnischen auxiliar, Item, Bey nachmals erfolgten jetzt regirender Königl. Maytt in Pohlen, den Chur Sächsische Böltel march vndt Durchzuegen, mein Tag vndt Nachts aufzgestandene fatiguen, Unruhe vndt allerhandt incommoditäten, nicht beobacht vndt behertziget werden wollen, wenigstens mein anjetzig höchst verärmtten standt, in gdige consideration zu ziehen: vndt auf mein alte Tage, mich noch ferner gnädig zu conserviren, Inbesonderheit aber, obengenannten hieszigen Bürgermeister Reyß, als vornehmlichen Supplantanten, daß Er mich mit der anmuthenden resignation vngekränkt lasse, ernstlich anzubefehlen“.

Die Kammer ließ daraufhin Nießidtko mitteilen, daß man ihn keine resignation aufdrängen werde.

Bürgermeister Reyß, der seit 1709 auch Zolleinnehmer war, hatte bei dem großen Brande von 1711 ebenfalls sein Haus und sein ganzes Vermögen verloren.\*)

Am 5. Dezember 1719 starb Paul Bernard Nießidtko, nachdem er fast 40 Jahre lang treu seines Amtes gefaßt hatte. Sein 16½ Jahre alter Stieffsohn

Joseph Leopold Schödon, der ursprünglich Juristerei studieren wollte, aber schon während der Krankheit zur Vertretung herangezogen werden mußte, übernahm einstweilig die Postgeschäfte. Außer ihm bewarben sich noch der schon genannte Bürgermeister Caspar Heinrich Reyß und der Ratsmann Johann Caspar Krause um die Stelle. Alle 3 Bewerber erschienen der Kammer gleich geeignet, welcher Umstand die Entscheidung ungebührlich in die Länge zog. Dazu kam noch, daß man tagtäglich eine grundlegende Umgestaltung des ganzen Postwesens erwartete. Diese blieb aber aus und so ersuchte denn am 22. April 1721 die Kaiserliche Fiskal- und Zollkommission dringend, das Gleiwitzer Postamt nunmehr endgültig mit einem „tauglichen Supjecto“ zu besetzen. Sie empfiehlt die Beibehaltung des Schödon, weil er sich

\*) Staatsarchiv Breslau: O. R. I. 141. g.

auf die merite seines Stieffvaters allegieren“ könne, „possessioniret und mit dem nötigen Postgeräte hinlänglich versehen“ sei.

Joseph Leopold Schödon wurde angestellt. Die von Kaiser Karl VI. vollzogene Ernennungsurkunde hat folgenden Wortlaut:

„Jenen Hoch- und Wohlgebohrnen, auch Wohlgebohrnen- Gestrengen- Ehrnvesten, Unseren lieben getreuen N: Unseren respective gehaimben Räthen, Cammerern, Praesident, Vice Praesident und verordneten Camer Räthen in Unserm Herzogthumb Ober- und Nieder Schlesien.

Karl der Sechste, von Gottesgnaden Erwählter Römischer Kaiser, zu allen Seiten Mehter des Reichs in Germanien, zu Hispanien, Hungarn und Böhaim König etc.

Hoch- und Wohlgebohrne, Wohlgebohrne, Gestreng, Ehrnveste liebe Getreue. Wir haben auf des Joseph Schödon allerunterthänigstes anlangen, und den Unz von Unserer Kaysl. Hoff-Camer beschehenen gehorsambsten Vortrag ihme Schödon, die durch Ableiben des Paul Bernard Nesytko zu Gleybicz in Ober Schlesien erlediget gewesie Postbeförderers Stölle mit der gewöhnlichen jährlichen Besoldung pr ainhundert und zwainzig Gulden, gnädigst Conferirt.

Solchemnach ergehet Unserer gnädigster Befehl an Euch hiemit, daß Ihr die Unzere gnädigste Resolution ad notam nehmen lassen, ihm Schödon praestitis praestandis, in die Pflicht nehmen und sodon ihne in ermelte Postbeförderers Stölle installiren sollet, wie dan unter ainstens auch Unserer gnädigster Befehl an Unzere Kaysl. Universal-Bancalität erlassen ist worden, daß ihme á die Installationis obige seine besoldung in Quartalligen ratis abgereicht werden solle; daran beschieht Unzere gnädigster Wille und Mainung. Geben in Unzere Statt Wien, den zehenden Augusti, im Siebenzehenhundert ain und zwainezigsten: Unzere Reiche des Römischen im zehenden: deren Hispanischen im achtzehenden: deren Hungar Böhaimb. im aylsten Jahre.

Carl.“

Was wir aus den ersten Jahren der Amtstätigkeit des Schödon erfahren, ist kaum von Bedeutung. Dagegen ist ein Brief wertvoll, den Schödon in seiner Kautionsangelegenheit am 30. Oktober 1730 an die Kaiserliche Kammer richtete und der unter dem Eindruck des großen Brandes von Gleiwitz geschrieben worden ist. Das Feuer war am 13. Oktober nachmittags in seiner Wohnung ausgebrochen. Schödon schreibt:

„Ewer Excell. Excell. Hoch undt wohlgebohrne Reichsgraffen. Hoch- wohlgebohrne Freiherren. Wohl Edelgebohrne Ritter undt Herrn gnädig hochgebittende Herrn Herrn.

Ewer Excell. Excell. auch gnaden und gnaden und Einer hochlöbl. Kaysl. und Königl. Cammer bewendet von selbsten in gnädigem an-

dendten, wie nach mir unlängst auferlegt worden, in causa des hiesigen Gleiwitzischen Post-Ambts eine Caution von Ein Hundert gulden baar einzulegen, welcher hohen Verordnung ich zwar auch so willig als schuldig gehorsamben wollen; Nachdem aber Gott auf seinem Ewigen unergründlichen rathschluß (wie bereits notorisch ist) den 13ten Octobris lauffenden 1730 Jahres über diese arme ehedem schon öfters incinerirte unglückl. Stadt einen neuen Brand, und dermaßen gach- wittende Flammen verhängen lassen, daß fast in drey stunden auf Siebenzig häufern auch so viel stallungen und anderen Gebäuden nichts anderst, als staub und asche zu sehen gewesen, bey welchen unglück ich ebenfaßs leyder! daß mährische erlitten, und kaum daß Leben mit und den meinigen Salviren können; Als Implorire Ewer Excell: Excell: Eine hoch löbl. Kaysl. undt Königl. Cammer hiermit unterhänig auch weh- und demüthig Dieselbe geruhen solche meine Fata gnädig zu beherzigen, einfolgentlich mich von gedachter Caution nicht nur los zu binden, sondern auch in diesem lamentablen unglück mich auf dero Hohen Preßwürdigen gnade mit einiger beysteuer zu retten. Davor sambt den meinigen Gott den Allmächtigen unablässlich anruffen auch zu weiterer Beförderung des allerhöchsten Kays. Dienstes mein äußerst anwenden, und bis in die grube beharren werde.

Ewer Excell. Excell.

Einer hochlöbl. Kaysl. und Königl. Cammer  
unterhänig gehorsambster  
Knecht  
Joseph Leopold Schödon."

Der von der Cammer mit der Nachprüfung des Schreibens beauftragte Ober-Postverwalter Hermann Crusius aus Breslau bestätigt unterm 4. Mai 1731, daß Schödon, der ein großes und wohlerbautes Haus besessen habe, durch den Brand tatsächlich in einen erbarmungswürdigen Zustand geraten sei. Crusius befürwortet eine einmalige Unterstützung von 100 Talern, belchen Betrag die Cammer unterm 30. Juli 1731 auch bewilligt.

Nur wenige Monate später werden Schödon eine Reihe unehrlicher Handlungen vorgeworfen. Insbesondere sollte er wiederholt Personen ohne Kurszettel befördert und das eingenommene Reisegeld für sich behalten haben. Mit Schreiben vom 7. Februar 1732 weist er alle Vorwürfe zurück und bittet, ihn „von der ungegründeten inculpation gnädigst zu absolviren“. Ob Schödon unter dem Druck seiner schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse sich tatsächlich Unregelmäßigkeiten zuschulden kommen ließ oder ob hier Verleumdungen übelster Art vorlagen, vermögen wir nicht zu entscheiden. Wir

glauben indessen das letztere annehmen zu können, da wir von irgend welchen Strafmaßnahmen der Cammer nichts hören und weil Schödon auch die seit kurzem innehabende Ratsmannstelle behielt.

Wenige Jahre später, und der Kanonendonner von Mollwitz rollte über die schlesische Ebene. Den Gleichschritt der preußischen Grenadiere bekam auch Gleiwitz zu hören. Die Kriegsräte Friedrichs des Großen stießen ihre Nasen in alle Ecken und schimpften ganz mordsmäßig ob des angeblich vorgefundenen Schändlings. Eine Ordre des großen Königs vom 20. Juli 1741 besagte: „Die österreichischen Postmeister sollen, wenigstens an den großen Orten, abgesetzt und preußische, im Postdienste erfahrene Beamte als Postmeister angestellt werden.“\*) Gleiwitz zählte damals aber noch nicht zu den großen Orten und ging deshalb auch das Schreckgespenst des Abgebautwerdens an unserem Schödon vorbei. Der Hof- und Postrat Hänel, der von Friedrich dem Großen mit der Nachprüfung des oberschlesischen Postwesens beauftragt war, berichtete am 27. Oktober 1742: „In Rauden und Gleiwitz habe ich die Leute ebenfalls beibehalten, weil sie sehr schlechte Stationes haben und nicht so viel einnehmen, als sie vorhin und jezo auf Unterhaltung der Pferde und an Besoldung haben müssen. Dieser Kurs erträgt überhaupt die Kosten nicht, gleichwohl wird es notwendig sein, denselben beizubehalten.“\*\*) Unser Postmeister konnte also bleiben. Trotzdem mögen ihn gemischte Gefühle beschlichen haben, als er am 18. März 1743 in Neisse als Gleiwitzer Stadtvertreter dem jungen Preußenkönig den Eid der Treue leistete.\*\*\*)

Bereits am 27. Mai 1742 war das „Post-Reglement vor das Herzogthum Nieder- und Ober-Schlesien und der Grafschaft Glatz“ erschienen, dessen 84 inhaltschwere Paragraphen den alten österreichischen Postbeamten sorgenvolle Tage bereitet haben mögen. Schon die eingangs gebrachte Versicherung „das Postwesen auf einen besseren und solchen Fuß zu setzen, daß damit dem Publico gedient, und die Commercia überall befördert werden mögen“ wird mehr als einmal gelesen worden sein.

Eine besondere Verordnung regelte auch die Dienstzeit der Postbeamten und zwar in folgender Weise:

„Die Post-Alemter, und bey denselben bestellte Bediente sollen verbunden seyn zu Sommers-Zeit von des Morgens 7 Uhr an bis Mittags um 1 Uhr, und von 2 Uhr Nachmittages bis Abends um 8 Uhr; Des Winters aber von 8 Uhr Morgens bis 1 Uhr, von Nachmittags 2 bis 8

\*) Nietsche, Geschichte der Stadt Gleiwitz, Gleiwitz 1886, S. 747.

\*\*) Nietsche, a. a. O. S. 748.

\*\*\*) Diese und alle folgenden Angaben sind Alten des Stadtarchivs Gleiwitz entnommen.

Uhr, allen und jeden bey der Post fragenden und zu thun habenden Personen Red und Antwort und zwar mit aller Bescheidenheit und Deutlichkeit zu ertheilen, keinesweges aber und bey schwerer Bestrafung unverständlich und unbescheiden jemanden, er sey wer er wolle abfertigen; Während obgedachten Stunden auch die Briefe Univergierlich annehmen, und von den angekommenen Posten ausgeben; Daferne auch Sommer- oder Winters-Zeit Posten später, und erst um, oder nach der gesetzten Stunde einlauffen, so sollen die Post-Alemtier auch gehalten seyn bis 8 a 9 Uhr die Briefe noch auszugeben, damit ein jeder Correspondent seine Disposition, zu mahlen bey kurz darauf wieder abgehenden Posten, annoch machen kann."

Ende des Monats Mai 1743 ließ Schödon dem Krämer Joseph Hirschel einen von Ratibor eingelaufenen Brief zustellen, dessen Annahme dieser aber mit der Begründung zu hoch berechneten Portos verweigerte. Der Vorwurf der Unwendung einer falschen Tage traf indessen weniger den Gleiwitzer Postmeister, als vielmehr seinen Ratiborer Kollegen Köhler, der auch nicht zögerte, eine geharnischte Beschwerde an den Gleiwitzer Bürgermeister vom Stapel zu lassen. Er schrieb:

„Wohl Edel Gestrenger, Hochgelährter, Hochgeehrter Herr Burger-Meister.

Nach deme bey letzter ordinari der alldortige Herr Post-Meister sich beschwerte, wie dessen Brief Träger wegen Abgang und Auflorderung des Brief-porto, von dem alldortigen Handels-Juden, mit unerlaubten Schmähwörtern tractiret, und so wohl ermeldeter Herren Post-Meister, als auch andere Königl. Post-Alemtier eines Falsi Beschuldiget worden, wo doch bei der jetzigen allerhöchsten Königl. Einrichtung ein Post-Amt dem anderen die Carthen mit denen Briefen Subito und Taxe einsenden. Derohalben es wohl einem jeden Post-Amt schwer fallen würde, wann man bey eincaßirung des Brief porto sich von einem ungewaschenen Juden Maul, mit Berührung der Ehre bezahlen lassen. So habe bey Euer Hoch Edl. derohalben die Sache anbringen und Ersuchen wollen, Selbit Belieben dem alldortigen Herren Post-Meister hinlängliche Satisfaction zu verschaffen und den Juden gebührend zu bestraffen, ansonsten genöthiget bin, diese Jüdische Maliz, wordurch Thro Königl. Maytt. Beleydiget, bey einer hochlöbl. Königl. Krieges und Domainen Cammer anzubringen, und umb Billige genugthuung anzuhalten; Der übrigens mit aller Behachtung gebl.

Euer Hoch Edel Gestrengen Gehorsamer

Ratibor, den 6. Juny 1743.

Köhler

Während des zweiten Schlesischen Krieges erging das Verbot, Briefe in die feindlichen Länder geschlossen aufzuliefern. Falls der Commissarius

loci v. Wasmer selbst in Gleiwitz weilte, lag diesem die Befur ob, sonst dem Bürgermeister als seinem Stellvertreter.

Für die Gleiwitzer Ortsgeschichte ist noch folgende Auflistung von Interesse:

#### Specification

Derjenigen Bürger zu Gleiwitz, so Pferde haben und solche dem Königl. Post-Amt auf Begehrungen gegen Bezahlung herzugeben verbunden, als

1. George Gottschal	4 Pferde
2. Johann Galli	4 "
3. Michel Pigulif	3 "
4. Andres Sobel	2 "
5. George Friedrich Bauernick	3 "
6. Ludwig Cziupka	2 "
7. Sigmund Grines	3 "
8. Franz Foltef	4 "

#### Vorständler.

1. Herr von Cluck	2 "
2. Christian Heck	3 "
3. Thomas Slenczka	3 "
4. Müller Christoph Kuhn	2 "
5. Michael Fabisch	3 "
6. Brücken Müller	2 "
7. Griger Mogala	2 "
8. Mathäus Kucias	3 "
9. Paul Galbierz	2 "
10. Valentin Polywoda	4 "

51 Pferde

Gleiwitz, den 4. Februar 1744.

Diese Auflistung hatten alle Städte einreichen müssen, weil sich Pferdebesitzer verschiedentlich geweigert haben sollten, ihre Tiere für Extrapoisen zur Verfügung zu stellen, obwohl sie hierzu ausdrücklich verpflichtet waren. In Gleiwitz dürften in diesen Jahren Pferde für Postzwecke aber kaum angefordert worden sein. Wenigstens glauben wir dies nach einem vom Polizeibürgermeister Ziegler von Wallenstein unterschriebenen Protokoll vom 30. Dezember 1746, das in einer ähnlicher Angelegenheit der Breslauer Kriegs- und Domänenkammer eingereicht werden mußte, annehmen zu können. Darin wird als „bekannt“ vorausgesetzt, „daß allhier keine fahrende Post, auch keine Landkutscher, ordinaire Fuhrleute noch Bothen sind, weil hierselbst keine Landstrafe.“ Gleiwitz hatte also nur Reitpostverbindungen und war im übrigen ganz auf sich selbst gestellt. Wer von den

Bürgern zu reisen hatte; ohne Besitzer eines eigenen Fuhrwerks zu sein, mußte sich mit langen Stiefeln versehen und zu Fuß wandern. Im übrigen muß man sich auf Grund dieser Darstellung noch wundern, daß der Landeshauptmann bei dem auf Seite 160 geschilderten Brautzuge mit 1000 Pferden Vorgespann ausgekommen ist.

Schödon, dem dritten und letzten Postmeister der österreichischen Zeit, war es nicht mehr beschieden, den unter dem preußischen Adler alsbald einsetzenden Aufstieg seines Heimatstädtchens mit zu erleben, denn schon am 7. März 1747 meldet das Begräbnisbuch von Allerheiligen: „Sepultus dominus Josephus Schedon in crypta ecclesiae parochiales, Postae Praefectus, provisus omnibus Sacramentis necessariis.“

Seine wirtschaftlichen Verhältnisse scheinen nicht günstig gewesen zu sein, denn sein Nachlaß wurde als Konkursmasse erklärt. Auffällig ist dabei, daß von der Breslauer Kriegs- und Domänenkammer auch Postschulden, darunter die Reitgebühren für eine Estaffette von Gleiwitz nach Liegnitz, angemeldet wurden. Auch Zeitungsgelder waren noch abzuliefern. Für alle diese Beträge wurden Prioritätsrechte geltend gemacht. Dank der von Schödon hinterlegten Kaution scheint es indessen möglich gewesen zu sein, sämtliche Schulden zu decken.

Zu Schödons Nachfolger wurde der Zoll- und Acciseeinnehmer Gottfried Krabel bestellt, schon ein Beamter der preußischen Schule. Von ihm sei hier nur ein Brief wiedergegeben, den er wenige Tage nach Übernahme der Gleiwitzer Post an den hiesigen Magistrat richtete und der die Verhältnisse, wie sie noch unter Schödon geherrscht haben, deutlich illustriert. Krabel schreibt:

„Die heute früh um 2 Uhr hier eingelaufene Estaffette hat vorm Weißen Thor eine halbe Stunde lang halten müssen, ehe das Thor geöffnet worden, und so geschiehet es mit denen zur Nachts-Zeit eingehenden ordinären Posten auch. Da nun durch diese Verzögerungen, wohl niemanden die Schuld zu zu messen, als den Thor Wärters, dieses Aufhalten aber, da zu Breslau die Cours und Stunden Bettel nachgesehen werden, die größte Verantwortung nach sich ziehen muß, weil Seine Königliche Majestät die Posten prompt befördert wissen wollen. So habe Einen löbl. Magistrat ganz ergebenst bitten sollen, die Thorwächter dahin zu beordern, daß durch sie keine Verzögerung mehr vor kommt, weil ich sonst, um mich außer Verantwortung zu setzen, hohen Ortes speciale Anzeige zu thun gezwungen bin.“

## Aus der Frühzeit Gleiwitzer Zeitungen und Buchbindereien

Von Friedrich Kaminsky

Bekanntlich sind die ältesten Zeitungen in Oberschlesien der „Ratibor-Anzeiger“ und der „Oberschlesische Wanderer“. Die Einführung in alte Aktenbestände der Städte Beuthen, Oppeln sowie in die Stadtarchive Gleiwitz, Ratibor und Neisse und in das Staatsarchiv Breslau hat aber ein reiches Gebiet journalistischer Versuche in der Zeit zwischen 1800 und 1812, der journalistischen Frühzeit für Oberschlesien, ergeben. Von vornherein möchte ich betonen, daß diese Funde nur einen kleinen Ausschnitt aus einer noch nicht abgeschlossenen Untersuchungsreihe darstellen.

Im Jahre 1800 hatten sich in Ratibor der Buchhändler Juhr aus Troppau und in Oppeln der Buchdrucker Bölliz „etabliert“. Juhr, seiner Buchhändlertätigkeit nach ein echtes Kind seiner Zeit und ein Schüler aus dem Trafzler'schen Nachdruckssystem (Troppau), war ein geschickter Nachdrucker, Bölliz dagegen, mehr in alten Buchdruckerüberlieferungen steckend, war als Buchdrucker für Schul- und Geberbücher, amtliche Drucksachen und Schulschriften privilegiert und kam nicht so recht vorwärts. Übrigens hatte er eines der 11 Kramhäuser des Reichskramermittels zu Oppeln inne und rechnete so auch zu den vornehmsten Kaufleuten dieser Stadt. In Neisse, wo seit 1521 eine berühmte Druckerei geblüht hatte,\* ) war das Bildungswesen so zurückgegangen, daß nach der beweglichen Klage des dortigen Polizeipräsidiums schließlich nicht einmal eine Buchhandlung bestehen konnte. 1809 ist dort eine Monatsschrift „Der Humorist“ nur 2 Monate erschienen, aber nach derselben Quelle literarisch so tieftgehend gewesen, daß sie mit Recht eingegangen sei. Leider werden wohl Stücke davon sich nicht erhalten

\* ) Die Gleiwitzer Stadtrechnung von 1748 nennt einen Drucker Straubel, der Lieferungen für die Stadt machte. Im Laufe meiner Studien für die 1927 im Verlage von Priebsch herausgekommenen „Beiträge zur Geschichte des oberschlesischen Buchbinderei-, Buchdruck-, Buchhandels-, Zeitungs- und Bibliothekswesens bis 1815“ war eine Buchdruckerei dieses Namens in Oberschlesien nicht zu finden.

haben, wie überhaupt, bis auf den später noch erwähnten „Oberschlesischen Anzeiger“, aus jener Zeit Druckerzeugnisse der oberschlesischen Frühzeit wohl kaum noch vorhanden sind.

Während also in Oppeln und Neisse, den bedeutendsten oberschlesischen älteren Städten, keine Zeitung auftreten konnte, schien sich das damalige geistige Leben, nachdem auch in Ratibor mehrmals die ersten Anfänge, aus denen der „Oberschlesische Anzeiger“ später entstanden, im Sande verlaufen waren, im Bezirk der erwachenden Montanindustrie entwickeln zu wollen. In Gleiwitz bei der Kgl. Eisengießerei und in Zabrze bei der Königin-Luise-Grube waren zahlreiche auswärtige Beamte zugezogen, die sicher tiefere Bildungsbedürfnisse hatten. Und es ist eigenartig, daß gerade im jetzigen Industriebezirk, in Gleiwitz, das erste literarische Bureau, das als ein Vorläufer des „Oberschlesischen Wanderers“ angesehen werden kann, vom ehemaligen Kriegs- und Domänenrat Baron von Reisewitz 1810 oder vielleicht schon eher eröffnet wurde.

Nach dem Zusammenbruch Preußens war dieser ehemalige Beamte aus dem Gouvernement Warschau wie viele andere nach Schlesien geflüchtet. Mit journalistischem Scharfblick erkannte er das Bedürfnis nach einer Zeitung in Oberschlesien und vereinigte sich teils mit Juhr, teils mit dem Buchdruckereibesitzer Bögner aus Ratibor, zur Herausgabe von Zeitschriften. Bögner hatte fast gleichzeitig mit Böllitz in Oppeln ein Buchdruckereiprivileg erhalten. Bedenfalls finden wir Baron v. Reisewitz 1810 im März an der Spitze eines „literarischen Bureaus“ in Gleiwitz. Er muß damals auch in Gleiwitz gewohnt haben, da aus Gleiwitzer Altenstücken, die sich mit den ersten Stadtverordnetenversammlungen beschäftigen, hervorgeht, daß v. Reisewitz schon am 11. August 1809 das Stadtbürgerrecht in Gleiwitz zugebilligt wurde, er also im kommunalpolitischen Leben bereits eine Rolle spielte. Dagegen wird v. Reisewitz in einer Liste aller in Schlesien erscheinenden Zeitungen vom Januar 1811 als „jetzt“ in Ratibor wohnhaft bezeichnet. Es ist anzunehmen, daß es dem Baron vorschriebe, durch Zeitungsherausgabe in Gleiwitz ein „literarisches Bureau“ zu erhalten, die Zeitung aber, da der erste Buchdrucker sich erst 1826 hier niederließ, in Ratibor drucken zu lassen. Und es ist nur zu bedauern, daß dies nicht durchgeführt wurde, denn v. Reisewitz hatte die Zeitung auf die Grundlage der Industrie und der Kommunalpolitik gestellt.

Die Bezeichnung der ersten oberschlesischen Zeitung lautete nämlich, als Baron von Reisewitz Redakteur in Gleiwitz war: „Allgemeiner Oberschlesischer Anzeiger für Landleute, Kaufleute, Fabrikanten und Künstler“. Alle Wochen kamen zwei Blatt heraus. Zensor war der Bergrichter und Cosier Stadtrichter Caro. In der Liste wird angegeben,

dass das Blatt statistischen und merkantilischen Inhalts gewesen sei. Für „statistische“ Artikel könnte man heute Zeitberichte sagen. Also von Politik in unserem Sinne war wenig die Rede. Gleichzeitig gab v. Reisewitz auch noch in Gleiwitz das „Abendblatt“ (alle Wochen ein Blatt zu einem Bogen) heraus, das ebenfalls in Ratibor gedruckt wurde und „gemeinnützigen Inhalts zur Unterhaltung und Belehrung“, also in unserem Sinne eine Art Zeitschrift war.

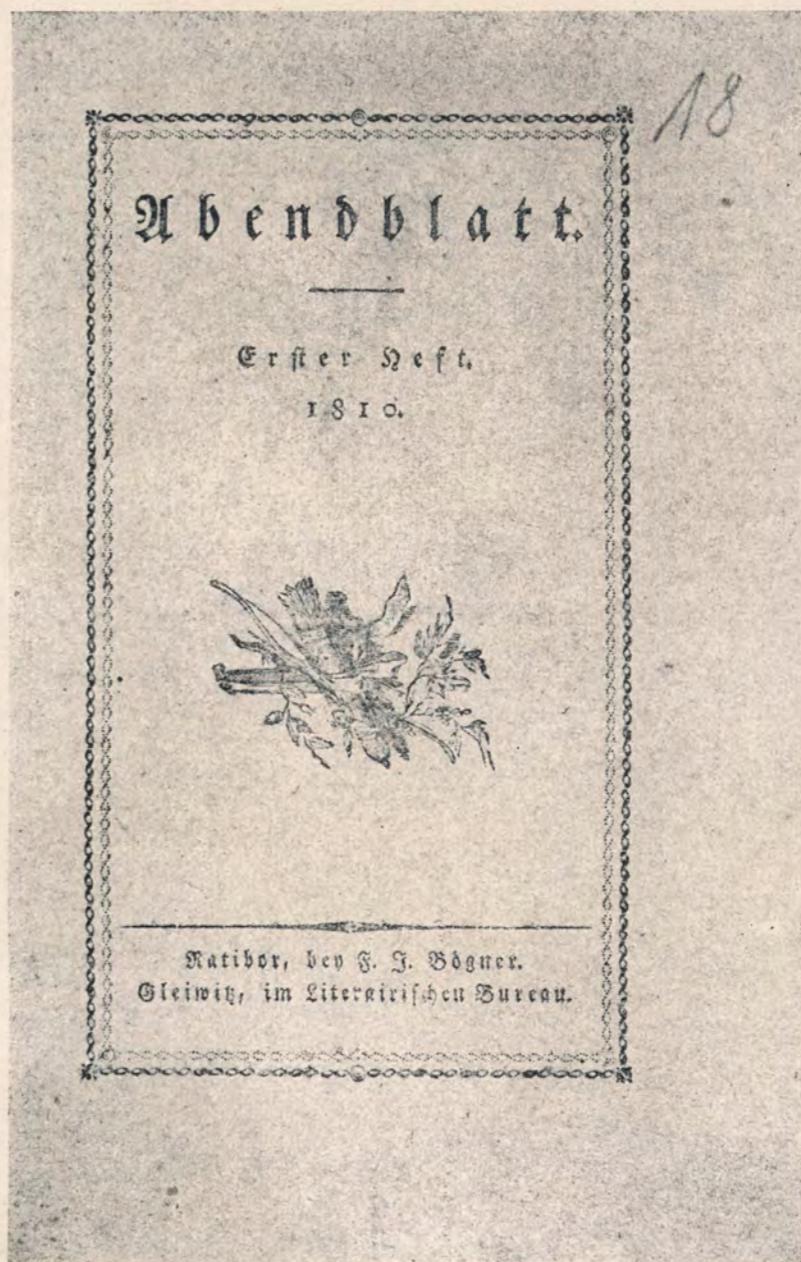
Aber auch in Pleß war eine solche entstanden: „Tagebuch“ mit Namen, historischen und politischen Inhalts, alle Wochen ein Blatt zu einem Bogen. Verleger, Drucker und Herausgeber war der dortige Fürstliche Hofbuchdrucker Feistel, der später viele Jahre lang in Oppeln neben Weilhäuser als Regierungsbuchdrucker wirken sollte.\*). Zensor war der Fürstliche Kammerrat Klingsberg. Vom „Tagebuch“ kam aber nur eine Nummer heraus. Denn der Kriegs- und Steuerrat von Below aus Tarnowitz, zu dessen Steuerbezirk damals Pleß und Gleiwitz gehörten, hatte wegen eines Zensurvergehens die Zeitschrift sofort unterdrückt. (9. März 1810.) Außerdem plante Feistel nach den Altenmeldungen die Herausgabe eines „Archivs für Krieg und Frieden“, geschichtlichen Inhalts, das der Doktor der Philosophie Jakob (in Pleß?), ein gelehrter und weitgeschätzter Mann, geschrieben hatte. Diese Schrift, welche der erste oberschlesische Vorläufer pazifistischer Literatur ist, handelte über Krieg und Frieden, Nutzen der Kriege, ewigen Frieden usw. Wie alle solche in der Provinz gedruckten Lieferungsverke sollte auch diese Schrift auf dem Wege der Pränumeration herauskommen, d. h. es mußte sich eine genügende Zahl von Bestellern vorher beim Drucker oder ihm bekannten Buchhändler oder Buchbindern melden. Feistel tritt dann noch ein Jahr später (1811) als Herausgeber, Drucker und Verleger folgenden Blattes auf: „Quintessenz alles Wissenswerten u. Nützlichen.“ Zweck: Unterhaltung und Belehrung, wobei die wichtigsten Nachrichten, welche die Berliner Zeitung enthielt, nachgedruckt wurden.

Wir sehen also, daß fast gleichzeitig im oberschlesischen Industriegebiete (Gleiwitz und Pleß) 4 Zeitschriften entstanden: Allgemeiner Oberschlesischer Anzeiger, Abendblatt, Tagebuch und Quintessenz. Ihr Bestehen erhielt erst die rechte Wurze durch das schroffe Dazwischenfahren des bereits erwähnten Herrn v. Below. Während die oberste Regierungsbehörde zu Breslau nur eine Nachweisung aller im Bezirk Tarnowitz gedruckten periodischen Druckerzeugnisse vorgelegt haben wollte, inszenierte Herr v. Below eine

\*). Vom Stadtarchiv Gleiwitz erhalte ich die Mitteilung, daß Feistel das „Tagebuch“ als Fortsetzung einer von ihm bereits früher herausgegebenen Zeitung „Beobachter an der Weichse“ angekündigt hat.

förmliche Inquisition in Pleß und Gleiwitz. (Zum Steuerdepartement Tarnowitz gehörte damals der ganze oberschlesische Industriebezirk von Tarnowitz bis Pleß). Der dortige Inhaber des Leseabinetts (Leihbibliothek), Fürstl. Rentamts-Buchhalter Pöhlisch, mußte zu Protokoll geben, was er an Büchern früher oder jetzt ausgeliehen habe, bezw. später ausleihen werde. Er mußte sogar sich protokollarisch verpflichten, einen Nachdruck seines Kataloges zu veranstalten und neue Bücher an Stelle der alten „schädlichen“ einzustellen (wer weiß, ob da nicht auch Schillers Räuber und Wilhelm Tell bei den „schädlichen“ waren?) Das „Tagebuch“ hat v. Below kurzerhand verboten, und die Breslauer Behörde hat niemals ein Exemplar dieser ersten Nummer gesehen, denn als v. Below um ein solches ersucht wurde, hieß es, daß „keins mehr vorrätig“ sei. Der Magistrat der Stadt Gleiwitz möchte wohl dahinter gekommen sein, daß Herr v. Below über das Maß des Erlaubten hinausginge. Er reichte nämlich die 3 Pflichtexemplare vom „Anzeiger“ und „Abendblatt“ nicht ein, da er mit der Regierung zu Breslau auf dem Standpunkt stand, daß diese Blätter ja von Ratibor aus eingesandt würden, um der großen Berliner Sammelstelle, dem Direktorium des Statistischen Amtes, zu dienen. Aber v. Below kündigte seiner vorgesetzten Behörde an, daß, wenn der Magistrat sich weiter „renitent“ benehmen würde, er mit Strafen gegen ihn vorgehen werde. Merkwürdigerweise findet sich bei den Alten keine Zurechtweisung des v. Below deswegen. Nur wird der Losier Bensor, den v. Below vorgeschlagen hatte, kassiert und dafür der allein zuständige Bensor in Ratibor ernannt. Andererseits wird aber, u. z. nicht von Breslau, sondern direkt vom Ministerium in Berlin aus, der Pleßer Bensor, Klingsberg, unter dem das Staatsverbrechen die Herausgabe des „Tagebuchs“ sich ereignete, seines Amtes enthoben und dafür der Fürstliche Pleß'sche Gerichtsdirektor Kosmaly zum Bensor bestellt.

In seinem Bericht über die vier erscheinenden Blätter leistet sich v. Below nun ein Höchstmaß von Unzulässigkeit und Verdächtigungslust. Zunächst erfahren wir, daß das „Tagebuch“ politisch nur wegen seines Nebeninhaltes verboten, also wahrscheinlich ein literarisches Blatt mit angehängten wirtschaftlichen Nachrichten nach Art der „Schlesischen Provinzial-Blätter“, war. Den „Anzeiger“ wagte er, da ja der Herausgeber ein ehemaliger kgl. Beamter von gleichem Range war, nicht zu verdächtigen, aber er kann es sich nicht vertneisen, das am „Abendblatt“ nachzuholen, indem er schreibt: „.... indessen ist nur ein Blatt heraus und daher nicht zu beurteilen, ob auch Politik darinnen vorkommen wird“. Vom „Anzeiger“ heißt es: „daß es nicht geraten sei, die Kultur des Landes, seinen Reichtum usw. zu allgemeiner Kenntnis zu bringen“. Es



Ankündigung der ersten Gleiwitzer Zeitung



wäre besser, meint v. Below, daß sich der „Anzeiger“ aller statistischen und Zeitnachrichten enthielte. Wahrscheinlich hätte er aber dann das Schicksal des „Humoristen“ in Neiße erlebt, denn der Zeitgeist drängte eben damals von der weichlichen Literatur hinweg zur Beschäftigung mit den wirklichen Erfordernissen der Wirtschaft, des Lebens und des unerhörten Zeitgeschehens. Ebenso verdächtigte v. Below „Wochenblatt“ und „Archiv“.

Nun befindet sich bei den Akten zwar keine erhaltene Nummer des Abendblattes, sondern nur noch die gedruckte Ankündigung: „Abendblatt, Erster Heft, 1810. Ratibor bey F. J. Bögner, Gleiwitz, im literarischen Bureau“. (Siehe Tafel XIII.) Auf der zweiten Seite des Blattes in rosafarbenem Umschlagpapier ist der Inhalt wie folgt angegeben: „Gedichte aller Art, unterhaltende, rührende, mitunter launige prosaische Auffäße; dramatische Szenen; Bruchstücke größerer Gedichte, z. B. aus der Tartaris; Sittengemälde; Beschreibungen geselliger Vergnügungen; Charaden; Logogryphen; Rätsel; Theaternachrichten; Familien- und Modenachrichten; Anzeigen von unterhaltenden Werken und anderen Neuigkeiten, die das schöne Geschlecht oder Männer von Geschmack interessiren. Zu jedem Quartal von 13 Bogen wird ein Kupferstich illuminiert mit National-Trachten; eine Vignette: ein Stick- und ein Strickmuster; ein Notenblatt zugegeben und nach und nach geliefert.“ — Man sieht, v. Reisewitz hatte Geschmack an Lebensformen. Nun die Mitarbeiter: „Die aus dem Freimüthigen — dem Erzähler — und dem Orpheus rühmlich bekannten Mitarbeiter wollen z. T. anonym bleiben. Die Beiträge anderer Herren Mitarbeiter . . . bitten wir an die Redaktion des Abendblattes zu Ratibor oder die Redaktion des Allgem. Anzeigers zu Gleiwitz einzufinden usw.“ Daraus geht deutlich hervor, daß in Gleiwitz der Sitz und Ausgabeort des Anzeigers war, u. z. war es das Literarische Bureau, für welches auch einmal die Unterschriften Chambres und Krafft\*) vorkommen. Ubrigens unterhielt dieses Bureau auch eine Leihbibliothek, die wahrscheinlich auch v. Below qifaniert wurde.

Baron v. Reisewitz mag nun, um weiteren Chifanen aus dem Wege zu gehen, den Bezirk des Steuerrats v. Below verlassen haben und nach Ratibor verzogen sein, und so kam Gleiwitz um den Sitz der ersten ober-schlesischen Zeitung. Nach den bisherigen Aktennotizen ist es nicht ganz klar, ob durch die Mitwirkung dieses Barons ein „Aufruf an die Preussen“

\*) In Gleiwitzer Akten kommt dagegen nach Mitteilungen des dortigen Stadtarchivs wiederholt ein Baron v. Chambres vor. Er war 1767 geboren, ledig und bei der Witwe Geisler in der Beuthener Vorstadt wohnhaft. Baron v. Chambres scheint der Mitarbeiter des Barons v. Reisewitz gewesen zu sein. Über seine Vermögensverhältnisse gibt eine Magistratsnotiz vom Oktober 1808 Auskunft: „Lebt von Interessen, welche jährlich p. pr. 400 Rthlr. betragen.“

1812 zustande kam, der mit das erste Flammenzeichen zur Erhebung Preußens im Jahre 1813 wurde.

Infofern hätte dann allerdings v. Below Recht gehabt, daß er vor dem v. Reisewitz warnte: „Man könne nie wissen, was er noch mal drucken werde.“ Daß aber, wie vielleicht v. Below im Stillen vermutet haben mag, Baron v. Reisewitz, wie andere ehemals im Gouvernement Warschau gewesene preußische Beamte, Mitglied einer geheimen Gesellschaft war, ist nicht anzunehmen, daher auch der Befürworter gegen ihn keinstwegs berechtigt. Die Geheimgesellschaft-Affäre aus der Mitte der 90-er Jahre des 18. Jahrhunderts, an der Kriegsgerichtsrat von Berboni und sein Schwager, der schlesische Journalist und Arzt Dr. Kausch aus Militsch beteiligt waren, war ja auch längst in Vergessenheit geraten und eine neue Zeit gekommen, die unmittelbar nach dem Zusammenbruch zum Aufstieg führen sollte.

Nun wird aber v. Below bei Prof. Dr. Bieckisch im 43. Band der Zeitschrift für Geschichte Schlesiens, Breslau 1909, „Zur Charakteristik der schlesischen Steuerräte (1742—1809)“ der relativ beste Steuerrat genannt, den das rechts der Oder gelegene Oberschlesien je gesehen habe. Dagegen kommt v. Reisewitz, der im Amt eines Steuerrats der Vorgänger v. Belows gewesen ist, soviel Bieckisch aus den Alten schöpft, sehr schlecht weg. v. Below stellt seinem Vorgänger das denkbar ungünstigste Zeugnis aus: Unterschlagungen, Missbrauch der Amtsbefugnisse, Willkür im Behandeln der Städte, Vernachlässigung der Rechnungsprüfungen. Besonders Gleiwitz war 1794 durch v. Reisewitz drangsaliert worden. Es würde zu weit führen, alle Beschwerden, die z. T. der Magistrat Gleiwitz, z. T. v. Below gegen den Freiherrn vorbringen, zu wiederholen. Bei Bieckisch sind sie genau bezeichnet. Welch merkwürdiger Widerspruch zwischen dem Steuerrat v. Reisewitz, der 1795 sozusagen aus seinem arg vernachlässigten Amt als Kriegs- und Domänenrat nach Plock „weggelobt“ wurde, und dem 1807 oder später aus Polen vertriebenen, nun zum Publizisten gewordenen „Bürger“ der Stadt Gleiwitz. Er weicht der Stadt seine Dienste, die er 15 Jahre vorher gründlich, wenn man v. Below, wie Bieckisch es tut, glaubt, geschöpft hat. Und auch bei v. Below welch ein Unterschied: nach Bieckisch einer der tüchtigsten Steuerräte von ganz Oberschlesien, nach meinem Befund der Befürworter im Staatsarchiv Breslau ein arger Peiniger der freien Meinung und Schriftsteller schlimmster Art. Man kann an diesem Widerspruch nicht vorbeigehen, ohne seine Überwindung zu versuchen.

Von 1795 bis 1810 waren 15 literarisch fruchtbare Jahre der Aufklärung vorübergegangen. Dieser Zeit mußte Freiherr v. Reisewitz

eine innerliche Umwandlung zu verdanken haben, wenn v. Below mit seinen früheren Verbüchtigungen wirklich Recht gehabt haben sollte. Denn wenn v. Reisewitz wirklich so arg gegen Gleiwitz gewütet hätte, so würde er es nicht mehr, auch nach 15 Jahren nicht, gewagt haben, wieder hierher zurückzukehren, ein „literarisches“ Bureau zu gründen, eine Zeitung für Gleiwitz herauszugeben, sich um das Bürgerrecht zu bemühen und als freier Schriftsteller sich um das Wohl der Stadt zu kümmern. Wer als Journalist ein literarisches Bureau in einer oberschlesischen Kleinstadt eröffnete, muß damals wenigstens bei einem Teil der Bürgerschaft Vertrauen genossen haben. Da Bieckisch v. Reisewitz als einen Günsling des Fürsten v. Anhalt-Köthen in Pleß bezeichnet, bei dem er vor 1790 Kammerassessor war, so hätte v. Reisewitz schließlich auch in Pleß Anschluß suchen können. Wenn er aber weder Pleß noch Ratibor, den Sitz des für ihn drückenden Bögner\*), zum Aufenthalt wählte, sondern Gleiwitz, so muß er zum mindesten sein Betragen einer starken Korrektur unterzogen haben.

Bieckisch aber gibt auch selbst die Handhabe an, um das Urteil über v. Reisewitz und v. Below zu ändern. Er urteilt zusammenfassend, daß in der ersten Regierungszeit Friedrichs II. die schlesischen Steuerräte zum großen Teil rechte Sumpfblüten (Prof. Dr. Bieckisch drückt sich allerdings sanfter aus, läßt aber die Wahrheit durchblicken) waren, während erst gegen Ende des Jahrhunderts edlere Menschen in diese Ämter kamen. Er betont aber, um auch hier keinen Optimismus aufkommen zu lassen, daß auch in dieser Epoche neuer Schaden sichtbar wurde. Wörtlich: „Trotzdem läßt sich eine gewaltige Verschlechterung des Beamtenmaterials unter Hoym gar nicht leugnen, weil ein furchtbarer Krebschaden, eine von Jahr zu Jahr wachsende Protektionswirtschaft, um sich fraß“. Auf Gleiwitz angewandt, heißt das: Entweder spielt sich in dem Verhältnis v. Belows zu dem oberschlesischen Landratsohn v. Reisewitz ein solches aus Protektion entstehendes Intrigenspiel ab, oder aber in Baron v. Reisewitz ist eine auffallend gründliche Wandlung des Charakters, der Lebensführung und der Lebensauffassung vor sich gegangen. In diesem Fall wäre er das interessante Beispiel eines durch den Geist der Aufklärung und das Erlebnis der Kriegstirren von 1806 und 1807 geläuterten Menschen. Nehmen wir ruhig das letztere an.

Nachdem so Redaktion, Literarisches Bureau und damit also literarische und Aufklärungs-Interessen für Gleiwitz als sicher belegt anzusehen sind für eine Zeit, in der sich in Schlesien die Erneuerung des Preußischen Staates vorbereitete, wären nur noch die gewerblichen Ver-

\* Nach Gleiwitzer Stadtrechnungen von 1818 hat sogar der Magistrat Gleiwitz in Ratibor bei Bögner drucken lassen.

hältnisse der Stadt zu betrachten. Es ist anzunehmen, daß sich einige Anknüpfungspunkte an das Buchgewerbe daraus ergeben. Wir gehen auf die statistische Tabelle der Stadt Gleiwitz vom Jahre 1811/12 zurück.

Sie weist auf Seite 31 einen Buchbinder, eine Leihbibliothek mit etwa 300 Bänden — und am Rande von uns bemerkt: — 1 Malermeister, 2 Stadtmusiker mit 5 Gehilfen, „welche die Kirchenmusik machen“, nach. Diese interessante Feststellung gewinnt dadurch an Farbe, daß im Verzeichnis von 1812 diese Leihbibliothek in einer extra dafür vorgeschriebenen Rubrik eingetragen ist, während die hinter dem Buchbinder eingetragene Bemerkung als „irrtümlich“ nachträglich korrigiert wird. Leider geht nun daraus nicht her vor, ob in dieser Büchersammlung der Rest der v. Reisewitz'schen Bibliothek zu sehen ist oder ein dem damaligen Buchbinder angegliedertes „Lesekabinett“, wie meistens der Name für solche Leihbibliotheken lautete.

Interessant ist dann noch die Angabe aus der Statistik für 1816, daß Gleiwitz in diesem Jahre zwei Buchbindermeister und einen Musikkreis (oder Componist, wie die Rubrik sagt) zählte.

Der zweite Buchbinder stammte aus Deutsch-Neukirch und hieß Augustin Ronge. Er hatte zuletzt 6 Monate lang in Jägerndorf als Geselle gearbeitet. Zu Pfingsten 1816 war er mit dem Ratiborer Buchbinder Kähner zusammengekommen, der ihn auf die Eröffnung des Gleiwitzer Gymnasiums aufmerksam machte. Letzterer Umstand bewog Ronge, nach Gleiwitz überzusiedeln, wo er schon am 19. Juli 1816 den Bürgereid leistete. Bei der Annahme als Bürger war er erst 20 Jahre alt, was dem Gleiwitzer Magistrat, der von dem bereits ansässigen Buchbindermeister Ignaz Gärtner aus Konkurrenzneid angezeigt worden war, einen scharfen Verweis der Regierung einbrachte. Die Regierung sprach sogar die Vermutung aus, daß die Leistung des Bürgereides vor eingetretener Großjährigkeit nur deshalb erfolgt wäre, damit Ronge nicht zum Militärdienst herangezogen würde. Sie drohte auch damit, dem Ronge das Bürgerrecht wieder entziehen zu lassen.\*)

Den Buchbinder Gärtner nennt ein Gleiwitzer Altenstück von 1808 als Hausbesitzer mit folgenden Personen:

\*) Die Erwähnung Ronges und die folgende Fußnote verdanke ich einer Durchsicht des Verkehrsdiktors Böltel in Gleiwitz, der das Stadtarchiv Gleiwitz angelegt und in letzter Zeit auch durchorganisiert hat. Böltel fand im Breslauer Staatsarchiv [Rep. 201 c Acc. 18/25 Nr. 237] auch die Nachricht, daß Ronge bei dem Dr. Meyer Wohnung und Kost fand. Dr. Meyer wollte ihm auch die „Leih-Bibliothek“, die er vor einem Vierteljahr von dem Postmeister Schwürz übernommen hatte, übergeben, da er seines Berufes wegen nicht die nötige Zeit zu deren Pflege fand. Dr. Meyer hatte in den 3 Monaten nur 4 Rthlr. cour an Leihgebühren eingenommen.

Frau, 3 Kinder, 1 Geselle, 1 Knecht, 1 Lehrling, 2 Mägde. Aus diesem großen Personal, das er erhält, erkennt man eine gewisse Wohlhabenheit und daraus wieder, daß Gärtner schon lange vor 1800 in Gleiwitz ansässig gewesen sein muß. Jedenfalls kommt schon 1780 eine Familie Gärtner in Gleiwitz vor. Es wird eine Witwe Gärtner mit 4 Töchtern genannt; 1787 wohnte, ebenfalls nach Gleiwitzer Stadtakten, im Kgl. Fabrikenshaus, als Ausländer bezeichnet, ein Möbelmacher Franz Gärtner.\*)

Die Ausstrahlungsmöglichkeit des gerade für Gleiwitz festgestellten geistigen Lebens kann man nur verstehen, wenn man den ganzen Zusammenhang über sieht, in welchem das oberschlesische Zeitungswesen langsam sich entwickelte. Besonders das Herüberwechseln einer Zeitung von Stadt zu Stadt, auch der Buchhändler von Ort zu Ort ist interessant. Man muß sich das geistige Leben der Zeit von 1800—1816 als bis in die tiefsten Tiefen aufgezählt vorstellen. Zeitungen und Zeitschriften wurden gegründet und wieder eingestellt. Im geistigen Getriebe waren damals die Zeitungen das bewegliche Element, während das Buchbindergewerbe, viel mehr als heute eine Pflanzstätte der Bildung, mehr das stabile Element im Bildungslife darstellte.

Für die Beweglichkeit der Zeitungsleute ist auch die Entstehungsgeschichte des Oberschlesischen Wanderers ein Beispiel, das in diesem Zusammenhang gestreift werden möge. Zur Zeit der Befreiungskriege und vorher war die Druckerfamilie Neumann in Landeshut tätig. Im Jahre 1826 gründet sie in Gleiwitz eine Druckerei, die nachmalige Stadtbuchdruckerei, und gibt zwei Jahre später in Quartformat den „Wanderer“ heraus, dessen 24 erste Bände ich selbst besitze. Sie sind in den ersten Jahren des Wanderers arg auf Belletristik und Belehrung eingestellt und nähern sich ganz beträchtlich dem Zeitungstyp, den wir aus der Zeit der sogenannten moralischen Wochenschriften besonders in Mitteldeutschland kennen.

Daher dürfte es hier interessieren, die Art der Zeitungen kennen zu lernen, die Neumann vor seiner Gleiwitzer Zeit in Landeshut herausgegeben hat. Aus einer Liste „Haupt-Nachweisung der in dem Breslau'schen Regierungs-Departement herauskommenden Intelligenzblätter, Zeitungen, Tageblätter, Wochen-, Monats- und Quartal-Schriften“ geht hervor, daß im Jahre 1811 in Landeshut folgende Zeitungen bzw. Zeitschriften gedruckt wurden:

1. Neues Blumenkörbchen, monatlich zwei Stück herausgegeben, Buchdrucker Neumann, Verleger derselbe, Bensor: Kriminal-Justizrat und

\*) Gleiwitzer Stadtbücher melden schon von 1767 ab einen Buchbinder Gärtner. Der 1764 schon in Stadtrechnungen erwähnte Sachen kann auch ein auswärtiger Buchbinder gewesen sein, wie auch 1750 für Gleiwitz die Grafsche Druckerei in Breslau, 1758 Tramp in Brieg und 1771 Börner in Brieg Lieferungen hatten. Die Namen Tramp, Börner und Gärtner wiederholen sich bis 1800 immerfort.

Bürgermeister Benda, Haupttendenz des Blattes: Belustigung und Unterhaltung.

2. Ulrike oder die Buhlerin, ein Spiegel für Frauen und Mädchen, monatlich zwei Stück, Herausgeber: Privatlehrer Hain in Landeshut, Verleger Neumann, Bensor: Benda, Haupttendenz des Blattes: wie oben.

3. Der Bürger und der Landmann, monatlich zwei Bogen, Herausgeber: Feuerbürgermeister v. Scheibner in Landeshut, Verleger: Neumann, Bensor: Benda, Haupttendenz des Blattes: Unterhaltung gemeiner Stände.

Es konnten sich also damals in Landeshut 3 Zeitungen halten. Außer Neumann gab es noch eine zweite Druckerei in Landeshut, die Jahn'sche. Möglicher, daß infolgedessen Neumann aus seinem reichen Betätigungsfelde abgedrängt wurde. Über den Feuerbürgermeister v. Scheibner ist noch bekannt, daß er vor 1811 seinen „Bürger und Landmann“ zuerst in der Druckerei Lichtenfeld in Schweidnitz hat verlegen und drucken lassen, später bei dem Schweidnitzer Buchdrucker und Kupferstecher Stuckart. v. Scheibner hat dreimal im Zeitraum von 10 Monaten den Verleger und Drucker gewechselt. Es war eine bewegliche und aufgeregte Zeit, in der wir die ersten oberschlesischen Zeitungen antreffen. Dasselbe Schauspiel der raschen Verlegung des „Oberschlesischen Allgemeinen Anzeigers“ und des mit ihm verbundenen Literarischen Bureaus durch Baron von Reisewitz von Gleiwitz nach Ratibor erlebten wir auch bei von Scheibner in Schweidnitz bezw. Landeshut. Erst in Gleiwitz scheint Neumann die ruhige Bahn der Entwicklung gefunden zu haben, die zu einer nunmehr 100 jährigen Vergangenheit der von ihm gegründeten Zeitung geführt hat.

Es ist nun interessant, daß auch im heutigen Geistesleben von Gleiwitz, wie vor 100 und mehr Jahren, Zeitungen, Bibliothek und Musikschule eine wesentliche Rolle spielen. Alle drei Bildungsmöglichkeiten suchten damals in Gleiwitz schon den ihnen eigenen Mutterboden, den sie auch fanden und mit großer Zähigkeit gehalten haben.

## Die Schrotholzkirche Mariae Himmelfahrt auf dem Hauptfriedhof in Gleiwitz

Von Dr. Franz Heinevetter

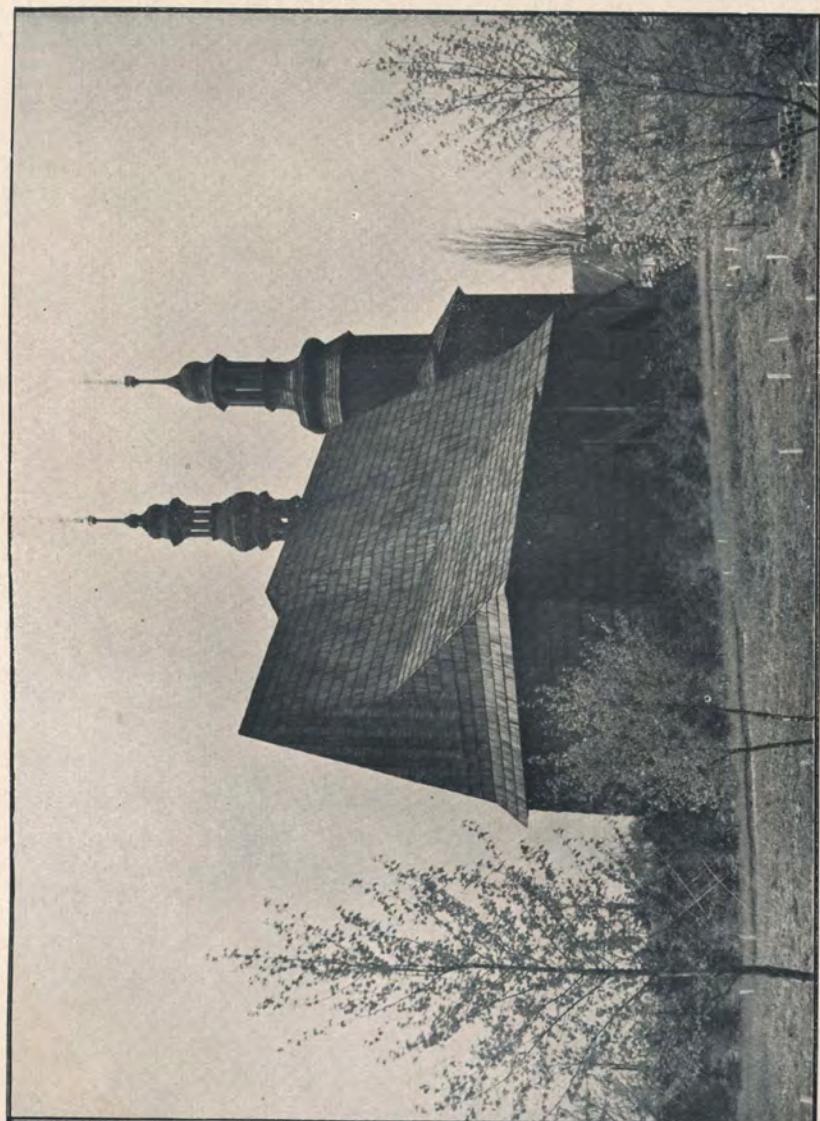
**S**chriftliche Urkunden, die uns von der geschichtlichen und kulturellen Entwicklung Oberschlesiens Kunde geben könnten, sind im Verhältnis zu anderen Landesteilen recht spärlich. Der Grund für diesen Mangel liegt einerseits in dem hier ausgefochtenen wechselvollen Kampf zwischen Germanentum und Slaventum, andererseits wohl hauptsächlich in den schwierigen Schicksalen, die Oberschlesien mehr wie andere Gegenden von jehor erdulden mußte. So gewinnen die vorhandenen Bau- und Kunstdenkmäler eine erhöhte Bedeutung als Urkunden, die zwar nicht mit Worten sprechen, wohl aber bei eingehender Untersuchung manchen Aufschluß geben können. Als einbringlichste Zeugen der Vergangenheit treten uns die Holzkirchen entgegen. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts waren fast alle Landkirchen in Oberschlesien aus Holz gebaut, was als natürliche Folge des Waldreichtums der Provinz und der geistigen Einstellung der Bewohner anzusehen ist. Die oberschlesischen Holzkirchen unterscheiden sich jedoch in ihrem Charakter wesentlich von ihren süddeutschen und nordischen Schwestern. Sie haben nicht das der Gotik eigentümliche Aufstrebende, das Emporwachsen über alles Irdische, sondern sie schmiegen sich in ihren Formen der heimatlichen Scholle an, sie träumen versponnen von Erdenleid, von Kampf und Not. Arm und in schwerer Arbeit fristete der oberschlesische Bauer sein Leben, bescheiden und schmucklos war sein Gotteshaus. Das ist indessen nicht als Mangel anzusehen, denn durch diese Schlichtheit wird erst so recht der Eindruck des Traulichen, der Weltabgeschlossenheit hervorgerufen.

Die Mannigfaltigkeit in der Bauweise der Holzkirchen ist unbeschränkt. Waren es doch nicht wie bei den Steinkirchen der letzten 50 Jahre einzelne Baufirmen, die dieselbe Kirche mit geringen Abweichungen in Dutzenden von Orten erbauten, sondern bodenständige Handwerker, tüchtige Zimmerleute,

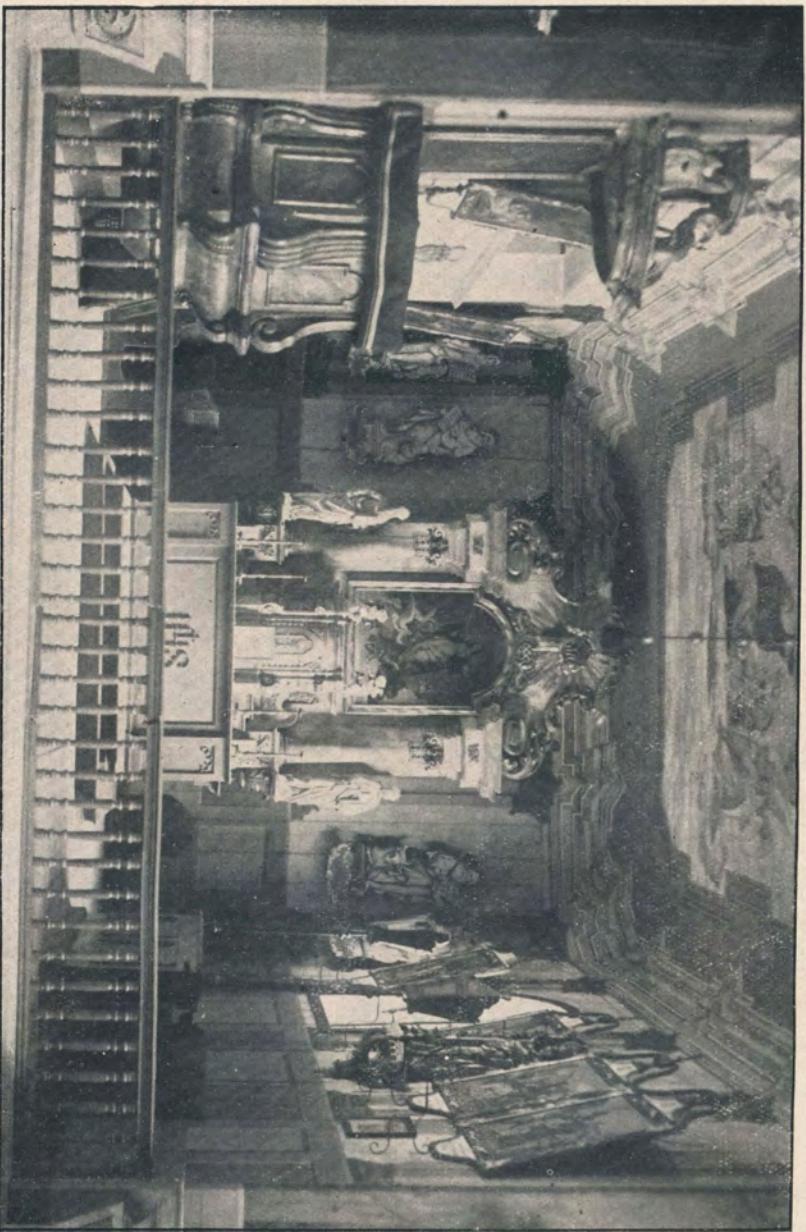
die, allerdings unter sachkundiger Leitung, ihr eigenes Kirchlein nach eigenem Geschmack, den Bedürfnissen und den Mitteln der Gemeinde angepaßt, errichteten. Wechselseitig sind deshalb die Grundrisse, bald in langem Rechteck, bald fast quadratisch angelegt. Ofters kommt die Kreuzform vor, seltener die Zentralanlage und die mehrschiffige Anlage. Der stets geräumige Chor ist meist gerade oder dreiseitig abgeschlossen. Der Turm hat bei allen Kirchen den gebieterischen Unterteil gemeinsam, zeigt aber in seinen Aufbauten und seiner Bekrönung einen ungemeinen Formenreichtum, vom einfachen schrägen, vierseitigen Dach bis zur zarten, mehrfach durchbrochenen Barockkuppel. Die Anbringung der neben dem Chor befindlichen Sakristei, die zur Orgelempore und sonstigen inneren Aufbauten von außen führenden überdachten Treppen, die Umgänge und Flugdächer, überdachte Seiten-eingänge und anderes unterscheiden die äußeren Formen der Holzkirchen sehr stark und geben ihnen den malerischen Reiz, der sie so wertvoll macht. Spätere Uml- und Anbauten waren selten eine Verschandelung, sondern haben meist eine Formenbereicherung herverufen. Auch die Behandlung des Inneren der Kirchen weicht stark voneinander ab. Die meisten der erhaltenen Holzkirchen haben eine flache, mit Brettern verkleidete Balkendecke, trotzdem ist die gewölbte Tonnendecke wohl die ursprüngliche Form gewesen. Die Innentände zeigen bei den ärmeren Kirchen die rohe Balkenlage, bei den meisten eine Holzverschalung oder späteren Kalkputz. Bemalung der Balken oder Verschalung, sowie der Decke ist vorherrschend. Allen Holzkirchen gemeinsam ist die Beschindelung des Daches. Die Schindeln waren früher das gegebene, billige und überall erhältliche Dachdeckungsmaterial für kirchliche und für profane Bauten. Überall waren Schindelmacher ansässig, wovon noch jetzt der in Oberschlesien häufige Name „Schindler“ zeugt.

Viele unserer traulichen Holzkirchen sind bereits ihren Feinden zum Opfer gefallen. Meistens war es das Feuer, sei es durch Brand, sei es durch Blitzschlag herverufen. Fäulnis und Holzwurm waren es bei anderen, die das Zerstörungswerk vollbrachten. In den letzten Jahrzehnten trat als gefährlichster Feind das Wachstum der Gemeinden und die dadurch bedingte räumliche Beengung hinzu. Ferner die falsche Sucht der Landbevölkerung, durch eine steinerne Kirche ihre fortschrittliche Gesinnung zu bezeugen. Es muß allerdings zugegeben werden, daß bei der Steigerung des Holzpreises die Erweiterung oder der Umbau einer Holzkirche meist finanziell schwieriger ist, als ein Neubau aus Steinen, zumal fast stets eine Ergänzung und Instandsetzung des stehenbleibenden Teiles der Kirche nötig wird.

Frühzeitig wurde die Gefahr des allmählichen Verschwindens dieser ehrwürdigen Bauten erkannt. Deshalb galt es zu retten, was irgend



Die Schrotholzkirche Mariae Himmelfahrt auf dem Hauptfriedhof in Gleiwitz

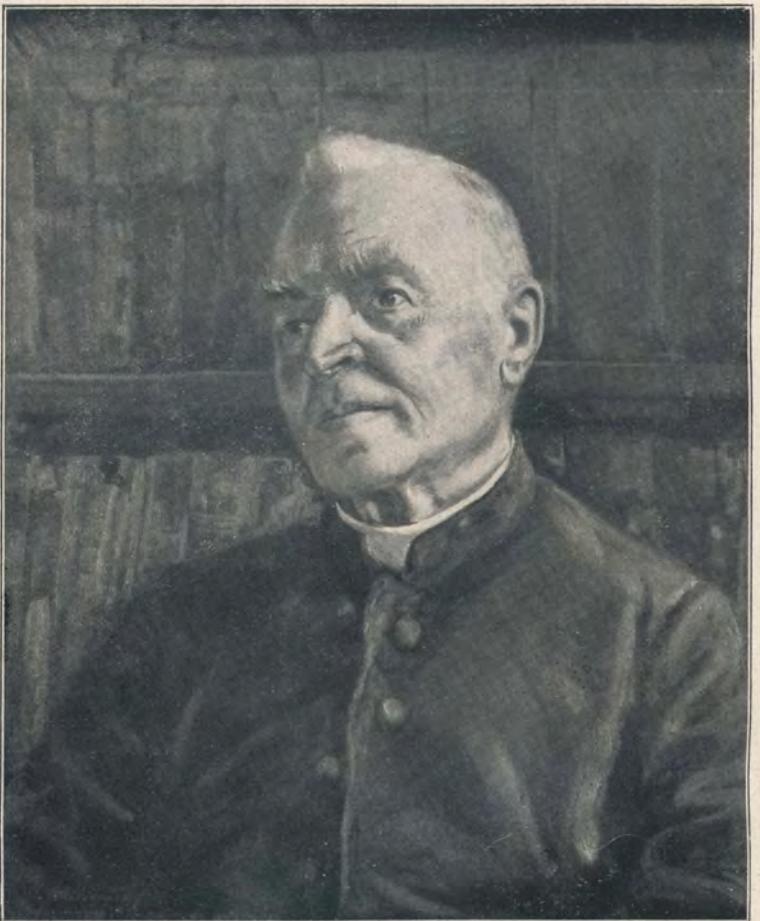


Züst in das Innere der Gleiwitzer Schrotholzkirche



Alte Malerei in der Gleiwitzer Schrotholzkirche  
(Die Umrisse der Figuren sind nachgezogen)





*Dr. Johannes Chrząszcz*

Nach einem Gemälde von Lucas Mrzygłod im Oberschlesischen Museum Gleiwitz

möglich war. Die bedrohten Kirchen fingen an zu wandern. Vor 50 Jahren wurde die Kirche aus Ostrog nach Zawada, vor 25 Jahren die Mokultschützer Kirche nach Beuthen, vor 15 Jahren die Kirche von Kandzin nach Breslau verpflanzt.

Auch der Kirche in Zembowitz drohte seit langer Zeit der Untergang. Durch das Wachstum der Gemeinde war das Holzkirchlein zu klein geworden und dicht daneben ein großes neues Gotteshaus empor geschossen. Das wachsame Auge des Provinzialkontraktors Dr. Burgemeister verhinderte zwar einen Abbruch der alten Kirche, konnte es jedoch nicht verhindern, daß sie von Jahr zu Jahr aus Mangel an Pflege immer mehr verfiel. Denn über ein Jahrzehnt ging der Streit zwischen der Gemeinde und dem Patronat, wer wohl zur Unterhaltung verpflichtet sei. Im Laufe der Zeit sind etliche Bewerber um das Kirchlein aufgetreten, unter ihnen die frühere Gemeinde Elsguth-Zabrze und die Redemptoristenpatres in Gleiwitz. Kurz vor dem Kriege erschien zu allem Überfluß in der „Oberschlesischen Volksstimme“ die Anzeige „Eine schöne Holzkirche zu verschenken“, allerdings ohne Wissen und Genehmigung der Gemeinde. Eingeleitete Verhandlungen scheiterten jedoch an der Kostenfrage und dem Mangel an eifrigem Verfechtern des Verpflanzungsgedankens. Auch die Absicht des Patronats, die Kirche im Raudener Schlosspark aufzustellen, wurde nicht verwirklicht. Da trat im Jahre 1922 ein neuer Bewerber auf. Das Oberschlesische Museum in Gleiwitz sah sein Vermögen der Geldentwertung zum Opfer fallen und fasste den Gedanken, das verfügbare Kapital durch Erwerbung einer Holzkirche wertbeständig anzulegen und damit gleichzeitig einen geeigneten Raum zur Aufstellung seiner kirchlichen Kunstdenkmäler zu gewinnen. Der Plan scheiterte zunächst an der Weigerung des Patronats und an der ungemein rasch fortschreitenden Geldentwertung. Als jedoch durch das Ableben des Herzogs von Ratibor eine neue Lage geschaffen wurde und das Patronat der Gemeinde Zembowitz anheimstellt, die polizeiliche Abbrucherlaubnis einzuholen, war die Gefahr der Vernichtung in die nächste Nähe gerückt. Es galt rasch zu handeln. Der Wunsch der Gleiwitzer Bürgerschaft, auf dem neuen Hauptfriedhof eine Begräbniskirche zu haben, kam der schließlichen Verwirklichung der Verpflanzung zustatten. Und da auch die Kirchenbehörde an dem Vorhaben ein erhebliches Interesse hatte, nahm Stadtbaurat Schabit mit allem Nachdruck die Verhandlungen mit der Gemeinde Zembowitz auf und löste durch erfolggekörte Verhandlungen mit der Provinz, der Regierung und dem Stadtverordnetenkollegium die Kostenfrage. Erleichtert wurde die Verwirklichung des Planes noch durch das Entgegenkommen der Gemeinde Zembowitz, die auf einen Kaufpreis verzichtete, und durch die Mitarbeit mehrerer Gleiwitzer Herren,

unter denen der damalige Stadtverordnete Bölkel besonders hervorzuheben ist. Die Abbruch- und Wiederaufbauarbeiten wurden dem Baumeister Robert Josefek in Gleiwitz übertragen.

Die Kosten der Verpfanzung stellten sich fast doppelt so hoch, wie ursprünglich angenommen wurde. Nur dadurch, daß die Regierung und besonders die Provinz Oberschlesien namhafte Zuschüsse gaben, ließ sich die Finanzierung für die Stadt ermöglichen.

Im Herbst 1925 begann der Abbruch der Kirche. Es zeigte sich, daß deren Holz im großen und ganzen noch gesund war. Nur die untersten Balkenlagen, ein Teil des Turmgebälks, der Dachreiter, der Seiteneingang und die Beschindelung mußten durch neues Material ersetzt werden. Mit der Wiederherstellung der Innenbemalung und der Staffierung der Einrichtung wurde der Kunstmaler Karl Blažek betraut. Bald stand die Kirche in ihrer alten schönen Form auf ihrem neuen Platz, dem Hauptfriedhof in Gleiwitz. (Siehe Tafel XIV.)

Am 30. Oktober 1926 fand die kirchliche Einweihung statt. Die Weihe der Kirche wurde in Vertretung des Bischofs von Kanonikus Dr. Buchwald vollzogen. Zu dem feierlichen Amt waren Vertreter der Regierung und verschiedener Behörden erschienen. Der Magistrat der Stadt Gleiwitz nahm vollzählig teil. Das nach der Einweihung celebrierte feierliche Hochamt, bei dem die gesamte Geistlichkeit der Stadt zugegen war, wird für die Teilnehmer eine unvergeßliche Erinnerung sein. Die Anteilnahme der Bevölkerung war so groß, daß das Kirchlein die Menge nicht fassen konnte.

Der Grundriß der Kirche ist rechteckig mit einem etwas schmaleren Chor, der durch eine gerade Wand abgeschlossen ist. Die Balken sind aus Kiefernholz geschrotet, nur die untersten Lagen sind Eichenholzbalken. Die gemauerte Gruft, die sich in Zembowitz unter dem Chor befand, und in der die Toten der Familien von Wallshofen, von Sodern und von Banowsky ruhten, wurde in gleicher Weise in Gleiwitz angelegt, wo sie für die Geistlichkeit der Pfarrkirche Allerheiligen bestimmt ist.

An die Kirche angebaut ist der Glockenturm mit gebielförmiger Grundfläche und senkrecht aufsteigendem Baukörper, darüber zurücktretend ein achteckiges Glockengeschoß mit schöner, durchbrochener Barockhaube. Der Dachreiter mit seiner hohen, lebhaften, zweimal durchbrochenen Barockhaube ist besonders reizvoll. Einzigartig ist auch die Behandlung der Giebelwand des Chores durch die schräge Musterung des Schindelbelages. Über der an der Seite des Chores angebauten Sakristei befindet sich die später errichtete Patronatsloge, zu der eine Treppe von außen hinaufführt. Diese, sowie die zur Orgelempore ebenfalls von außen führende bedachte Treppe beleben die eine Langseite der Kirche, während auf der anderen

Langseite der Vorbau des Seiteneinganges eine malerische Abwechselung bietet. Der Haupteingang befindet sich auf der Stirnseite des Turmes.

Was die Kirche von den meisten ihrer Schwestern auszeichnet, ist ihre zarte Silhouette, ihre schlanke, himmelstrebende, gotische Bewegung atmende Form. Sie ist nicht die erste in Gleiwitz erbaute Schrotholzkirche. Man kann annehmen, daß schon die alte Pfarrkirche Allerheiligen eine aus Holz erbaute Vorgängerin gehabt hat, doch bestehen darüber keine Urkunden. Genauer sind wir unterrichtet über eine andere Gleiwitzer Holzkirche, die Dreifaltigkeitskirche (ad SS Trinitatem), die im Jahre 1409 an der „Galizischen Frachtstraße“, jetzigen Nikolaistraße, als Stiftung des Hauptmanns Michael Pillcator gegründet wurde. Wahrscheinlich brannte sie 1430, also wenige Jahre nach ihrer Erbauung gelegentlich der Hussitenunruhen schon wieder ab. Im Jahre 1601 wurde sie mit der ganzen Stadt ein Opfer der Flammen. Der an ihrer Stelle erstandene Neubau wurde im Februar 1627 durch die Dänen niedergebrannt. Zum viertenmal brannte die Kirche ab am 2. April 1813 durch ein Feuer, das um 11 Uhr nachts bei dem Bauern Fabian zu Trynek ausbrach, und das so schnell um sich griff, daß auch die Beuthener Vorstadt von ihm zerstört wurde. Nach einer Urkunde aus dem Jahre 1835 war der letzte Bau „eine Schrotholzkirche mit einem kleinen hölzernen Turm und einem kleinen Eingang an der Seite des Hospitalhofes.“ Von 1813 bis 1836 stand dort kein Gotteshaus. Erst am 14. Juli 1836 wurde der Grundstein zu der noch heute stehenden Trinitatiskapelle gelegt, die im Juni 1838 eingeweiht wurde. Die Kapelle durfte aber infolge einer Regierungsverfügung nicht die Größe der früheren Holzkirche haben, da stiftungsgemäß nur 4 Messen im Jahre in ihr gelesen werden brauchten. Die 1515 erbaute Kreuzkirche war zunächst ebenfalls von Holz, desgleichen auch die etwa um dieselbe Zeit errichtete St. Barbarakirche, über deren Geschichte wir im übrigen nur wenig wissen.

Die Urkunden über die Erbauung der Zembowitz Kirche sind auch spärlich. Ihre erste Erwähnung finden wir in dem Verzeichnis des Peterspfennigs für das Archidiakonat Oppeln vom Jahre 1447. In einer Urkunde von 1679 wird erwähnt, daß der Glockenturm abgesondert stand. Der Abbruch der Kirche hat nun sehr wichtige Aufklärung über die Baugeschichte gebracht. Konnte man bisher annehmen, daß von der ältesten Kirche nichts mehr erhalten sei, so hat uns die Verpfanzung eines anderen belehrt. Es stellte sich heraus, daß unter der erst Ende des 18. Jahrhunderts hergestellten Verschalung des Chores Gemälde auf den Balken vorhanden sind, die ihrem Charakter nach in das Ende des 15. Jahrhunderts gesetzt werden müssen. Die rechte Seite wurde von einer Kreuzigung eingenommen, von der noch der untere Teil des Gekreuzigten und

zwei liegende Heiligenfiguren gut erhalten sind. (Siehe Tafel XVI.) Rechts und links vom Altar befanden sich stehende Heiligenfiguren, von Schriftbändern umgeben. Auf der linken Seite des Chores ist noch der ornamentale Sockel mit seinem gotischen Blumentwerk gut erhalten, während von dem darüber befindlichen Gemälde infolge des späteren Einbaues der Patronatsloge nur noch Bruchstücke erhalten sind. Diese Erkenntnis ist deshalb so wertvoll, weil daraus hervorgeht, daß der Chor noch von dem ersten Bau stammt, sodass er die älteste erhaltene Holzkirche in Oberschlesien darstellt. Über die Zeit, in der das jetzige Hauptschiff, wahrscheinlich als Erweiterung der Kirche, erbaut wurde, ließen sich bisher leider keine Anhaltspunkte finden. Erst „Topographisches Handbuch von Oberschlesien“ nennt nach den Kirchenbüchern das Jahr 1452 als Jahr der Erbauung der Kirche. Es ist aber zweifelhaft, ob das jetzige Hauptschiff noch aus dieser Zeit stammt. Eine im Turmkopf beim Abbruch gefundene Urkunde gibt uns glücklicherweise wenigstens ganz genauen Aufschluß über die Entstehung des Turmes. Sie lautet wörtlich:

„Anno 1777, den 10ten July ist in Zembowitz Unter der glorreichen Regierung Ihro Maj. Friedrich II König aus Preußen, Souveränen und Obersten Herzog von Schlesien..... Dessen durch seine Kluge und Höchstbeglückte Regierung, Befochtene Siege, auch Milde aufrecht Haltung aller seiner Staaten und Unterthanen sich erworbenen unsterblichen Nahmen die späteste Nachwelt mit größter Ehrfurcht Ver Ehren und Bewundern muß, Ist dieser Kirchen Thurn erbauet worden. Das darmahlige Dominium in Zembowitz war eine Pupille Nahmens Carl Joseph v. Wallhoffen seines Alters 6 Jahr. Dessen Frau Mutter Anna Antonia Verwittbte v. Wallhoffen, geborene v. Paczensky et Tenzin aus dem Hause Sternabitz alt 27 Jahr. Dessen Vormund seines Seeligen Vaters Bruder Franz Ignaz v. Wallhoffen Erb Herr des Guthes Knieja. Und dermählicher Administrator dieser Pupillar Güther Zembowitz, Pruska et Poczelau alt 32 Jahr. Innliegende Königl. Preuß. Münz-Sorten waren zu dieser Zeit geldtbar. Das Größere Stück 2 gg oder 2½ sgr. Schlesisch. D<sup>o</sup> Kleineres 1 sgr. Schlesisch oder 3 Kr. Ein 6 Pfennig Stück nach Schlesischer Münze 2½ Gröschel. Ein Polturae oder 2 Gröschel. Obstehende bitten bey fünftiger Veränderung dieses Thurnes um Ein Christliches Memento.“

Auf der Rückseite des Bogens steht geschrieben: „Der Zimmermeister Adalbertus Kokot gebürtig und Possessionirt aus den Königl. Landes-Amts Gutth Szedrzic hat diesen Thurn gebauet, seines Alters 80 Jahr.“

Eine zweite im Turmkopf gefundene Urkunde ist in lateinischer Sprache abgefaßt und gibt Aufklärung über die damaligen Verhältnisse bei der kirchlichen Obrigkeit:

„Quod Anno 1777 tunc temporis Regnate Sanctissimo Pontifice Pio VI et Dioecesis Wratislaviensis Vicario Apostolico Mauritio de Strachwitz haec turris aedificata illeque nodus die 10 July huic turri impositus, Praesentibus testor. Zembowitz die 10 July 1777.

Joannes Trzesiglowsky tunc temporis Parochus Zembowicensis natione Micro — Glogoviensis aetatis 37. Qua testis Pr. Clemens Heen indignus Franciskanus et Collector conventus Namslaviensis aetatis 35 manu propria. Idus Fr. Ludowicus Smeck Collega et Collector illius circuli aetatis 34 manu propria.“

In die deutsche Sprache übersetzt lautet diese Urkunde: „Dass im Jahre 1777 unserer Zeitrechnung unter der Regierung seiner Heiligkeit, des Papstes Pius VI und des Apostolischen Vicars der Diöcese Breslau Mauritius von Strachwitz dieser Turm erbaut und jener Knauf am 10. Juli diesem Turme aufgesetzt wurde, sind die Anwesenden Zeuge. Zembowitz, den 10. Juli 1777. Johannes Trzesiglowsky, zur Zeit Pfarrer von Zembowitz, aus Klein-Glogau gebürtig, seines Alters 37 Jahre. Dieses bezeugt Pr. Clemens Heen, unverdiger Franziskaner und Collector des Namslauer Konvents, seines Alters 35 Jahr, mit eigenhändiger Unterschrift. Desgleichen Fr. Ludwig Smeck, Kollege und Collector derselben Gemeinschaft, seines Alters 34 Jahr, mit eigenhändiger Unterschrift.“

Diese Urkunden sind wegen der mannigfachen Aufschlüsse, die sie uns geben, äußerst wertvoll und werden jetzt im Breslauer Diözesanarchiv aufbewahrt. Das im Turmkopf gefundene, in der Urkunde beschriebene Geld befindet sich im Oberschlesischen Museum in Gleiwitz.

Patron der Kirche war stets die Gutsherrschaft. Als Ludwig Franz von Biemiek 1759 kinderlos starb, folgte dessen Bruder George Traugott. Nach dem am 6. August 1829 erfolgten Tode des Landrats Karl v. Wallhofen verkauften dessen Witwe Josefa geb. Biemiek und die übrigen Erben die Herrschaft im Jahre 1833 an Viktor Almatus Landgraf von Hessen-Rothenburg. Dieser sollte das Patronatsrecht nicht lange ausüben, denn schon am 12. November 1834 starb er auf dem Schlosse Zembowitz an den Folgen eines Schlaganfalls. Da er ohne Leibeserben war, hatte er vorher seine öberschlesischen Besitzungen einem Neffen seiner zweiten Frau, einem Prinzen von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, testamentarisch vermaßt. Als Viktor Moritz Karl Herzog von Ratibor, Fürst von Corvey, trat dieser kaum sechzehnjährig das Erbe an. Damit ging auch das Patronat über die Zembowitz Kirche auf den jeweiligen Herzog von Ratibor über. Mit der Erwerbung der Kirche durch die Stadt Gleiwitz im Jahre 1925 sind die Patronatspflichten erloschen.

Schweres hat die alte Kirche in den 5 Jahrhunderten ihres Bestehens gesehen, den Dreißigjährigen Krieg, Hungersnöte und Pestzeiten. Hundertfünfzig Menschengenerationen sah sie auf ihrem ersten und letzten Kirchgang in ihren Wänden. Erst in jüngster Zeit hat sie das wechselvolle Leidensschicksal ihrer oberschlesischen Heimat am eigenen Leibe erfahren. Im Jahre 1921 spielte sich in ihrer Nähe der Kampf zwischen polnischen Insurgenten und dem deutschen Selbstschutz ab. Eine polnische Granate durchschlug die ehrenwürdige Chorwand des Kirchleins, (das Loch ist zur Erinnerung erhalten worden), zertrümmerte die Galerie der Orgelempore, fuhr durch die Orgel und krepigte im Turmgebälf.

Möge sie weitere Jahrhunderte zur Ehre Gottes stehen und den Gefahren trocken, die ihr von Naturgewalt und Menschenhand drohen. Viel Leid und viele Tränen wird sie sehen, ist sie doch bestimmt, den Toten der Stadt als letzte Segnungsstätte vor dem ewigen Schlummer in der Erde zu dienen. Über Tröster wird sie sein denen, die ihre Lieben auf dem Friedhof besuchen und die nun Gelegenheit haben, ein Gebet für die Heimgegangenen an gottgeweihter Stätte zum Himmel zu schicken.

## Lage und Form der Siedelungen im Stadtfreis Gleiwitz

Von Karl Schabik

Das Streben nach der Wohnungsform, die unbestritten die letzte Stufe der Vollkommenheit darstellt, nach dem Einfamilienhause mit Garten, zeigte, von England stark befruchtet, bereits vor dem Kriege in einzelnen Gemeinwesen manche Ansätze. Eine starke Förderung erfuhr dieses Streben, als mit Beendigung des Krieges und Rückkehr zur Arbeit Staats- und Reichsregierung die für den Wohnungsbau unentbehrlichen Zuschüsse zunächst nur dem Einfamilienhause zuwandte und damit diese Wohnungsform in allen Gemeinden einführte.

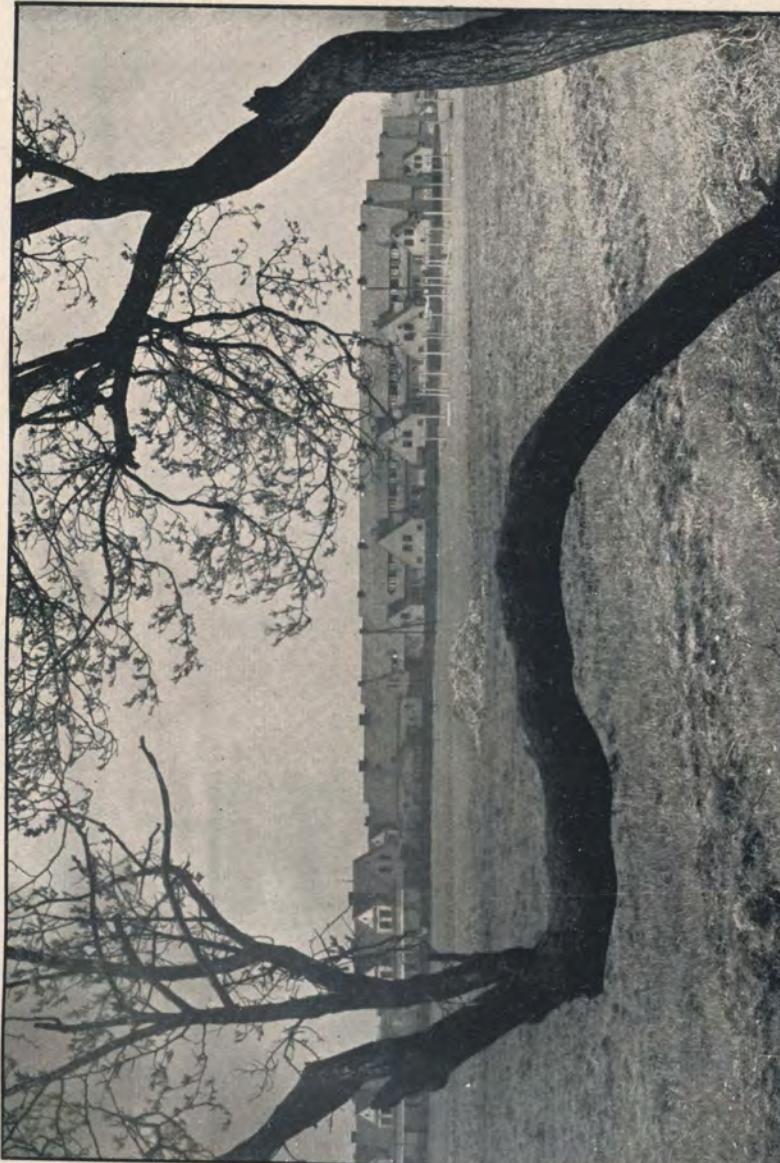
Das Einfamilienhaus der Vorkriegszeit findet man nur weit draußen vor den Mauern der alten Stadt. Wohnungsgenossenschaften, Eisenbahn und Industrie wirkten ihre Wohnungsfürsorge in mehrgeschossigen Häusern im Innern der Stadt aus. Die von ihnen gewählte Wohnform steht mehr oder minder hinter dem zurück, was für eine einwandfreie Gestaltung auch des Geschosshauses gefordert werden muß. Man vergleiche die Häuser des Beamten-Wohnungs-Vereins und die der Eisenbahnverwaltung, die der Volksmund „Port Arthur“ getauft hat. Den Gedanken des Einfamilienhauses vertritt nur die Siedelung der ehemaligen Eisenbahnbedarfs-Aktiengesellschaft an der Bergwerkstraße in ihrer vielleicht im Innern zweckmäßigen, im Äußeren aber wenig anmutigen Gestaltung.

Als mit Kriegsende der Siedelungsgedanke auch an die Tore der Stadt Gleiwitz pochte, wurde ihm Einlaß gewährt von zwei gemeinnützigen Siedlungsgenossenschaften. Denn nur solche Genossenschaften erfüllten nach den damals geltenden gesetzlichen Bestimmungen die gestellte Forderung der Gemeinnützigkeit, nicht aber die Gemeinde, die Stadtverwaltung selbst, und hatten damit Anspruch auf die Unterstützung ihrer Bauvorhaben aus öffentlichen Mitteln. Wenn auch diese nach dem Gesetze nicht nur von der Regierung, sondern auch von der Stadt zu gewährende finanzielle Unterstützung der Stadt einen gewissen Einfluß auf das gesamte Bauvorhaben

eingeraumt hatte, so wurde doch durch das Mitbestimmungsrecht der Genossenschaften dieser Einfluß stark verwässert. Die Wünsche der Genossenschaftsmitglieder konnten nicht außer acht gelassen werden, auch in dem Punkte, der vielleicht als einziger nur von der Stadtverwaltung zu bestimmen war, nämlich in der Platzfrage, der Frage, an welcher Stelle des Stadtgebietes gesiedelt werden sollte. Freilich wäre, hätte zu damaliger Zeit die Stadtverwaltung allein darüber zu bestimmen gehabt, diese Frage auch kaum in anderer Weise gelöst worden, als sie gelöst worden ist, da ein allgemeiner Bebauungsplan damals noch nicht bestand. Immerhin aber war, von ganz großen Gesichtspunkten aus gesehen, die Sachlage so, daß als Hauptwohngebiet der Westen der Stadt angesprochen werden mußte, unter Berücksichtigung der Hauptwindrichtung und der Lage der industriellen Betriebe. Demgemäß konnte man wohl der einen Genossenschaft, der „Heimstätten-Genossenschaft“ an der Rybnicer Straße das Wort reden, nicht aber der „Gemeinnützigen Baugenossenschaft Nord“ an der Tarnowitzer Chaussee. Städtebauliche Gründe und Bedenken mußten aber in den Hintergrund treten gegenüber dem Wunsche der Genossenschaft selbst, welcher die Nähe der Arbeitsstätte für ihre Mitglieder mehr maßgebend und schließlich ausschlaggebend war gegenüber der gesundheitlich nicht einwandfreien Wohnlage. So tritt bereits bei den ersten Siedelungsunternehmen eine Versplitterung ein, die sich später in noch stärkerem Maße fortsetzte und dem an sich außerordentlich zerrissenen Städtebild leider nicht in dem Maße Hilfe brachte, wie es hätte sein können, wenn die Wünsche einzelner hinter dem großen Ziele einheitlicher Stadtbebauung zurückgetreten wären. Dabei wäre immer noch die Möglichkeit geblieben, daß diese Wünsche Einzelner sich später durch Umsiedelung der Bewohner hätten erfüllen lassen.

In dem Streite der Sonderwünsche der Genossenschaften gegen das Bestreben der Stadtverwaltung, die Siedelungen im Städtebild einheitlich zusammenzufassen, erwuchs in den nachfolgenden Jahren den Genossenschaften ein neuer Bundesgenosse in den ebenfalls auf gesetzlicher Grundlage neben den staatlichen Buschläufen vom Arbeitgeber zu gewährenden Baubehilfen. Damit gewann auch der Arbeitgeber einen Einfluß auf die Bautätigkeit, den er natürlich in derselben Weise, wie seine Arbeitnehmer dahin geltend machte, daß die Wohnstätten möglichst in der Nähe der Arbeitsstätte errichtet werden mußten. So entstanden die Siedelungen der Baugenossenschaft der Eisenbahnwagenwerkstätte, der Eisenbahnlokomotivwerkstätte und der Staatlichen Hütte.

Inzwischen wandelten sich die gesetzlichen Bestimmungen, indem sie neben den Genossenschaften den Städten selbst Staats- und Reichsmittel in die Hand gaben und auch das mehrgeschossige Wohnhaus erlaubten. Damit



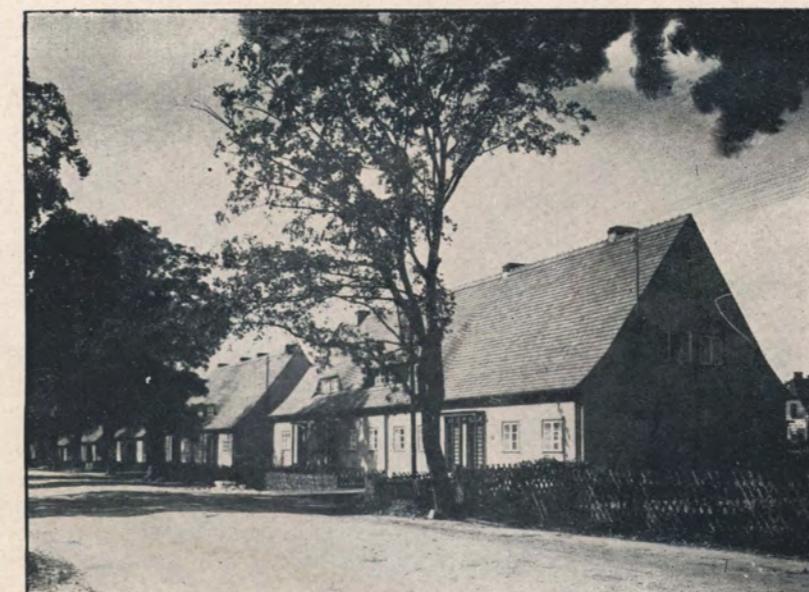
Siedlung Nord in Gleiwitz von Osten gesehen



Siedlung Nord in Gleiwitz, Teilaussichten



Siedlung Nord, neuer Teil



Siedlung der Schutzpolizei Gleiwitz





Siedlung Süd, Flüchtlingshäuser



Siedlung Staatliche Hütte Gleiwitz

hatte endlich die Stadtverwaltung Gelegenheit und Mittel, das zu tun, was für die Stadt mit ihren zahlreichen und unschönen Baulücken an fertig ausgebauten Straßen als erste Notwendigkeit erschien, nämlich diese Baulücken zu schließen und damit nicht nur wirtschaftlich zu verfahren, infofern als man kostspielige Neuanlagen von Straßen sparte, sondern auch dem Straßenbilde Ausrundung zu geben und es so erträglicher zu gestalten.

Als erster Versuch entstand nach langem Verhandeln mit den städtischen Körperschaften die Wohnhausgruppe in einer Baulücke der Löschstraße. Das Ergebnis dieses Versuches war außerordentlich zufriedenstellend. Der weitere Versuch aber, dieses günstige Ergebnis dahin auszuwerten, daß nunmehr im großen Maßstabe diese Bauweise zur Behebung der großen Wohnungsnot fortgesetzt würde, scheiterte an dem Widerstande der geschlossen zusammenstehenden Siedlungsgenossenschaften. Die Stadtbaubverwaltung mußte herbe Kritik erfahren und sah sich von allen denen verlassen, die sonst in den städtischen Körperschaften der für das heutige Gleiwitz wirtschaftlichsten Form des Wohnungsbau, des Geschoszbau, an fertig ausgebauten Straßen, das Wort redeten.

Immerhin gelang es der Stadtbaubverwaltung in zähem Festhalten an dem gesteckten Ziele, Zusammenfassung der Kleinhaus siedlungen zu einem einheitlichen Stadtbilde und Ausfüllung der Baulücken im Innern der Stadt, zu Erfolgen zu gelangen, deren weiterer Ausbau in der nächsten Zukunft gesichert erscheint, nachdem insbesondere die großen Siedlungsgesellschaften, die O. Schl. Wohnungsfürsorge-Gesellschaft, die Gemeinnützige Alt. Ges. für Angestellten-Heimstätten und die Land- und Baugesellschaft, neben der Schaffung von Kleinhaus siedlungen sich auch der Aufgabe der Schließung von Baulücken durch Geschoszbauten zugewendet haben.

Nachdem nicht nur Industriearbeiter, sondern auch Beamte und Angestellte sich zu Baugenossenschaften zusammengeschlossen hatten, war es das Gegebene, sie dort anzusiedeln, wo im Generalbebauungsplan das Hauptwohngebiet der Stadt festgelegt ist. Und ebenso gelang es, den Siedlungen der Flüchtlinge, die noch an keine bestimmte Arbeitsstätte gebunden waren, in dem Hauptwohngelände der Stadt einen Platz anzzuweisen. So entstanden die Siedlungen der Gemeinnützigen Altengesellschaft für Angestelltenheimstätten, kurz „Gagfah“ genannt, der Heimstättengenossenschaft für Beamte, Lehrer und Angestellte, kurz „Heimbela“ genannt, und die Siedlung der Schutzpolizeibeamten, alle an der Kieferstädteler Straße, und die Siedlung der Flüchtlinge im Anschluß an die Siedlung der Gagfah und an die Siedlung an der Rybniker Straße. Heute erreichen die Siedlungen an der Kieferstädteler Straße fast die Ortslage von Richtersdorf.

Was die Schließung der Baulücken zur Erzielung eines abgerundeten Stadtbildes im kleinen ist, ist die städtebauliche Zusammenfassung der über das ganze Stadtgelände hin verstreuten Kleinhausiedelungen im großen. Es ist ganz selbstverständlich, daß der Generalbebauungsplan, der sich ja auf allen Gegebenheiten der natürlichen Verhältnisse des Bodens und seiner bestehenden Bebauung aufbaut, die Zusammenfassung der Siedelungen und Einfügung in den Stadtorganismus zu einer seiner Hauptaufgaben machen muß. Und es ist weiter selbstverständlich, daß die Kleinhausiedelungen, deren wesentlicher Bestandteil neben dem Hause der Garten ist, gewisse Anlehnung finden müssen an den Grünplan der Stadt. Ist es doch das Gegebene, daß dort, wo die Verbindungen von öffentlichen Grün- und Freiflächen nicht durch Flächen oder Bänder derselben Art geschaffen werden können aus Mangel an Geldmitteln, als willkommener Ersatz die grünen Gärten der Siedlung oder die Dauerkleingärten herangezogen werden können, wenn sie von gut angelegten Spazierwegen durchzogen sind.

Wenn nun mehr im folgenden von der Form der Siedelungen gesprochen werden soll, soll dabei eingegangen werden auf die Gestaltung des Baukörpers in seiner äußeren Erscheinung, also auf das, was als Stadtbild die Allgemeinheit angeht, im Gegensatz zu dem inneren Organismus des Hauses, der für den einzelnen Hausbesitzer oder Wohnungsinhaber von Belang ist. Für die innere Aufteilung der Häuser sei hier nur soviel gesagt, daß die übergroße Wohnungsnot vielfach noch dazu gezwungen hat, das als Eigenheim errichtete Wohnhaus in Kleinstwohnungen (2 Stuben und Küche) aufzuteilen.

Die ältesten Siedelungen der Stadt, die „Siedlung Süd“ an der Rybniker Straße und die „Siedlung Nord“ an der Tarnowitzer Chaussee haben mit ganz geringen Ausnahmen das Doppelhaus als Hausform gewählt, d. h. zwei Einfamilienhäuser, die mit einer Wand sich berühren. Der Hinweis der Stadtbauverwaltung — als der Verfasser die Leitung des Stadtbauamtes übernahm, lagen die Baupläne bereits fertig vor, — daß das Reihenhaus gegenüber dem Doppelhaus aus wirtschaftlichen Gründen vorzuziehen sei, schiedete an dem einmütigen Beschlusse der Genossenschaften, die, wenn sie das Einfamilienhaus nicht erreichen könnten, höchstens das Doppelhaus zulassen wollten. Die Wirtschaftlichkeit des Reihenhauses gegenüber dem Einfamilienhause und Doppelhause aber liegt darin begründet, daß nicht nur, wie beim Doppelhause, zwei Einfamilienhäuser mit einer Wand sich berühren, sondern die Einfamilienhäuser in größerer Anzahl aneinander gereiht werden, mindestens in der ganzen Länge des Baublockes, und daß damit eine erhebliche Verringerung der Straßenbaukosten, eine Verbilligung auch der Baukosten des Hauses selbst

und eine billigere Erwärmung der Wohnungen erreicht wird. Es soll nicht bestritten werden, daß gegenüber dem Reihenhaus das Doppelwohnhaus die bessere Wohnform darstellt, wie es das Einfamilienhaus gegenüber dem Doppelwohnhaus tut. Es mußte aber doch bedacht werden, daß nach dem verlorenen Kriege die beste Wohnform für alle die zahlreichen Wohnungslosen kaum würde erreicht werden können, und daß man deshalb mit einer an sich guten Wohnform, wie sie das Einfamilien-Reihenhaus darstellt, sich zu begnügen hätte.

In künstlerischer (architektonischer) Hinsicht unterscheiden sich die Häuser der Siedlung „Süd“ von denen der Siedlung „Nord“ durch ein gefälligeres Gewand, allerdings zu Lasten einer kostspieligeren Unterhaltung. Die Versprechungen der Siedler, ihr Heim mit aller Liebe und Sorgfalt zu pflegen, haben sich, wie vorauszusehen war, leider nicht immer erfüllt. Hoffentlich bringt die Zukunft Besserung! Die einfache sachliche Bauform der Häuser der Siedlung „Nord“ stellt in der baulichen Unterhaltung weniger Ansprüche, verlangt aber gleichwohl sorgsame Pflege.

Dieselbe, wenn nicht größere Pflege, verlangt der Rahmen des Siedlungshauses, sein Garten. Noch sehr wenig ist das Gefühl dafür verbreitet, daß neben den Nutzflächen des Gartens die Gartenfläche in unmittelbarer Nähe des Hauses, vor allem also der Vorgarten, ein wesentlicher Bestandteil der äußeren Erscheinung des Hauses selbst ist und dort, wo mit Rücksicht auf die Baukosten die Zweckform des Hauses mit einer gewissen Nüchternheit auftritt, den einzigen Schmuck des Hauses darstellt.

In ihrer äußeren Erscheinung einfach, bescheiden und anspruchslos sind auch die Häuser der Baugenossenschaften der Eisenbahner und der Belegschaft der Staatlichen Hütte. Auch hier wird die äußere Erscheinung der Häuser gewinnen, wenn der gärtnerische Rahmen geschaffen ist und gepflegt wird. Die längs der Straße an der Siedlung der Wagenverfertigung angeordneten Gärten verlangen dringend danach.

Unter dem gleichen Leitgedanken, dem Siedlungshause eine zwar einfache, aber handwerklich geeignete Form zu geben, frei von aller architektonischen Ziererei, sind die Häuser der „Heimbela“ entstanden. Mit ehrlichem Angesicht reihen sie sich an der Höferstraße auf, einer Stichstraße, die das Innere eines weiten für geschlossene Bebauung bestimmten Blocks erschließt. Zum ersten Male ist damit in unserer Stadt ein Leitgedanke des heutigen Städtebaues praktisch durchgeführt: zwischen hoher Randbebauung zweier Verkehrsstraßen (Raudener und Käthlerstraße) das Innere des Blocks durch eine Kleinhaus-Siedlung auszunutzen, als wohnlich einwandfreien Ersatz für die in der Vorkriegszeit beliebten hohen Seitenflügel und Hinterhäuser.

Anmutig trotz aller Schlichtheit zeigen sich dem Auge die Häuser der „Gagfah“ in dem Gelände zwischen Friedrichstraße und Gustav-Freytag-Allee. Doppelhaus- und Reihenhausgruppen wechseln in lebendiger Planung mit einander ab. Schon heute bietet die unmittelbar an den Stadtfern anschließende Siedelung ein erfreuliches Bild, das an Reiz noch gewinnen dürfte, wenn die Weiterführung der Siedelung den Stadtteil Richtersdorf mit seiner hochragenden Kirche erreicht haben wird.

Dasselbe anmutige Bild bei aller Einfachheit der gewählten Bauform zeigen die Häuser der „Siwo“ (Oberschl. Siedl. u. Wohnungsfürsorge-Ges.), die es sich angelegen sein lässt, nach den vom Stadtbauamt gegebenen Richtlinien allenthalben die begonnenen Siedelungen zu vervollständigen. So finden wir ihre Häuser in der Siedlung „Süd“, in der Siedlung „Nord“, in der Siedlung „Staatliche Hütte“ und an der Kieferstädtler Straße im Anschluß an die Siedlung der „Gagfah“. Bei aller Eigenart ihres Aufbaues fügen sich die Häuser harmonisch in das Bestehende ein. Die Hausgruppen an der Siedlung „Nord“ und an der „Gagfah“ Siedlung sind dafür die besten Beispiele.

Verfolgen wir das Wachsen unserer Siedelungen rückwärts, blicken wir zurück auf ihre Anfänge, dann dürfen wir mit Bestridigung feststellen, daß die im Stadtbilde in Erscheinung tretende Form der Siedlungshäuser, ihr architektonischer Ausdruck, sich auf steigender Linie bewegt. Deutlich spiegelt sich in diesem Ausdrucke das Ringen und Streben der heutigen Baukunst, den Stil unserer Zeit zu finden durch Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit im Innern und Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit im Äußeren, frei von allem falschen Tand an geborgten und unechten Schmuckformen.

Es ist erklärlich, daß die Anfänge im Jahre 1919, mit denen Gleiwitz zeitlich damals wohl an der Spitze der oberschlesischen Städte stand, in mancher Beziehung zu wünschen übrig lassen, es ist aber auch selbstverständlich, daß, mit der Zeit fortschreitend, das nach den gegebenen Verhältnissen Beste erstrebt wird und auch wohl erreicht sein dürfte.

Noch bleibt viel zu leisten übrig, um allen Kleinhausiedelungen das Gepräge zu verleihen, das sie zu einem Schmuck des Stadtbildes macht; denn ihr Ausdruck liegt nicht nur in der Gestaltung und fürsorglichen Behandlung der Häuser selbst, mehr noch in der Anlage und Pflege der Gärten und nicht zuletzt in dem Ausbau der Straßen, der zwar so billig wie möglich zu geschehen hat, aber doch so, daß Ordnung und Reinlichkeit auch auf den Straßenflächen, dem Fahrdamm und den Fußwegen, einzehen können. Dann wird der Flachhausbau das sein, was er sein soll: die vollkommenste Form der Wohnstätte, die an erster Stelle berufen ist, ihre Bewohner zum besten Menschentum zu erziehen.

## Holzhausen

Von Dipl.-Ing. Paul Müller

Ingenieurleistungen werden nur selten über den Kreis der Fachgenossen hinaus bekannt und gewürdigt. Die Geschichte der Dampfmaschine beweist das aufs deutlichste. Gewiß, man weiß etwas von James Watt, vielleicht auch von Papin und Newcomen, man kennt die Verdienste von Stephenson und Fulton; aber die Männer, denen wir die Einführung der Dampfmaschine in Deutschland verdanken, wie auch die lange Reihe der Ingenieure, die dann in unendlich mühsamer Arbeit, mit Hilfe mancher bedeutenden Erfindung die Dampfkraftmaschine zu ihrer heutigen Vollsiedlung und Machtstellung emporgeführt haben, — sie alle sind außerhalb der Fachwelt so gut wie unbekannt geblieben. Nur einer von diesen Männern, allerdings einer der bedeutendsten unter ihnen:

August Friedrich Holzhausen, ist wenigstens in Oberschlesien, der Stätte seines Wirkens, noch heute, hundert Jahre nach seinem Tode, nicht vergessen. Die Stadt Gleiwitz hat besonderen Anlaß, dieses bedeutenden deutschen Ingenieurs zu gedenken; hat Holzhausen doch fast zwanzig Jahre lang als Leiter der Maschinenfabrik der alten Königlichen Hütte das Ansehen der Stadt Gleiwitz über ganz Deutschland, ja weit darüber hinaus getragen. Dreifach hat die Erinnerung an Holzhausen in Gleiwitz einen äußeren Ausdruck gefunden: Eine Gedenktafel am Hause Kronprinzenstraße 24 gibt uns Kunde, daß Holzhausen hier gewohnt hat. Leider ist das Haus vor einigen Jahren so durchgreifend umgebaut worden, daß von den schlichten Linien des alten Bauwerks nichts mehr übriggeblieben ist. Auf dem ehrtwürdigen alten Hüttenfriedhof zeigt uns ein einfaches Grabmal die Stätte, wo Holzhausen seine letzte Ruhe gefunden hat. Ein älteres, eisernes Grabdenkmal, von dem Bildhauer Beyerhaus, dem Schwiegersohn Holzhausens geschaffen, ist leider wenig pfleglich behandelt und in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts vernichtet worden. — Eine neuere Gedenktafel ist „dem großen deutschen Kunstmeister“ im Jahre 1907 vom O. S. Bezirksverein des Vereins deutscher Ingenieure aus Anlaß seines fünfzigsten Stiftungsfestes

gewidmet und am Gebäude der staatlichen Maschinenbau- und Hüttenchule, Bielitzer Straße 13 angebracht worden. Das Vorbild zu dem Reliefbildnis Holzhausens auf dieser Gedenktafel ist hier wiedergegeben. (Siehe Tafel XXIII.) Der um die Geschichte der Technik hochverdiente Professor Dr.-Ing. h. c. Conrad Matschoß, heute Direktor des Vereins deutscher Ingenieure, gab in seiner bedeutungsvollen Festrede bei jener Gedenkfeier ein interessantes Lebensbild Holzhausens. In den Bericht darüber in der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure und an das Werk „Die Geschichte der Dampfmaschine“ von Matschoß lehnt sich die folgende Darstellung im wesentlichen an.

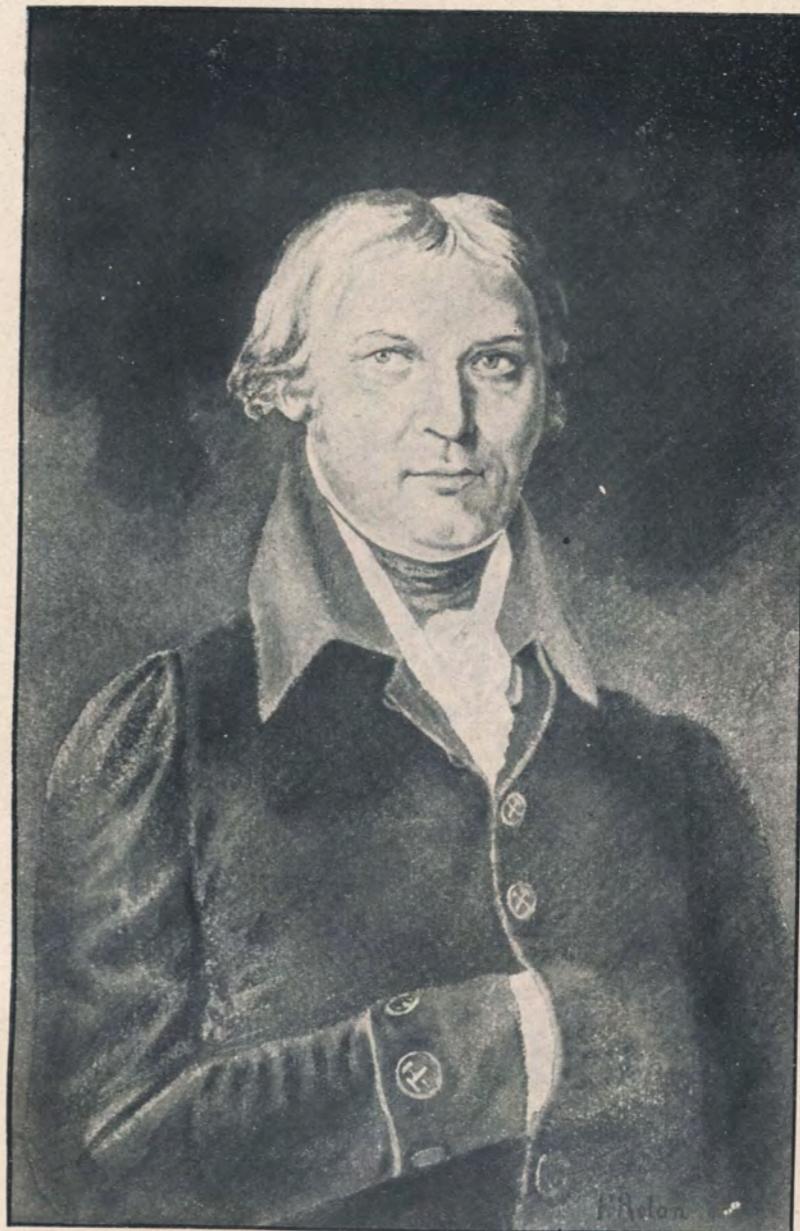
Holzhausen wurde am 4. März 1768 in Ellrich, einem Harzstädtchen, geboren. Er ergriff den Beruf eines Bergmanns und wurde in Andreasberg mit der Wartung der Maschinen beschäftigt, die damals gewiß noch recht ursprüngliche „Rohkünste“, jedenfalls keine „Feuermaschinen“ waren. Der junge Maschinist mußte sich dabei aber sehr gut bewährt haben, denn seine Vorgesetzten vertraten auf ihn, als Graf Reden, der Schöpfer der oberhessischen Eisenhüttenindustrie, nach einem Maschineninspektor für das Tarnowitzcher Bergbaugebiet suchte. Um dieser Aufgabe gewachsen zu sein, mußte Holzhausen zunächst eine Lehrzeit in Hettstedt im Mansfeldischen durchmachen, wo der Oberbergrat Büdling auf Grund von Kenntnissen, die er sich als junger Bergbaubeflissener in England erworben, schon 1785 die erste Dampfmaschine Preußens erbaut hatte. Diese Ausbildung wurde abgekürzt, denn es erwies sich als dringend notwendig, daß Holzhausen schon im März 1792 die Überwachung der Feuermaschinen übernahm, die in Oberschlesien bereits liefen. Das war kein leichtes Amt. Der Tarnowitzcher Bergbau hatte von jeher unter starkem Wasserzußang zu leiden. Mit hundert Pferden, die einen jährlichen Kostenaufwand von 12 bis 15 Tausend Talern verursachten, war man des Wassers nicht Herr geworden. Darum hatte man schon im Jahre 1787 die erste, aus England bezogene Feuermaschine aufgestellt, der in den Jahren 1790 und 91 weitere, zum Teil schon in Deutschland hergestellte „Dampfkünste“ auf der Friedrichsgrube gefolgt waren. Die letzte Maschine befand sich freilich noch nicht im Betriebe, als Holzhausen nach Oberschlesien kam. Ihr Erbauer, der Kunstmeister Friedrich, mußte wegen Mißhelligkeiten mit der Tarnowitzcher Bergbehörde weichen, und so stand Holzhausen vor der Aufgabe, die Maschine fertigzustellen. In Hilfsmitteln standen ihm dazu nur die rohesten Werkzeuge und ganz ungeschulte Arbeitskräfte zur Verfügung. Holzhausen brachte aber nicht nur jene Maschine in Gang, sondern fing auch bald an, neue Dampfmaschinen zu bauen. Doch jahrelang mußte er sich noch mit den unzulänglichsten Mitteln behelfen. Die Einzelteile wurden größtenteils in

Malapane angefertigt, zum Teil aber auch aus weit entfernten Werkstätten herangeschafft. Erst 1806 wurde in der Gleiwitzer Hütte ein Bohr- und Drehwerk aufgestellt und nun wurde hier der Maschinenbau aufgenommen. Holzhausen, den die preußische Regierung inzwischen zum Maschineninspektor ernannt hatte, wurde im Jahre 1808 als Leiter dieser Maschinenwerkstätte nach Gleiwitz berufen. Die Aufsicht über alle Dampfmaschinen der schlesischen Berg- und Hüttenwerke blieb ihm aber übertragen. So hatte er die doppelte Aufgabe zu erfüllen, den oberhessischen Bergbau vor der ständig drohenden Wassersgefahr zu bewahren und ganz Deutschland mit Dampfmaschinen zu versorgen. Mehr als fünfzig Maschinen von zusammen etwa 800 Pferdestärken hat Holzhausen in den Jahren von 1795 bis zu seinem Tode gebaut. Zuerst waren dies atmosphärische und einfachwirkende Watt'sche Maschinen, zumeist für Wasserhaltungen, später aber auch doppelwirkende Watt'sche Betriebsdampfmaschinen. In Oberschlesien entstand, von Holzhausen gebaut, die erste Dampfmaschine, die in Westfalen — als Wasserhaltungsmaschine auf Beche Bollmond bei Langendreer — im Jahre 1801 in Betrieb kam. Sie wurde zum Vorbild für die von Dinnendahl, einem westfälischen Zimmermann, später erbauten Maschinen. Auch die Gutehoffnungshütte in Sterkrade wurde durch einen Schüler Holzhausens in die Lage gesetzt, Dampfmaschinen zu bauen. In Westfalen war man ja, wie in Oberschlesien, auf leistungsfähige Wasserhaltungsmaschinen angewiesen, wenn der Bergbau gedeihen sollte. Um dagegen in Berlin die Dampfmaschine einzuführen, die hier natürlich nur als Antriebsmaschine für mechanische Werkstätten, Spinnereien usw. in Betracht kam, mußte die Regierung den Fabrikanten die Maschinen kostenlos zur Verfügung stellen; denn man fürchtete, daß die Betriebskosten der Dampfmaschine viel höher sein würden, als die der Pferdegöpel. Daß man Holzhausen die Lieferung der Maschinen übertrug, die dieses Misstrauen überwinden sollten, ist ein besonders gutes Zeugnis für seinen Ruf und sein Können. Und so war Holzhausen auch an den ersten Anfängen des Berliner Maschinenbaues beteiligt. Auch in Sachsen, kurz überall, wo in damaliger Zeit der Dampfmaschinenbau aufblühte, findet man Holzhausens Spuren. Eine seiner letzten Arbeiten war der Bau einer Dampfmaschine für das Wasserwerk Breslau.

Holzhausen blieb trotz der Anerkennung, die ihm seine Leistungen eintrugen und die ihm unter anderem durch die Ernennung zum Maschinendirektor zuteil wurde, ein schlichter, bescheidener Mensch. Er ging so sehr in seiner Arbeit auf, daß uns von seinen menschlichen Eigenschaften nur wenig überliefert ist. In öffentlichen Urkunden findet sich, soweit bekannt, sein Name nur einmal (1810) unter den Kandidaten für eine Stadtver-

ordnetenwahl. Das Amt eines solchen hat er aber nicht ausgeübt. Als für Erneuerungsarbeiten am Dach der Allerheiligen-Kirche in Gleiwitz Spenden gesammelt wurden, setzte sich Holzhausen — der Protestant — für diese Sammlung unter den Angehörigen der Königlichen Hütte tatkräftig ein. Ein liebenwürdiges Bild von der Persönlichkeit Holzhausens gibt uns der nebenstehend wiedergegebene Privatbrief, dessen Urschrift sich im Oberschlesischen Museum in Gleiwitz befindet. Hier werden auch, ebenso wie beim Oberbergamt in Breslau, einige von Holzhausen eigenhändig angefertigte Zeichnungen aufbewahrt, die Zeugnis von der Sorgfalt und Gründlichkeit seiner Berufsarbeii ablegen. Mitten aus arbeitsreichem Schaffen wurde Holzhausen durch einen Schlaganfall herausgerissen, der bald darauf, am ersten Dezember 1827, seinen Tod zur Folge hatte.

Sein Werk aber lebte weiter. Der hundertjährige Vorsprung, den England im Dampfmaschinenbau gehabt hatte, war zum großen Teile eingeholt. Der Boden war bereitet, um neuen Verbesserungen der Dampfmaschine, um vor allem der neuen, umwälzenden Erfindung, die von England herüberkam, der Dampflokomotive, nach verhältnismäßig kurzer Zeit Eingang in Deutschland zu verschaffen. Andere Männer traten auf den Plan, um Deutschlands Maschinenbau weiter zu entwickeln und damit seine Industrie zu schaffen. Mancher von ihnen gelangte zu Erfolgen und Ansehen. Gemessen an der Zahl und Leistung der geschaffenen Maschinen bleibt Holzhausens Lebenswerk weit hinter dem seiner Nachfolger zurück. Im Lichte der Geschichte aber wird die Bedeutung Holzhausens niemals zurücktreten. Immer wird dem Allmeister des deutschen Maschinenbaues ein hoher Ehrenplatz eingeräumt bleiben.



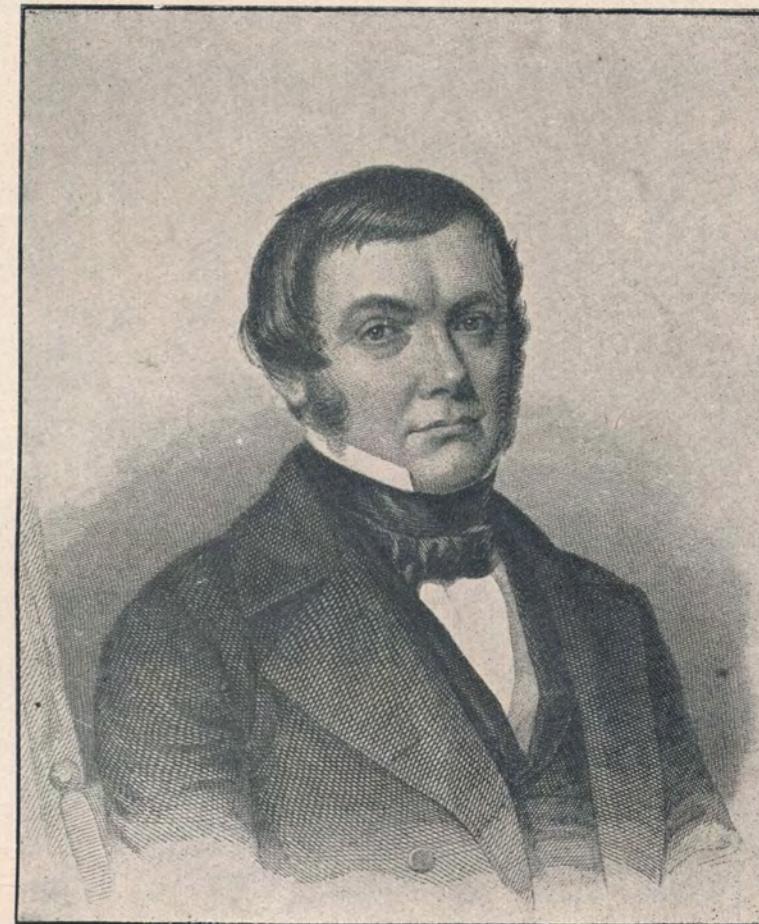
August Friedrich Holzhausen



Das Holzhausenhaus in Gleiwitz



Das Kisschau in Gleiwitz



August Kiss



Grabdenkmal des Hütteninspektors Wilhelm Küh  
auf dem Gleiwitzer Hüttenfriedhof

lieber Herrn Beyerhaus!

Ist Ihnen die gute Bemühung um die Erinnerungen an die vergangenen Jahre so geläufig, ich kann Ihnen auf alle Fälle nicht auffallen, welche man auf dem Friedhof zu Hause und außerhalb der Stadt zu finden hat, aber mir ist es nicht möglich, Ihnen die genaue Beschreibung zu geben, da ich mich nicht mehr an die genaue Zeit erinnere, in der ich das Denkmal für Sie gesetzt habe. Ich kann Ihnen nur sagen, dass es sich um ein sehr schönes Denkmal handelt, das sehr gut für die Erinnerung an Ihren Vater geeignet ist.

Die Platte auf der Rückseite ist gut gearbeitet und die Inschrift ist klar und deutlich zu erkennen. Sie lautet: „Hier ruht der Hütteninspizient Wilhelm Küh, geboren am 1. Januar 1850, gestorben am 1. Januar 1927.“ Darunter steht eine handschriftliche Notiz: „Denkmal für den Hütteninspizienten Wilhelm Küh, geboren am 1. Januar 1850, gestorben am 1. Januar 1927.“

Die Rückseite des Denkmals ist ebenfalls gut gearbeitet und die Inschrift ist klar und deutlich zu erkennen. Sie lautet: „Hier ruht der Hütteninspizient Wilhelm Küh, geboren am 1. Januar 1850, gestorben am 1. Januar 1927.“

Brief Holzhausens an seinen Schwiegersohn Friedrich Beyerhaus.  
[In dem Schreiben wird auch der Bildhauer August Küh erwähnt.]

Glaube, das bestrebt uns alle zu führen und  
zu retten, die Müller, Carl und Sophie bestan-  
dhaft Herzlich gewünscht, auf uns uns gewünscht  
die ganze Familie in Berlin, sagen die Augen-  
söhne Walter und Anna uns ein paar Tage  
haben sollten ich die Hoffnung füllte, auf einst  
nach Berlin zu kommen.

Heute sagt uns unser Kurfürst von Sachsen und  
Berlin gegen den tollen Gardinenfahr zu 220 Tagen  
zu fahren, ich sollte dann aber fahrt aus und  
4-5 Tage fahrt, sagen Sie ich den Befehl zu fahren  
dass wir zuerst sind Dicas Lüdens verlassen ich fahrt  
so schnell gab es kein Rennnen hat, auf das Rennnen  
um sehr bedauert Mischung gewünscht war  
Gern dan die Jahre den ich in Berlin kann, befand  
die Fahrt bis jetzt und wenn es wieder fahrt kann  
und auf Rennnen ist, so soll keine Mischung  
fahrt gewünscht.

Leben Sie wohl und kommen glücklich und gesund  
Sie wünsche  
Fahrt den 22ten März  
1827.

Ich Sie aufmerksam lehre  
Der 22ten  
Holzhausen.

## Einige Erinnerungen

Von Dr. Johannes Chrząszcz

Wer ein hohes Alter erreicht hat, erwägt gar ernstlich den Ausspruch  
des Psalmisten: „Unsere Jahre sind zu achten wie Spinnengewebe. Die  
Zeit unserer Jahre ist siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, achtzig  
Jahre. Was darüber ist, ist Mühsal und Schmerz.“

Die Jahre eilen pfeilgeschwind. Niemand kann die fliehende Zeit  
zurückhalten. Was wir aber können, ist das Festhalten der Erinnerung.  
Vielleicht interessiert sich dieser oder jener nicht sowohl für mein vergangenes  
Leben, als vielmehr für die gewaltigen Ereignisse, mit denen mein Leben,  
gewollt oder ungewollt, zeitweise verknüpft war.

Im Kreise Neustadt sind mehrere Dörfer durch den Beisatz „Deutsch“  
oder „Polnisch“ von einander unterschieden; so gibt es hier ein Polnisch-  
und ein Deutsch-Müllmen, ein Polnisch- und ein Deutsch-Probnitz, Polnisch-  
und Deutsch-Kottulitz, Polnisch- und Deutsch-Wette. Worin beruht der  
Unterschied? Die Dörfer, die das Beiswort „Polnisch“ haben, sind die  
älteren, kleineren, von den Slaven angelegten Dörfer. Die Ortschaften mit  
der Bezeichnung „Deutsch“ sind jünger und zu einer Zeit angelegt, in  
welcher das deutsche Recht in Oberschlesien Einzug gehalten hatte, also  
nach dem Jahre 1210.

Im Kreise Gleiwitz und auch anderwärts gibt es ebenfalls dergleichen  
Dörfer, nur unterscheidet man sie hier meist durch das Beiswort „Klein“  
oder „Groß“, z. B. Klein-Patschin und Groß-Patschin, Klein-Kottulin und  
Groß-Kottulin, Klein-Schierakowitz und Groß-Schierakowitz. Die mit  
„Klein“ bezeichneten Dörfer sind die älteren, die mit „Groß“ angemerkt  
Ortschaften die jüngeren, höher, im ausgerodeten Wald angelegten Dörfer.

Polnisch-Müllmen im Kreise Neustadt ist das ältere, am unteren  
Lauf des Baches Graniczowka von einem Milan angelegte Dorf. Es  
hieß daher Milanoiv, Milowaniv, Milonov, Miyanov, das Dorf des  
Milan. Ein slavischer Ritter war der Anleger des Dorfes. Das ursprüngliche  
Dorf war ein slavischer Rundling. Man kann heute noch den Rundling

erkennen; in der Mitte steht die Kapelle und eine Viehtränke, koryto. Strahlenförmig fügen sich im Kreise die Bauerngehöfte eines aus and'ren an, nur getrennt durch einen starken Zaun. Der Rundling war, das sieht man sofort, gleichzeitig eine Festung. Nur ein einziger Eingang führte in denselben hinein und aus demselben heraus. Wollte jemand in den Rundling eindringen, dann wehe ihm! Das ganze Dorf wurde rebellisch und trieb ihn mit Heugabeln und Dreschflegeln hinaus.

Der kluge Milan hat den Rundling wahrscheinlich mitten im Walde geschaffen. Später, als er die Zahl der Familien nicht mehr aufnehmen konnte, wurde nach weiteren Rodungen eine Verlängerung nach dem offenen Osten herbeigeführt. Die Erweiterung war nur nach dieser Richtung möglich, denn an der Westseite des Rundlings lief der tiefe Bach Graniczowka entlang, der zugleich die sichere Grenze gegen das benachbarte Dorf Wilkau bildete.

Polnisch-Müllmen und Wilkau mögen sich aus zwei Verwaltungskreisen entwickelt haben. Die Knaben beider Dörfer führten ewigen Krieg und schmähten einander. Der verstorbenen Pfarrer Joseph Stryczek von Sankt Bartholomäus in Gleiwitz stammte aus Wilkau, ich aus Polnisch-Müllmen; er war etwas älter als ich. Wenn wir aber einmal zusammenkamen, gedachten wir stets der Kämpfe, welche die Knaben von Wilkau mit denen von Polnisch-Müllmen ausfochten. Wir wußten noch die schmähenden Verse, die wir einander zugetossen hatten. Ich kann heute noch den Vers wiederholen, mit dem wir die Knaben von Wilkau in die Flucht trieben, wage es aber nicht, ihn hier anzuführen, da er gar zu kräftig ist.

Polnisch-Müllmen wird also im Westen von dem Bach Graniczowka begrenzt. Das gesamte Gebiet zwischen diesem Bach und der Hozenploß ist äußerst fruchtbar. In ihm breitet sich die Parochie Deutsch-Müllmen mit der prächtigen Pfarrkirche aus. Deutsch-Müllmen heißt polnisch Wierzch, Anhöhe. Die Kirche liegt nämlich, weithin sichtbar, auf einer Anhöhe. Nach der Lage der Kirche ist dann das Dorf, das zu Füßen der Kirche angelegt wurde, Wierzch genannt worden. Es liegt höher als Polnisch-Müllmen und am oberen Laufe des genannten Baches, der von den Ausläufern des Mährischen Gesenkes kommt.

Zwischen Mähren und Schlesien zog sich einst ein breiter Grenzwald hin. Dieser wurde im dreizehnten Jahrhundert von beiden Seiten besiedelt, wobei auch die Dörfer Polnisch- und Deutsch-Müllmen entstanden. Jenseits des Grenzwaldes war die Sprache mährisch, diesseits war sie polnisch.

Die Parochie Deutsch-Müllmen ist keine arme Parochie. Ihr ist ja der beste Boden eigen, herrliche Saatfelder durchwogen das gesegnete Gebiet.

Die Parochie reichte bis an die Hozenploß und umfaßte die Dörfer Mochau, Dirschelwitz, Leschnig und Blaschewitz. Jenseits der Hozenploß liegt Oberglogau; die Stadt ist jünger als die Parochie Deutsch-Müllmen. Das Dorf Wilkau, das, wie schon oben erwähnt, einem anderen Verwaltungskreise angehörte, kam erst im Jahre 1589 zur Parochie Deutsch-Müllmen. Auch Wilkau hat einen fruchtbaren Boden und reich begüterte Bauern.

Der größte Schmuck der Parochie Deutsch-Müllmen war das Kloster auf den Wiesen bei Mochau, (na ta Kach = auf den Wiesen), wo Herzog Ladislaus von Oppeln Paulinermönche aus Ungarn 1382 angesiedelt hatte. Derselbe Herzog gründete bekanntlich im selben Jahre — oder fast zu gleicher Zeit — das berühmte Kloster in Czenstochau, das heute noch Paulinermönche beherbergt. Beide Klöster waren aufs Innigste mit einander verbunden. Als das Kloster Wiesepauliner 1810 aufgehoben wurde, ging das Gnadenbild, eine Kopie des Czenstochauer Gnadenbildes, in die Pfarrkirche von Deutsch-Müllmen, wo es sich gegenwärtig noch befindet; ein herrliches Gemälde, das auf jeden Beschauer einen großen Eindruck macht.

Zur Zeit der Kirchenspaltung blieb die Parochie Deutsch-Müllmen unter den Herren Strzela von Dielau der Kirche treu, ja es kam das Dorf Wilkau hinzu. Dieses Dorf erkaufte 1589 das obige Kloster vom Kaiser Rudolf, und Bischof Andreas Jerin löste es los vom Pfarrverbande Simsendorf, weil dort der Protestantismus eingedrungen war. Gleichwohl ist Deutsch-Müllmen unter den nachfolgenden protestantischen Grundbesitzern auch eine Zeit lang lutherisch gewesen.

In Polnisch-Müllmen wurde ich am 27. April 1857 als Sohn des Bauerngutsbesitzers Joseph Chrzaszcz und dessen Ehefrau Marianna geb. Hupka geboren. Sowohl aus der Familie Chrzaszcz, wie aus der Familie Hupka waren Männer herborgegangen, welche das höhere Studium ergriffen und durch ihre Lebensstellung, besonders als Geistliche oder Beamte, sich ausgezeichnet hatten. Der Weg des Studiums wurde auch mir von meinen Eltern vorgezeichnet.

Im Jahre 1863 fing ich zunächst an, die Elementarschule in Deutsch-Müllmen zu besuchen. Es war dies ein schön gelegenes stattliches Gebäude an der Pfarrkirche, dem Pfarrhaus gegenüber. Dieses Gebäude steht noch heute unversehrt.

Die Schule enthielt zwei Abteilungen: die untere Abteilung lag unten, die obere Abteilung im ersten Stockwerke. Unten unterrichtete ein Albjubant, oben der Hauptlehrer Anton Haydam. Die Kinder besuchten mehrere Jahre die untere Abteilung, alsdann die obere bis zur Schulentlassung. War ein Schulkind talentvoll, dann kam es bald in die obere Abteilung.

Polnisch-Müllmen liegt drei Kilometer vom Kirch- und Schulorte entfernt. Die Kinder sammelten sich in einem Engpaß bei der Kolonie Hojnowitz, die Knaben setzten sich auf der einen Seite des Engpasses, der aufgehenden Sonne gegenüber, fest und bohrten sich Löcher in der Böschung. Hier hatte jeder Knabe seinen Sitz. Dahinter, etwas weiter entfernt, hatten die Mädchen ihre Plätze, ebenfalls der Sonne gegenüber. Wenn nun die Kinder versammelt waren, brachen sie auf ein gegebenes Zeichen auf und mit Hurra gings im Laufschritt in die Schule. Der großartige Turm und die Pfarrkirche selbst standen bald vor uns und glänzend nahmen wir unsere Schulplätze ein.

Der Unterricht begann. Die Anfänger bedienten sich der Bibel von Oderka. Jedes Kind hatte außerdem eine Schreibtafel und einen Schieferstift. Erst in der oberen Abteilung kamen Schreibhefte zur Verwendung.

In der oberen Abteilung wurde noch ein Lesebuch gebraucht, das alle erdenklichen Wissenschaften zusammenfaßte, dessen Titel ich aber nicht mehr kenne. Hier setzte auch der historische Unterricht ein. Schon die biblische Geschichte ist reich an spannenden Erzählungen, angefangen von der Schöpfung der Welt bis zur Apostelgeschichte. Außerdem bot das Lesebuch geschichtliche Erzählungen von Kaisern und Königen. Wie interessant war es, von diesen zu hören. Erzählungen aus dem Leben der Heiligen kamen dazu; namentlich die über das Leben des hl. Laurentius war spannend. Ein eindrucksvolles Bild dieses Heiligen stand auf dem Hochaltar: Laurentius, umgeben von einer Schar von Armen. Auf die Frage des römischen Statthalters: „Wo sind deine Schäze?“ gab er zur Antwort: „Siehe, diese Armen sind unsere Schäze.“

Das Schulzimmer der oberen Abteilung war ringsum mit Bildern der preußischen Kurfürsten und Könige behängt. Wie alle ernst blickend auf uns herabschauten! Diese Bilder waren gleich groß und ganz vorzüglich ausgeführt. Ein großes Kreuz hing mitten unter ihnen, unter dem Kreuze war der Katheder für den Lehrer. Wahrlich, ein feierlicher Anblick für das Kind, das wissbegierig in die Schule eintrat. So wurde durch Schule und Kirche der historische Sinn der Jugend gefördert.

Im Winter wurde im Dorfe Polnisch-Müllmen selbst Schule abgehalten. Das eine Jahr im Kreischam, das andere Jahr beim Bauern Schichter, wieder ein anderes Jahr beim Bauern Christet. Eine mäßige Stube genügte für die wenigen Kinder. Jedes Kind brachte ein Scheitholz in die Schule, um den Ofen zu heizen. Außerdem zahlten die Eltern dem Adjutanten ein Monatschulgeld von etwa 20 Pfennigen. Adjutant Früh auf war bei den Eltern und den Kindern sehr beliebt. Er trug einen kostbarem Pelz. Da die Bauern gerade im Winter Schwarzbieh schlachteten, wurde er häufig zum Schweineschlachten eingeladen. Seine Eltern wohnten in Mochau, wo sie ein eigenes Haus besaßen. Dieses Haus war das Ziel vieler Frauen und Mädchen, welche sich Winterhauben mit kostbarem goldenen Mittelstück und Pelzbesatz bestellten. Breite und lange Seidenbänder hingen herab, je nach Vermögen der Trägerin.

Auch die Knaben trugen eine schöne Bekleidung von Tuch oder von Sammet. Das Hemd hatte eine breite gestickte Krause, an den Enden der Ärmel war gleichfalls eine Krause sichtbar angebracht, ganz so, wie wir es an den Bildnissen von Goethe und Schiller sehen. Das schönste aber waren die großen und glänzenden Knöpfe. Die allgemeine Tracht, etwa vom Jahre 1780, lebte noch um 1863 in der Oberglogauer Gegend fort.

Von Zeitungen konnten historische Anregungen nicht ausgehen, da uns Zeitungen unbekannt waren. Vielleicht hieß nur der Pfarrer oder ein hoher Herr in der Stadt eine solche. Die Zeitungen wurden durch Bilder ersetzt, welche der Haberlumpensammler Hanys aus Oberglogau in die Dörfer brachte. Über die Kriegsereignisse 1864 gegen Dänemark, 1866 gegen Österreich, 1870/71 gegen Frankreich, brachten uns die Bilder anschauliche Kunde. Die Bilder wurden in Neu-Ruppin gedruckt, waren vielfarbig und von den Kindern heiß begehrt. Wo es Platz im Elternhaus gab, ganz gleich ob am Backofen, an den Wänden der Küche oder auch an trockenen Stellen im Stalle, wurden die Bilder angeklebt. Ich erinnere mich lebhaft an die Proklamation des Königs Wilhelm zum Deutschen Kaiser. Damals war ich allerdings schon fast vierzehn Jahre alt.

Es fehlte nicht an klugen Leuten im Dorfe, welche die Kinder unterhielten. So arbeitete ein Maurer Maciej im Hause meiner Eltern. Ich legte ihm verschiedene Münzen vor und zeigte ihm das Wappen. Ich fragte ihn: „Warum ist auf der einen Münze ein Pferd, auf der andern ein Löwe, auf der dritten ein Adler?“ Der kluge Maciej gab zur Antwort: „Die Münze mit dem Pferd stammt von einem Fürsten, die Münze mit dem Löwen von einem Könige, die Münze mit dem Adler von einem Kaiser.“

Ein anderer kluger Mann im Dorfe war der alte Gorlacza. Er besaß große Erfahrungen und großes Erzählertalent. Da er hier und dort in der Arbeit Alushilfe leistete, so kam er mit vielen Kindern in Berührung, die bald an seinen Lippen hingen. Mir sagte er: „Siehst du, das war früher alles ein großer Wald. Da kamen fremde Leute hierher und bauten Häuser. In Hojnowitz konnten sie nicht fertig werden, da legten sie nur einen Kreischam an und die Mühle, aber in Polnisch-Müllmen bauten sie ein großes Dorf. Früher waren hier im Walde blaue Teufel (swiatty djably) die sind alle weg“. Was Gorlacza mit den blauen Teufeln meinte, weiß ich nicht. Wenn

ihm im Born ein Schimpfwort entchlüpfte, so sagte er: „Do swiattyh djablow.“

Ein dritter kluger Mann, der aber alle andern überragte, war der Bauerngutsbesitzer Ignaz Dziadet. Schon in meiner Kindheit wurde er im Dorfe angestaut, denn er besaß viele Bücher. Diese Bücher waren, wie ich später gewahr wurde, polnische und deutsche. Beide Sprachen beherrschte er vollkommen. Was aber noch mehr Staunen verdient, war seine Kenntnis der lateinischen Sprache. Wie ich mich später, als ich Student war, überzeugte, verstand er jede Präfation, las den Caesar und Schriften von Cicero. Er konnte jedes ärztliche Rezept lesen und erteilte den Bauern in Not und Gefahr stets hilfreiche Auskunft.

Niemand war so gelehrt wie Ignaz Dziadet. Er verfaßte zahlreiche Schriften, von denen mehrere beim Buchdruckereibesitzer Hondel in Oberglogau verlegt wurden. Dieser Mann wurde 1848 in die preußische Nationalversammlung gewählt und hielt in Berlin glühende Reden für die Freiheit des Bauernstandes.

Woher kam die Gelehrsamkeit dieses Bauern? Seine Ehefrau war die Schwester des Pfarrers Glatzel in Elßgut bei Bülz und auch in seiner Verwandtschaft waren mehrere Geistliche. Er hatte vier Söhne, zwei davon studierten in Breslau Theologie, von diesen ist der eine Sohn, Constantin, Erzpriester in Ujest, der andere, Johannes, Pfarrer in Salesche geworden. Der dritte Sohn, Vinzent, war etwa so alt wie ich, der vierte Sohn, Albert, hat das Bauerngut übernommen. Die Söhne mußten dem Vater das Latein erlernen, und dann bildete er sich selber fort.

Vinzent war nur wenig älter als ich. Da mein Elternhaus der Besitzung des Dziadet, schräg gegenüber lag, so spielten wir gern zusammen. Der glückliche Vinzent erhielt von seinen älteren Brüdern, die bereits in Breslau studierten, eine Menge Bilder, Bücher, Stifte, „Klektotti“ und Hefte und alle diese Herrlichkeiten zeigte er mir, einige schenkte er mir sogar, die ich dann triumphierend nach Hause brachte. Unter diesen Büchern befand sich auch eine Beschreibung von Schlesien in polnischer Sprache. Ich weiß nicht mehr, wie der Titel gelautet hat, nur das weiß ich, das die einzelnen Kreise genau beschrieben waren.

Jedenfalls war damals um 1863 und später Schlesien den Kindern wohlbekannt. So kannte meine gottselige Mutter, welche die Schule um 1845 in Simsdorf besucht hatte, noch im höchsten Alter die Kreise von Oberschlesien, und die Nebenflüsse der Oder rechts und links tadellos aufzählen. Und dies ist gewiß nicht leicht!

Die großen kriegerischen Ereignisse 1864, 1866, 1870/71 forderten die Kenntnisse der Vergangenheit geradezu heraus. Jeder mußte sich fragen:



Giedelung Süd in Gleiwitz, Flüchtlingshäuser

„Wie war es vor dem Kriege?“ Durch solche Fragen wird der historische Sinn zweifellos gefördert. Das Morgenlicht der Geschichte ging also mir und den übrigen Kindern mit dem Anfang des Schulbesuches 1863 auf.

Die Jahre vergehen. Am 27. Juli 1877 bestand ich am Gymnasium zu Oppeln das Abiturientenexamen und studierte in Breslau Theologie.

Das Museum der schlesischen Altertümer, damals im Sandstift auf der Sandstraße, zog die Studenten mächtig an. Leider mußte man aber zugeben, daß das Studium der schlesischen Geschichte am Gymnasium und auf der Universität sehr gering war. Was wußten wir von der Vergangenheit Oberschlesiens? Sehr wenig, sehr wenig! Die früheren Kenntnisse wurden zwar erweitert, aber lange nicht so intensiv, wie heute.

Aus der Zeit des Studiums möchte ich einiges her vorheben, was allgemeines Interesse verdienen dürfte.

Es gab damals in Oberschlesien nur Gymnasien in Gleiwitz, Leobschütz, Oppeln und Neisse, und für Protestanten in Ratibor und Pleß. Ich besuchte zunächst das Gymnasium in Leobschütz, weil es das einzige war, das für Deutsch-Müllmen und seine weitere Umgebung in Betracht kam.

Pfarrer Lorenz Massors von Deutsch-Müllmen förderte das Studium junger Leute, von deren Befähigung er überzeugt war. Er hatte einen hohen Verwandten, den Baron Max von Reiswitz. Ein Neffe war der später so berühmte Pfarrer Hugo Simon von Schweidnitz. Als ich die Untersekunda erreicht hatte, meldete mich Pfarrer Massors in das Knaben-Seminar zu Breslau an, doch bevor ich aufgenommen wurde, starb er plötzlich. Sein Nachfolger war der bisherige Vikar von Oberglogau, der nachher ebenso berühmte Pfarrer Robert Engel. Da brach der Kulturmampf aus!

Im Oktober 1873 trat im Knaben-Seminar zu Breslau unerwartet eine Lücke ein. Von dem Prokurator des Knaben-Seminars, Kanonikus Dr. Künzer, erhielt ich einen Brief „kommen Sie sogleich in das Knaben-Seminar.“ Diesen Brief zeigte ich dem mir wohlgesinnten Direktor Dr. Waldeyer in Leobschütz, der mir jedoch abriet mit den Worten: „Es bestehen jetzt neue Gesetze. Die kirchlichen Anstalten werden überall, also auch in Breslau, geschlossen. Es lohnt sich nicht, in das Knaben-Seminar noch einzutreten.“ Aber meine Eltern freuten sich über die Aufnahme und ich auch. Und so zog ich denn mit meinem Vater nach Breslau, wo uns Kanonikus Dr. Künzer liebenvoll empfing. Ich besuchte das Matthiasgymnasium und war der Letzte, der in das Knaben-Seminar aufgenommen wurde. Die Zahl von 100 Jünglingen wurde streng eingehalten, ich war also der Hundertste.

In den hereingebrochenen stürmischen, die kirchlichen Verhältnisse zerstörenden Tagen des Kulturmampfes war die Auflösung des Knaben-Seminars täglich zu erwarten, wie dies Direktor Dr. Waldeyer befürchtet hatte.



Aber Kanonikus Dr. Künzer und Präfekt August Meer gaben sich alle Mühe, die Anstalt zu halten. In den Gedenkblättern an das Fürstbischöfliche Knaben-Seminar schreibt 1875 der genannte Präfekt August Meer:

„In dem Maße, in dem sich die Wolken am kirchlichen Himmel immer dichter auftürmten, schwand auch für das Haus die Hoffnung für einen gesegneten, im Sinne seiner edlen Stifter gewünschten Fortbestand. So schwer es auch dem Herzen des Hochwürdigsten Herrn Fürstbischofs Heinrich fiel — er hatte ja für diese Lieblingspflanzung seines unvergeßlichen Vorgängers, des Kardinals Melchior, die großartigsten Opfer gebracht, es war auch seine Lieblingspflanzung geworden — er, der nicht wußte, wie bald auch über ihn die Absetzung seitens des Staates ausgesprochen werden würde, sah sich durch die schwere Lage der Zeit gebrängt, am 3. Mai 1875 die Aufhebung des Knaben-Seminars auszusprechen.“

Die Schließung verzögerte sich indessen bis zum 15. August 1875, dem damaligen Schlusse des Schuljahres. Nicht ganz 2 Jahre war ich Böbling des Knaben-Seminars, eine kurze, aber durch den Kulturmampf aufgeregte und denkwürdige Zeit.

Fürstbischof Heinrich Foerster war schon hochbetagt; eine erhabene, allgemein beliebte Persönlichkeit. Ich erinnere mich noch daran, wie ich ihn eines Tages in Begleitung des Kanonikus Gleich auf der Promenade spazieren gehen sah. Beide Herren trugen Zylinder. Einige von uns Seminaristen hatten den Spaziergang in Erfahrung gebracht, wir folgten dem von uns mit größter Ehrfurcht begrüßten Oberhirschen und freuten uns, ihn gesehen zu haben. Das geschah bei der jetzigen Liebigs-Höhe unweit der Taschenstraße.

Dem Knaben-Seminar war der Fürstbischof besonders gewogen. Als zur Fasching 1874 im Saale ein Theaterstück und verschiedene Gesänge aufgeführt wurden, hatten wir die Ehre, in seiner Gegenwart aufzutreten. Der hohe Herr verweilte längere Zeit im Saale und richtete freundliche Worte an uns Seminaristen. Wer war stolzer als wir? Unter den gesang- und musikfondigen Böblingen bestand auch ein musicalischer Verein, Laetitia genannt, welcher unter Leitung des Präfekten Meer besondere Stücke einübte und dann am Sonntag nach dem Abendbrot oder zu gelegener Zeit zum Vortrag brachte.

Das Fronleichnamsfest 1874 brachte dem Knaben-Seminar dadurch eine Ehre, daß ein Altar an ihm erbaut wurde. Da der Fürstbischof die Prozession selbst führte, hatten wir Gelegenheit, das Oberhaupt der Diözese aus unmittelbarer Nähe zu sehen und zu hören. Wir Seminaristen wußten schon damals, daß die Monstranz, welche der Bischof in seinen Händen trug, an Kostbarkeit alles andere übertraf. Es war dies die

bewunderungswürdige Monstranz des Bischofs Sebastian von Rostock. Selbstverständlich war uns auch das Buch geläufig, das der Fürstbischof seinem Vorgänger, dem Kardinal Melchior von Diepenbroek, gewidmet hatte. Wenn wir eiligen Schrittes den weiten Weg vom Knaben-Seminar nach dem Matthiasgymnasium zurücklegten, hatten wir manchmal die Freude, den Fürstbischof grüßen zu dürfen, der uns dann vom Fenster aus zünkte. Einmal stand er zusammen mit dem Weihbischof Włodzimierz am Fenster.

Bei dem Wüten des Kulturmampfes mußte es der Fürstbischof als großen Trost empfinden, daß die Katholiken ihm treu zugetan waren und ihn in feierlichen Deputationen ihre Ehrfurcht bezeugten. So hatte ich die freudig begrüßte Gelegenheit, als eine Abordnung unter Führung des damals noch jugendlichen Grafen Franz von Ballestrem aus Oberschlesien im Bischofshof erschien, die ganze ergreifende Feier mit anzuhören und anzusehen. Einig wie ein Mann standen damals alle Oberschlesiener zu ihrem Bischof. Vergeblich waren alle Anstrengungen der Altkatholiken und der Staatskatholiken. Deutsch- und polnischsprechende Diözesanen waren ein Herz und eine Seele.

Das Knaben-Seminar und das Alumnat grenzten zusammen, nur ein hoher Zaun trennte beide Anstalten. Da der Dom dem Knaben-Seminar schräg gegenüber lag, kannten wir alle Kanoniken, Vikare, Sänger und Alumnen. Für die Alumnen hatten wir ein besonderes Interesse, da sie dem Alter nach uns am nächsten standen und wie wir von der Auflösung ihrer Anstalt täglich bedroht waren. Wir waren mithin Schicksalsgenossen. Aber auch der Fürstbischof war täglich bedroht. Wie würde das nur enden?

Es kam das verhängnisvolle Jahr 1875. Da der Fürstbischof das Unheil kommen sah, wurde der letzte Alumnatstagskursus beschleunigt und die Priester schon am 8. Mai geweiht. Wir Knaben-Seminaristen sahen die Vorbereitungen und hatten dann die Freude, daß zwei der Neugeweihten, früher Böblinge des Seminars, eine Abendandacht und die Erteilung des Primizsegens in unserer Kapelle abhielten. Alle diese Neugeweihten waren schon Opfer des Kulturmampfes und gingen einer dunklen Zukunft entgegen.

Wäre der Fürstbischof nicht geflohen, so wäre er in das Gefängnis geworfen worden. Die Strafen häuften sich, er konnte sie nicht mehr bezahlen. Da war es Graf Ballestrem, dessen manhaftes Eintreten für den katholischen Glauben schon in aller Munde war, der ein hervortragendes Werk dadurch vollbrachte, daß er den Bischof noch rechtzeitig zur Flucht bewog.

Der Fürstbischof versammelte eines Tages sämtliche Knaben-Seminaristen, 100 an der Zahl, in seiner Privatkapelle und brachte inmitten dieser Schar das Messopfer dar. Ich weiß noch ganz genau, daß die beiden Oberprimaner Max Sdralek und Richard Keil, die beide vor dem Abiturienten-examen standen, ministrierten. Der Oberhirt hielt eine ergreifende Abschiedsrede, in welcher er seinem namenlosen Schmerz, das Knaben-Seminar und Breslau verlassen zu müssen, Ausdruck gab. Freilich waren uns nicht alle Worte gleich verständlich, wir fanden erst die Erklärung, als es bald darauf hieß: „Seine Fürstliche Gnaden haben Breslau verlassen!“

Alle waren wie erstarrt! Ganz Breslau, auch die Andersgläubigen, nahmen mit tiefster Betrübnis die Kunde entgegen. Ich verkehrte vom Knaben-Seminar aus in der Familie des eifrig katholischen Kaufmanns Karl Schneider aus dem Hedwigshaus an der Sandkirche. Er stammte aus Neustadt in Oberschlesien und hatte erst vor kurzer Zeit mit Bertha Wrzolit, der Nichte meines Pfarrers Lorenz Massors aus Deutsch-Müllmen, die glücklichste Ehe geschlossen. Sein Haus war während des Kulturkampfes die Zufluchtstätte gar vieler Geistlichen. Außerdem waren die Familien Riebeth und Dielitsch Säulen der Breslauer Katholiken, die von Kanonikus Dr. Joseph Wick in glänzenden Reden immer von neuem zu Opfern für den Glauben begeistert wurden. Die Eheleute Karl und Bertha Schneider erfreuten sich der größten Hochachtung und ich war stolz darauf, in ihnen eine Stütze zu finden. Bertha Schneider ist leider jung gestorben. Ihr einziger Sohn Joseph, Pfarrer von Festenberg, feiert am 23. Juni d. J. sein 25jähriges Priesterjubiläum. Heil ihm, Heil seinen in Gott ruhenden Eltern, heil den beiden Schwestern und ihren Familien!

Soiwohl im Knaben-Seminar, als auch in den genannten Familien wurde das harte Schicksal des Fürstbischofs mit heißen Bähren beklagt und die ausgezeichneten Eigenschaften des Verfolgten bewundert. Wie schon erwähnt, hatte Graf Ballestrem ein heroisches Werk vollbracht. Es war ihm gelungen, den Fürstbischof, der sich lange sträubte, endlich zu überzeugen, daß jeder weitere Widerstand nutzlos, und jeder Tag in Breslau verloren sei. Der Graf ließ einen Kahn von der Ziegelbastion über die Oder an den bischöflichen Garten heranfahren, der Oberhirt stieg die unmittelbar zum Flusse führende Treppe hinab und hinein in den schwankenden Kahn. Er fuhr durch die Strömung und gelangte glücklich und unbehelligt an das andere Ufer. Hier stand ein gräßlicher Wagen, der in der Dunkelheit der Nacht den hohen Gast schnell aus Breslau heraus und nach Grottkau brachte. Von Grottkau aus wurde Johannisberg erreicht und der Bischof war glücklich geborgen. In Johannisberg hat der greise Kirchenfürst nach 6½-jähriger Verbannung seine Lebenstage

beendet. Sein Tod versehnte die ganze Diözese Breslau in tiefste Trauer. Es starben die Hirten, es verödeten die Kirchen und auch das so belebte und fröhliche Knaben-Seminar verödete. Es gelang zwar dem nimmermüden, um das Heil der Anstalt treu besorgten Kurator Dr. Künzer, diese trotz der bereits erwähnten ausgesprochenen Auflösung noch bis zum 15. August aufrecht zu halten. Aber an diesem unheilvollen Tage mußten alle Böblinge die trauten Räume verlassen. Präfekt August Meer blieb zunächst ohne Stellung; Kanonikus Dr. Künzer zog sich auf seine Domherrnkurie zurück. Wir erhielten zum Abschied jeder eine Photographie des Knaben-Seminars, das heute noch, also nach 52 Jahren, sich im Äußeren nicht im geringsten verändert hat. Dann erhielten wir die bereits erwähnten Gedenkblätter, die heute schon gewiß sehr selten geworden sind. Ein Exemplar bewahre ich als ein kostbares Gut aus entfernter Vergangenheit sorgfältig auf.

Wir Böblinge wurden ohne jede Entschädigung dem Schicksal überlassen. Manche fanden in Breslau eine billige Unterkunft, was mir aber nicht gelang. Sollte ich nach Leobschütz zurückkehren? Ach nein, denn Direktor Dr. Waldeyer war nicht mehr dort. Da wurde ich endlich durch Freunde bewogen, in Oppeln Unterschlupf zu suchen. Einen solchen fand ich dort auch bald bei der veritativweiten Postobersekretär Marie Feinholz, die mit den besten katholischen Familien der Stadt befreundet war. Ein jugendliches Paradies hatte sich in Breslau geschlossen, ein neues Paradies tat sich in Oppeln auf. Hatte ich in Breslau die Freude gehabt, „cum laude“ versezt zu werden, so erlebte ich in Oppeln die zweite Freude, daß mir beim Abiturienten-examen am 27. Juli 1877 die mündliche Prüfung erlassen wurde. Ich führe das nicht als Eigenlob an, sondern nur als Beweis für die gerechte Behandlung seitens der Lehrer, die mir, trotz meines unglaublich schwierigen Namens — acht Konsonanten und ein Vokal — und trotz vieler Unzulänglichkeiten, wie solche in der Jugend vorzukommen pflegen, großes Wohlwollen entgegenbrachten. Alle diese Lehrer, auch meine Professoren auf der Universität und im Alumnat, ruhen in Gott.

Während in Breslau und in vielen Parochien der Kulturkampf heiß tobte, war Oppeln, bis auf die Schließung der kirchlichen Anstalten, ruhig und die katholische Bevölkerung der Kirche treu ergeben. Das kam wohl davon, daß die bisherigen Geistlichen, an der Spitze der hochgeehrte Kanonikus Porsch, am Orte bleiben konnten, und somit die Seelsorge gesichert war. Es wäre in Oppeln gewiß nicht so ruhig geblieben, wenn Kanonikus Porsch, dieser Eckstein des Katholizismus, verschwunden und auch hier ein altkatholischer oder staatskatholischer Geistlicher wie in Kosel, Groß-Strehlitz usw. eingedrungen wäre. Die Leidensgeschichte dieser Pfarreien ist ja zur Genüge bekannt.

Die Gymnasialkirche in Oppeln wurde damals ausgebessert, weshalb wir Gymnasiasten eine Zeitlang dem Gottesdienst in der Pfarrkirche beiwohnten. Da hatten wir Gelegenheit, die dort wirkenden ausgezeichneten Redner, wie Kanonikus Pösch, Oberkaplan Cytronowski und Kaplan Mysliewic zu hören. Ganz Oppeln strömte hin, um ihnen zu lauschen. Kam man aber aus Oppeln hinaus nach Breslau oder auch in manche andere Gegend, so bekam man bald die blinde Wut des Kulturmühlens zur Genüge zu spüren. Ich weise auf das bekannte Buch „Mirabilia“, welches Hugo Simon, Stadtpfarrer von Schweidnitz, und, wie eingangs schon vermerkt worden ist, Neffe meines Pfarrers Lorenz Massors aus Deutsch-Müllmen, im Jahre 1878 bei Alderholz in Breslau erscheinen ließ.

Weil das Konvikt in Breslau geschlossen war, wohnten wir Studenten der Theologie in privaten Pensionen. Die Zahl der Theologen ging zurück, die drei Jahrgänge 1877 bis 1880 umfassten jährlich etwa 63 Studierende. Auch das Alumnat war geschlossen. Eine Konkursprüfung fand nur privatim vor den einzelnen Professoren statt.

Mit den einzelnen Bezeugnissen versehen, wurden wir auf Anordnung unseres Fürstbischofs nach Prag überwiesen. Am 5. Oktober kamen wir hier an; der dortige Kardinal und Fürsterzbischof Schwarzenberg nahm uns verbündet liebvoll auf. Die wundervoll an der Moldau gelegene Stadt Prag ist bekanntlich die Hauptstadt von Böhmen. Wie haben sich doch seitdem die Zeiten geändert! Obwohl auch damals schon zwischen den Deutschen und den Böhmen eine gewisse Spannung bestand, hatten wir im Alumnat darunter nicht im geringsten zu leiden. Die Böhmen waren äußerst freundlich gegen uns Preußen.

In Prag weilten wir vom 5. Oktober 1880 bis 15. Juli 1881, das ist bis zum Tage der Priesterweihe. Die niedrigen Weihen empfingen wir vom Kardinal Schwarzenberg, die höheren Weihen vom Weihbischof Prucha. Welche Erinnerungen steigen auf, wenn ich an Prag zurückdenke! Vielleicht findet sich noch einmal Gelegenheit, diese aufzuzeichnen. Da ich maigesetzlich ordiniert war, konnte ich eine Anstellung in der Seelsorge nicht erlangen. So nahm mich Bernhard Graf Strachwitz in Chrosczina bei Oppeln als Schloßkaplan auf. Als solcher unterrichtete ich seinen Sohn und versah die Seelsorge in der verwaisten Pfarrei, soweit dies unter den gegebenen Verhältnissen möglich war.

Nach dem am 20. Oktober 1881 erfolgten Ableben des Fürstbischofs Heinrich Foerster wurde Weihbischof Gleich zum Kapitularbifat gewählt und die furchtbaren Maigesetze allmählich abgebaut. So wurde auch Mitte Mai 1882 die verwaiste Pfarrei Chrosczina durch Pfarrer Wagner besetzt. Nunmehr bot mir Kuratus Schoeneich in Ruda ein Heim, daß

ich zum 1. Januar 1883 mit der Gymnasial- und Religionslehrerstelle in Gleiwitz vertauschte.

Es fehlt mir nicht an Erinnerungen an meine mehrjährige Wirksamkeit in Gleiwitz. An der Spitze der großen katholischen Gemeinde standen Pfarradministrator Matthias Biernacki, Oberkaplan Paul Buchali und Kaplan Eduard Baruba. Biernacki ist der Begründer der Oberschlesischen Volksstimme und der hauptsächliche Erbauer des katholischen Waisenhauses, für das er im Auftrage und im Namen des bereits hochbetagten und kränklichen Stadtpfarrers und Fürstbischoflichen Kommissarius Joseph Kühn die Geldmittel in einem großen Teil von Europa persönlich sammelte. Hierbei hatte er auch eine Audienz bei dem wohlthätigen Kaiser Franz Joseph von Österreich, wie er mir des öfteren selbst erzählte. Biernacki war 1860 bis 1868 Oberkaplan, ging dann auf kurze Zeit als Pfarrer nach Löwen und kehrte 1872 als Pfarradministrator nach Gleiwitz zurück. Er wurde daher stets „Pfarrer“ genannt. Als nun Stadtpfarrer Joseph Kühn starb, glaubten sehr viele, Biernacki würde sein Nachfolger werden. Es kam aber anders. Eine ordnungsmäßige Besetzung der Pfarrei Gleiwitz war damals der Maigesetze wegen nicht möglich. Zudem geriet Biernacki bei Wahrnehmung der Rechte der katholischen Pfarrgemeinde in der Höhe des Kulturmühlens, der Gleiwitz keineswegs verschont hatte, mit einflussreichen Persönlichkeiten in Meinungsverschiedenheiten. Er sollte den Ausgang des Streites nicht erleben. In der Blüte der Jahre wurde er am 11. Dezember 1884 während des Abendbrotes durch einen Schlaganfall hinweggerafft. Am selben Tage hatte Biernacki noch eine Andacht für die Mütter abgehalten, den Besuch der Frau v. Schalscha empfangen und dem Gymnasiallehrer Schink zum Geburtstag gratuliert. Um 6 Uhr abends setzten wir uns zum Abendbrot. Auf einmal verstummte Pfarrer Biernacki und fiel um. Dr. Kempa und Chirurg Wolff wurden eiligt zur Hilfe gerufen und der Pfarrer in seine Wohnung hinaufgetragen, wo er sich scheinbar erholte. Aber kurz vor Mitternacht wurde ich — ich wohnte damals in der Kaplanei neben dem Pfarrhause — gerufen: „Kommen Sie sofort, dem Herrn Pfarrer geht es schlecht!“ So war es auch. Pfarrer Biernacki empfing das Sakrament der Buße, die heilige Ölung wollte ich ihm nicht geben, da ich sah, daß er ganz munter und bei voller Bewußtsein war. Ich glaubte nicht an die Todesnähe. Wir unterhielten uns noch längere Zeit, der Pfarrer ersuchte mich, am nächsten Tage die erste hl. Messe um 6 Uhr, die er übernommen hatte, an seiner Stelle zu lesen und traf noch andere Anordnungen für die Kapläne. „Bleiben Sie mit Gott, morgen ist es besser“, so oder ähnlich sagte er, als ich ging. Doch schon nach wenigen Minuten ereilte mich die Nachricht: „Pfarrer Biernacki ist tot“.

Als ich um 6 Uhr früh den Tod des beim Volke allbeliebten Seelsorgers verkündete, brach die ganze Kirche in Schluchzen aus. Es leben noch viele Personen, die den Verlust des Pfarrers mit beklagten und zeugen können von der außerordentlichen Verehrung, welche der Verstorbene bei allen genoß. Persönliche Feinde hatte er niemals gehabt. Auch die Andersgläubigen und die politischen Gegner des nunmehr Bereitwirten standen teilnahmsvoll an seinem Sarge. Ich sahe noch den Oberbürgermeister Kreidel an der Leiche in der Pfarrkanzlei stehen. Die Leiche war mit einer Hülle zugedeckt. Kreidel hob diese und schaute tieferschüttert in das ruhige und verklärte Antlitz des so plötzlich Entschlafenen. Umgeheuer war die Beteiligung am Begräbnis. Erzpriester Russek aus Rachowitz hielt in der Pfarrkirche die deutsche Trauerrede. Am Grabe selbst sollte Pfarrer Ignaz Ledwoch aus Petersdorf eine polnische Rede halten. Allein er wurde plötzlich so schwer krank, daß er, obgleich der verstorbene Pfarradministrator Biernacki sein treuester Freund gewesen war, nicht einmal an der Beerdigung teilnehmen konnte. Da sprang ich als Notnagel ein und hielt die polnische Grabrede, die mich selbst unsäglich erschütterte. Es war nicht möglich, die Menschenmassen auf den Friedhof einzulassen, ein großer Teil mußte draußen das Ende der Trauerfeier abwarten. An 70 Geistliche umstanden das Grab.

Mit dem Gymnasium, mit der katholischen Pfarrgemeinde und auch mit anderen Kreisen war ich bald aufs innigste verwachsen, wie es diejenigen befunden werden, die damals, also vor 40 Jahren, schon in Gleiwitz gelebt haben. Nach dem Tode des Pfarrers Biernacki blieben nur Oberkaplan Buchali, Kaplan Saruba und meine Wenigkeit übrig. Da gab es viel zu tun. Ich galt damals auch als ein Kaplan von Gleiwitz. Oberkaplan Buchali wurde nach Lage der damaligen Gesetze Seelsorger, Kaplan Saruba ging als Pfarrer nach Kerpen, später nach Komornik, wo er sein Leben beschloß, nachdem er die schöne Kirche erbaut hatte. Anstelle des Kaplans Saruba kam Kaplan Stefan Wronski, dann Kaplan Hermann Kolbe, dann fanden auf einmal zwei Kapläne, Joseph Gorecki und Paul Bielonkowksi. Von Zeit zu Zeit hielten sich Redakteure der Oberschlesischen Volksstimme, so die Herren Kulla und Köhler in Gleiwitz auf. Das waren maigesezlich gesperrte Geistliche, denen die Oberschlesische Volksstimme eine freundliche Zuflucht gewährte. Viktor Kulla starb in jungen Jahren, noch bevor er Pfarrer wurde; Aldalbert Köhler übernahm die Pfarrei Schirokau und zuletzt Boguschowitz bei Oppeln, wo er ausruht von den Mühen des maigesezlichen Wanderns. R. i. p.

Durch Präsentation des hochangesehenen, in der Kreisverwaltung tätigen, Rittergutsbesitzers Hugo Guradze auf Löst erhielt ich die Pfarre

Peiskretscham. Am 25. November 1890 erfolgte die Übergabe. Trotzdem mußte ich noch bis zum 1. April 1891 das Amt eines Religionslehrers am Gymnasium zu Gleiwitz verwalten, und so trat dadurch der seltene Fall ein, daß ich zugleich Religionslehrer am Gymnasium in Gleiwitz und Pfarrer in Peiskretscham war. Gymnasialdirektor Wilhelm Ronke machte es mir möglich, gut und schlecht beide Ämter zu versehen.

Nun bin ich mehr als 36 Jahre in Peiskretscham. Mein Interesse für die Stadt Gleiwitz ist aber niemals erloschen. So war es mir vergönnt, die Errichtung des St. Joseph-Konvikts und des Oberschlesischen Museums in Gleiwitz anzuregen, ebenso die Gründung des Oberschlesischen Geschichtsvereins in Oppeln. Hochmögende Personen haben die betreffenden Pläne gutgeheißen, haben ihre Seele und Arbeit hineingelegt.

Auch hatte ich Gelegenheit, von Zeit zu Zeit literarisch tätig zu sein. Nicht zu meinem Lobe erwähne ich obiges und dieses, sondern im Interesse der Heimatgeschichte. Ich gab heraus:

- 1888 Maria von Lourdes,
- 1897 Die drei schlesischen Landesheiligen,
- 1900 Geschichte von Peiskretscham und Löst,
- 1902 Geschichte der Barbarakirche in Königshütte,
- 1904 Geschichte von Rachowitz,
- 1908 Kirchengeschichte Schlesiens,
- 1912 Geschichte von Neustadt,
- 1914 Geschichte von Pilchowitz,
- 1926 Geschichte von Bülz,
- 1927 Geschichte von Peiskretscham und Löst in zweiter Auflage.

Außerdem gab ich verschiedene Werke religiösen Inhalts heraus, z. B. ein Gebetbuch „Tisch des Herrn“ für Kinder und eine Reihe von Arbeiten in den verschiedensten Zeitschriften.

Nun naht das Ende! Wer 70 Jahre alt geworden ist, hört täglich, ja stündlich die Worte des Herrn: „Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung!“ Möge Gott diese Rechenschaft gnädig gestalten und allen meinen Freunden und Gönern reichen Lohn zuteil werden lassen.

## Der Bildhauer August Kiß in seinen Beziehungen zu Gleiwitz

Von Dr. Kurt Bimler

Das Verhältnis von Schaffenden in der Kunst zu ihrer Heimat bleibt immer ein besonderes Kapitel teils ihrer Lebensgeschichte, für welche Elternhaus und Scholle feste Angelpunkte einer auch noch so stürmischen Entwicklung zu sein pflegen, teils ihrer Kunst selbst, indem diese aus den Wertfaktoren Familie und Heimat mit allen ihren mannigfachen gefühlbetonten Erscheinungen wurzelhaft kräftigende Nahrung zieht. Solche Beobachtung lehrt stets in Abwandlungen wieder; für Oberschlesier trifft sie weniger zu. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Schwankende Zwiespältigkeit zwischen deutscher und slavischer Kultur und allgemeine Geringschätzung des Landes wandten die Gemüter von der Scholle, die Beziehungen blieben oft genug auf Außerlichkeiten beschränkt, die Interessensatmosphären wurden andersgeartete, anders- und auswärtsgerichtete.

August Kiß hatte 1830 die erste Anerkennung seines Fleisches und Talentes als Lehrer im Modellieren und Bisenieren an dem neugegründeten schulmäßig organisierten Gewerbeinstitut in Berlin erhalten. 1837 folgte die Ernennung zum Mitglied der Königlichen Akademie der Künste. Die Auszeichnung gab dem Bildhauer Gelegenheit, in dem pflichtmäßig einzureichenden, in den Alten der Akademie erhaltenen Lebenslauf seiner Jugend und seines Bildungsganges zu gedenken. Die Gleiwitzer Lehrzeit steht in diesem kurzen Abriss im Vordergrund, eine fast sentimental zu nennende Zärtlichkeit hebt die Erinnerung an seine Anfangsstudien in der fernen oberschlesischen Eisengießerei auf dem Gleiwitzer „Sande“ und ihrer Bildhauerwerkstatt hervor und gibt dem dankbaren Gefühl Ausdruck, daß ein günstiges Geschick ihm, dem im unendlichen Plesser Waldgebiet Geborenen, die Gelegenheit zum Eingang in das Künstlertum in jener Gleiwitzer Modellierwerkstatt beschieden hatte. Zu beachten ist bei diesem Rückblick, daß Kiß damals erst noch vor denjenigen Taten stand, die ihm die Achtung der größten Geister einbringen sollten.

Wir wissen, daß noch andere Gelegenheiten ihn an seine künstlerische Wiege wie überhaupt an seine engere Heimat knüpfen, und können diese Zeit der Beziehungen zu Gleiwitz auf die Jahre 1819, d. h. von dem Eintritt in die dortige Hütte, bis 1852, zum Tode seines Bruders Wilhelm umgrenzen, der als Hütteninspektor der Gleiwitzer Eisengießerei ein herzliches Bindemittel bildete. Das eiserne Denkmal mit dem zarten Relief eines weiblichen Genius und einer Lyra, das seit 1852 auf seinem Grabe im Gleiwitzer Hüttenfriedhof steht, können wir als letzte Auferkunft seines, der Heimat und den Geschwistern zugewandten Geistes ansehen — damals als die ganze Provinz bereits von seinem Ruhm erfüllt war und die Hauptstadt Breslau ihr erstes ehrnes Reiterdenkmal, von seiner Hand kostlich geformt und von seinem Feuergeist mit reichem Leben erfüllt, besaß.

Als Kiß jene Stellung am Gewerbeinstitut annahm, mußte er erst von einer strengen Verpflichtung gelöst werden. Sein Lehrer Christian Rauch bemühte sich darum beim Minister und konnte das Ergebnis seiner Fürsprache dem begabten Schüler in die Hand drücken. Kiß hätte nämlich seinem Vertrage gemäß nach Beendigung seiner Studienjahre nach Gleiwitz in die Modellierwerkstatt der Eisengießerei zurückkehren müssen. Es ist schwer auszudenken, welche Weiterentwicklung dann der Bildhauer in der engen Kleinkunstatmosphäre der oberschlesischen Eisenhütte genommen hätte. Ihn in klein- und mittelfeinfühligen Figuren und Figürchen sich ausleben zu denken, ist fast absurd, weil der Mangel an künstlerischer Freiheit und an Absatzmöglichkeit in dem damaligen Oberschlesien den Schluß auf eine großangelegte Tätigkeit verbietet. Es gehört eben zum Wesen des großen Geistes, daß er sich den Weg zu dem ihm gebührenden Arbeitsfeld zu bahnen versteht, so sehr wir Oberschlesier auch bedauern müssen, daß unser Landsmann nicht zu künstlerischer Betätigung im Rahmen der Heimat gelangt ist. Die Verhältnisse haben sich ja nicht einmal heut in dem volks- und arbeitsreichen Industriegebiet so geändert, daß groß angelegte Künstler trotz einzelner liebevoller Versuche an die Scholle gefesselt würden. Und Gleiwitz zählte damals etwa 5000 Einwohner!

Mithin konnten und durften die Beziehungen zur Heimat nur beschränkte, in vereinzelten Außerungen mittelbar erfolgende sein. Wenn die Gleiwitzer Hütte die Berliner Akademieausstellung mit Proben ihrer künstlerischen Leistungsfähigkeit beschickte, betonte sie im gedruckten Katalog, daß die Statuette des Kaisers Alexander I. in Uniform von ihrem Bildhauer Kiß stammte, und daß selbiger auch die kompliziertere barocke Reiterstatuette des Schlüterschen Großen Kurfürsten mit den vier gefesselten Gestalten an den Ecken des Sockels für das Gleiwitzer Eisenwerk zum Abguß modelliert habe. Diese Reiterfigur, ungefähr  $\frac{2}{3}$  m hoch, ist zwar

nur Kopie des Berliner Kolossalbildes von Schlüter, weist aber infolge der angewandten Genauigkeit der Nachahmung mit umständlichen Ausmessungen und der Abformung der Maske einen Wert auf, der die Gleiwitzer Hütte wohl berechtigte, auf diese Leistung ihres Eleven stolz zu sein. Bedeutet diese Kopie doch das von Kiß aufgenommene Fortschreiten der Berliner Schule zum Reiterdenkmal überhaupt. Man hatte ja in Berlin seit über 100 Jahren keinen Reiter mehr geschaffen, und das Studium des Pferdes war vollständig eingeschlafen.

Ein Zinkabguß der Kopie des Kurfürstendenkmals steht noch in der Modellskammer der Gleiwitzer Hütte, die vor der Berliner Eisengießerei den Vorteil hat, daß ein Teil ihrer Eisenschäfte und Abgußmodelle durch die Umbilden des Jahrhunderts hindurch erhalten worden sind, während die Berliner Tochtergießerei einer Feuergießerei des Revolutionsjahres 1848 zum Opfer fiel.

Die Bewahrung eines Teiles aus dem ehemaligen Bestande der Gleiwitzer Modellskammer leistet wichtige Dienste für die Zuweisung anderer erster Arbeiten von Kiß. Wir sind imstande, ein zweites Figürchen Alexander in Manteldrapierung und die Statuetten Bülow und Scharnhorst mit Katalognachrichten zu identifizieren. Die 24 cm hohen Figürchen sind gewiß nur Kopien von Rauchs beiden großen Feldherrnstatuen vor der Berliner Königswache, die in den Jahren 1819—22 entstanden waren. Doch enthalten sie eine Reihe von Abänderungen, die nicht bloß aus formalen Gründen für die Reproduktion in Eisen erfolgt sind und eine Reduktion auf größere Flächenbildung und straffere Linienführung bedeuten. Die Alexanderstatuette verläßt Rauchs Bronzebild um ein Beträchtliches, indem wohl Vorstudien Rauchs für Kopf und Figur des Zaren aus der Zeit nach den Befreiungskriegen benutzt wurden, soweit sie in der Werkstatt des Meisters umherstanden. In der Gesamthaltung entsteht jedoch unter den Fingern des jungen Modellsieurs etwas Neues, das die theatralische Geste des Säbel ziehenden Vorbildes verläßt und zu einfacher Schreitstellung zurückgeht. Die Variation zwischen Waffen- und Unterrock ist nur eine durch die unbedeutende Kostümierung bewirkte Erzielung zweier Fassungen, die als Verbildlichungen desselben Bewegungsmotives einige Jahre später den älteren, auch nach Bildnerruhm strebenden Landsmann Stilarovsky zur Nachmodellierung reizten. Stilarovsky Eisenstatuetten sind wenige Centimeter größer gehalten und verdeutlichen geradezu den Unterschied zwischen dem original arbeitenden Kiß und dem slavischen Nachahmer Stilarovsky, dessen Fertigungsgrenzen in der Kunst eng gezogen sind, nachdem er sich in der Gründungszeit der Gleiwitzer und später der Berliner Hütte als genialer Former und Erfinder neuer Methoden ausgezeichnet hat.

Solcherart waren die frühen freiplastischen Schöpfungen des jungen Bildhauers, der sich in dieser Hinsicht an der Panke — so hieß das Flüßchen, an dem die Berliner Hütte lag — wohl fühlte als am Kloßnitzkanal. Das tragende Wasser war der Verbindungsweg; es brachte die Kähne mit den Eisenschäfchen und Figürchen, die in Oberschlesien gegossen wurden, auf den Berliner Markt. Auch gewichtige Stücke wurden von Gleiwitz her transportiert. Die große Havelbrücke für Potsdam und die alte Weidendammer Brücke für Berlin entstanden 1822 und 23 in der heimatlichen Gießerei, als sich der junge Kiß schon in Berlin tummelte. Die beiden Brücken sind als früheste Eisenkonstruktionen verhältnismäßig einfach und entbehren des reichen plastischen Schmuckes, den Kiß schon im nächsten Jahre für die Berliner Schloßbrücke nach Zeichnungen Schinkels modellierte: Seepferde und Tritonen mit einfacher Muschel und Blättern im Hintergrunde. Diese Brücke mit ihren Bronzegeländern ist freilich in der Berliner Hütte gegossen worden, erinnert aber mit den erwähnten dekorativen Schmuckteilen an die Abhängigkeit des verdenden Bildhauers vom Architekten Schinkel in den 20er und 30er Jahren, für dessen Bauten die ornamentalen Füllungen und Relieffiguren bis zu den Riesenabmessungen der Giebelgruppen an der Potsdamer Nikolaitkirche und der Berliner Sternwarte zu schaffen sein gefundenes Arbeitsfeld war.

Das Jahr 1837, mit seinem Zugang zur akademischen Würde, bedeutet gewissermaßen eine Befreiung vom Abhängigkeitsverhältnis zur Architektur. Man kann sie so nennen, denn Kiß ist im grunde genommen durchaus nicht für strenge Einordnung in ein architektonisches Ganzes beanlagt. Sein Denken und künstlerisches Formenleben bewegt sich in malerischer Freiheit und ungefesselter Auftürmung von ungestüm bewegten Gliedern und Körpern. Die kleinen Amazonen und Viktorien aus der Mitte der 30er Jahre sind Vorläufer des großen künstlerischen Ereignisses, der Amazonengruppe mit dem Panther, die im Februar 1839 als Kolossalgebilde, vorläufig noch als Gipsmodell, das gesamte interessierte Berlin auf die Beine brachte. Wieder ein Fortschritt im Können, wieder Anerkennungen in deutlichster Prägung und wieder ein Anlaß, an seine ferne Heimat durch das Bindeglied des Bruders in Gleiwitz zu denken und dieser Zuneigung in fühlbarer Form Ausdruck zu geben. Der Zustrom der Amazonenbesucher legte die Einforderung eines Eintrittsgeldes für wohltätige Zwecke nahe, und da in 8 Tagen 540 Taler einfamen, konnte Kiß den Armen in Gleiwitz eine für damalige Verhältnisse nennenswerte Spende zur Verteilung übersenden. Die Tatsache einer solchen gutherzigen Zuwendung zur Heimat ist an und für sich unbedeutend, kennzeichnet aber einerseits den gönnerhaft eingestellten Lebensweg des zu Reichtum gelangenden

Käß, der für Kunstsförderungszwecke am Lebensende Hunderttausende an den Staat verschenken konnte; andererseits wird der Gegensatz zum gleichaltrigen Kalide latent, der öfters als jener persönlich zur Heimat kam, von der Not getrieben, da eine ausgesprochene Abhängigkeit von Architekten und Bauherren nicht sein Fall gewesen wäre.

Bekanntlich ist Oberschlesien ohne ein größeres Werk von Käß geblieben. Die Heimat hatte damals umfangreiche Aufgaben noch nicht zu vergeben; denn Kalides Monuments in Oberschlesien sind auf verwandtschaftliches Eingreifen der (Thiele-) Windeler zurückzuführen. Aus naheliegenden Gründen habe ich schon 1915 in meiner Käßmonographie für das Grabmal seines Bruders Wilhelm auf dem Gleiwitzer Hüttenfriedhof seine Urtheverschaft in Anspruch genommen. Wer anders hätte den Entwurf zu dem Grabmal geben dürfen? Allerdings scheint das wenig erhabene Relief gegen eine persönliche Modellierung durch Käß selbst zu sprechen, dessen Flachbilder stets den Charakter des trozig aufgewühlten Hochreliefs tragen. Es sieht nach Zeichnung aus, die unser Künstler 1852 nach Gleiwitz geschickt haben mag, damit sie der Hüttenmodellleur Beyerhaus danach modellierte. (Siehe Tafel XXVI.) Der Relieffstil paßt zu Beyerhaus' Arbeitsart. Es war jedenfalls der bequemste Weg der Denkmalsausführung.

Von diesem letzten Erfolg künstlerischer Betätigung für die Gleiwitzer Hütte aus dem Jahre 1852 schweift unser Blick zurück nach jenem schon erwähnten ersten Befähigungsnachweis anfänglicher künstlerischer Formung, jener Christusfigur am Kreuze, von welcher er selbst in seinem genannten Lebenslauf von 1837 erzählt. Dieses Kunstdokument ist noch nicht gefunden worden. Die Bestellung dazu ging von einem begüterten Landmann aus. Man kann doch wohl den Wohnort dieses Landmannes in der Umgegend von Gleiwitz suchen. Der Christuskörper war rund 1,20 m groß. Wo steht das Kreuz, das diesen Eisenkörper trägt? Es wäre interessant, das Kreuz zu finden, wenn auch die Figur nach seinen Worten „infolge der Unkenntnis in der Anatomie und mangels jeder Burechtiveisung traurig genug ausfiel“. Sein Hinweis auf sein erstes Werk spricht für die Bedeutung, die es für seine Laufbahn hatte. Darum wäre es wünschenswert, es ausfindig zu machen und der Nachwelt zu überliefern.

Des Künstlers Geburtshaus am Paprotschaner See ist leider der Zeit zum Opfer gefallen. Wir können das Wohnhaus seines Bruders Wilhelm, in dem er sich stets bei seinem Gleiwitzer Aufenthalt aufhielt, als schwachen Ersatz ansehen. Es steht in der Kalidesstraße als Nr. 1 und zeigt dieselben primitiven Formen des anspruchslosen Beamtenhäuschens wie das Geburtshaus Theodor Kalides in Königshütte. Schmucklose Wände mit Fensterausschnitten ohne Rahmen, die einzige Gliederung das Band des Stockwerkgesimses.

## Bier Briefe Joseph von Eichendorffs an den Grafen von Loeben aus den Jahren 1812/14

Mitgeteilt von Dr. Heinrich Horstmann

Der landesgeschichtlichen Abteilung der Gleiwitzer Stadtbücherei ist es vor einiger Zeit gelungen, für ihre Handschriftensammlung einige Briefe des Freiherrn Joseph von Eichendorff zu erwerben. Wenn es sich auch leider nur um eine geringe Anzahl seiner Briefe an den Grafen Otto Heinrich von Loeben\*) handelt, welche Wilhelm Kosch, der verdienstvolle Eichendorff-Forscher und Mitherausgeber der großen historisch-kritischen Ausgabe der sämtl. Werke Eichendorffs\*\*) im Jahre 1906 wohl für immer verschollen erklären zu müssen glaubte, so ist dennoch ein wichtiger Bestandteil der Vergangenheit entrissen, vor völligem Verschwinden bewahrt und als kostbarer Schatz nunmehr der Heimat des großen Dichters zugeführt worden.

Es sind jene Briefe, auf die bereits der um die Eichendorff-Forschung ebenfalls sehr verdiente Enkel des Dichters, Karl Freiherr von Eichendorff, im Jahrgang 1915 des Eichendorff-Kalenders\*\*\*) aufmerksam gemacht hat und welche von einem Berliner Antiquariat (Martin Breslauer) versteigert

\*) Loeben, geboren am 18. August 1786 in Dresden, wo sein Vater Kurfürstlich-sächsischer Kabinettsminister war. Er stammte aus einem alten, in Sachsen, Schlesien, Brandenburg, Böhmen und in der Lausitz begüterten protestantischen Adelsgeschlecht, studierte 1804 in Württemberg Rechtswissenschaft und 1807 in Heidelberg, wo er mit Görres, Arnim und Brentano, sowie den Brüdern Joseph und Wilhelm von Eichendorff befreundet wurde. Er ging dann nach Wien und Berlin und nahm 1814 an dem Feldzuge gegen Napoleon nach Frankreich teil. Nach dem Frieden lebte er zumeist in Dresden mit poetischen Arbeiten beschäftigt und verstarb hier am 3. April 1826. Seine schrankenlose, mystisch-schwärmerische Einbildungskraft und zuweilen süßlich-sentimentalen Dichtungen brachten ihm später den Ruf eines „Pseudoromantikers“ ein. Sein Leben und seine Werke sind beschrieben von Reinhold Biß in Berlin, Behr 1905.

\*\*) Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Historisch-kritische Ausgabe. In Verbindung mit Philipp August Becker herausgegeben von Wilhelm Kosch und August Sauer. Regensburg, Habel 1908 ff.

\*\*\*) Eichendorff-Kalender. Ein romantisches Jahrbuch. Organ der Deutschen Eichendorff-Gesellschaft. Herausgegeben von W. Kosch 1910 ff.

worden waren, bis sie vor kurzem wiederum zum Verkauf ausgeboten wurden und nach Oberschlesien gelangten. Leider mißlang es, noch einen weiteren, in die vorliegende Reihe hineingehörenden Brief gleichzeitig mitzuerwerben. Die Bemühungen, auch ihn noch für Oberschlesien zu retten, werden indessen fortgesetzt und hoffentlich auch noch zum Ziele führen.

Die auf nachfolgenden Seiten erstmalig zur Veröffentlichung gelangenden Briefe bilden eine lückenlose Reihe und ordnen sich in den gesamten Briefwechsel der beiden Jugendfreunde, die sich im Jahre 1807 während ihrer Studentenzeit in Heidelberg kennen lernten, folgendermaßen zeitlich hintereinander:

Absender:

Eichendorff:	Loeben:
Wien, 1812 Dez. 27.	1812 Nov. 3.
Torgau, 1814 April 8.	1813 März 21.
Lubowitz, 1814 Aug. 10.	1814 Juni 7.
Lubowitz, 1814 Okt. 3.	1814 Aug. 22.
.....	1814 Okt. 20.

Wie aus der Datierung ersichtlich, fällt vorstehender Briefwechsel in die Zeit der Befreiungskriege und in das 24. bis 28. Lebensjahr Eichendorffs. Die Briefe sind nicht nur bedeutungsvoll als zeitgeschichtliche Dokumente, in denen sich die Größe und Schwere jener ereignisreichen Zeit spiegelt, sondern auch als Selbstzeugnisse eines bedeutenden Mannes, der aus hohem Pflichtgefühl und tiefer Vaterlandsliebe persönlich sich voll und ganz in den Dienst seines um die Freiheit kämpfenden Volkes stellt. Sie sind ferner wertvoll für die Festlegung einer bedeutungsvollen Strecke seines äußeren Lebensweges, sowie für die Erkenntnis seiner inneren Entwicklung. Kluffschlußreich sind sie vor allen Dingen für die Beurteilung des viel umstrittenen Freundschaftsverhältnisses zum Grafen Loeben, dem Eichendorff in Heidelberg sein lange gehütetes Geheimnis, daß er dichte, zum ersten Male anvertraute. Aber auch für die literaturgeschichtliche Forschung geben die Briefe mancherlei wichtige und zuverlässige Anhaltspunkte, vor allem für die Geschichte der Entstehung und Veröffentlichung seines Romans „Ahnung und Gegenwart“. Jedoch bleibt trotz der vier vorliegenden, bisher allein ans Licht getretenen Briefe Eichendorffs an Loeben — der im 13. Bande der Gesamtausgabe von Eichendorffs Werken abgedruckte Brief an Loeben ist nur ein Entwurf aus dem Jahre 1809, dem 12 Briefe von der Hand Loebens aus den Jahren 1809 bis 1816 gegenüberstehen — die Zahl der noch unbekannten Briefe Eichendorffs an seinen Jugendfreund bedauerlicherweise immer noch so groß, daß eine abschließende und einwandfreie Beurteilung der Beziehungen und allmählich eingetretenen Ent-

fremdung zwischen den beiden Freunden unseres Erachtens noch nicht möglich ist. Soviel wird man jedenfalls wohl schon jetzt sagen können, daß wenigstens bis zum Anfang Oktober des Jahres 1814 „von einer Kluft, die von jeher im innersten eigentlich bestanden habe und nur durch das persönliche Wohlwollen zeitweilig überbrückt worden sei“), kaum die Rede sein kann. Dem unbefangenen Leser tritt aus jedem der vorliegenden Briefe eine tiefe und ehrliche Freundschaftsliebe entgegen, die immer wieder erneut ihre Treue betont. Sie erscheint auch keineswegs erschüttert dadurch, daß, wie es besonders aus dem Brief vom 3. Oktober 1814 ersichtlich ist, Eichendorff sich des Albrückens von Loebens „Mystischer Romantik“ in seiner dichterischen Entwicklung durchaus bewußt ist, und er dieser Tatsache seinem Freunde gegenüber auch ehrlich, wenn auch nicht ohne leise Besorgnis Ausdruck verleiht.

Mit Rücksicht auf den Umfang dieses Jahrbuches muß von einer ausgiebigen Würdigung der Briefe in literaturgeschichtlicher und biographischer Hinsicht Abstand genommen werden. Die Anmerkungen bringen in Kürze nur das Notwendigste zum Verständnis der Briefe. Im übrigen muß auf die Biographien der beiden Jugendfreunde verwiesen werden.

Bei der Wiedergabe der Briefe ist Fraktur für die Kurrentschrift und Antiqua für die Lateinschrift in der Vorlage festgehalten, um ein möglichst getreues Abbild der Originale zu vermitteln. Auch die Rechtschreibung, sowie die Interpunktions- und die Abkürzungen sind unverändert gelassen.

Wien, <sup>1)</sup> dt. 27. December 1812.

Mein innigst geliebter Freund. Nach manchen Stürmen, die lange Zeit ohne innere und äußere Ruhe mein Lebensschiff hin und her warfen, bin ich endlich wieder auf eine Weile im Hafen eingelaufen. Eine große Sabathstille ruht weit und breit über der beschneysten, glänzenden Erde, von allen Seyten ziehen Glöckenklangen durch die klare Luft und verkündigen das freudigste Fest der Welt. An solchen Tagen erinnert sich die Seele mit verdoppelter Liebe alles Schönen, Lieben und Guten, das sie jemals gekannt und verlebt. Wie könnte ich diese heiligen Tage besser feyern, als daß ich mich mit Dir, mein liebster Freund und Herzensbruder, und Deinen heiligen Gedichten unterhalte! In Paris <sup>2)</sup> habe ich ein Gemälde von Albr: Dürer <sup>3)</sup> gesehen, das mir gewiß bis zum Tode errinnerlich bleibt. In der Mitte des Bildes steht eine einfache Hütte,

<sup>1)</sup> So schreibt Hermann von Eichendorff in der biographischen Einleitung zu der Ausgabe der sämtlichen Werke seines Vaters, Leipzig 1864. Diese Auffassung ist von späteren Eichendorff-Biographen, so auch von W. Koch und C. Brandenburg, übernommen worden.

von allen Seyten durchbrochen und durchsichtig. Darinn liegt das Jesu kindlein in der Krippe und seine zarten Glieder strahlen überall eine wunderbare, milde Verklärung aus, welche das Gesicht der darneben knieenden Maria und die nächsten Gräser und Bäume seltsam beleuchtet. An der offenen Hütte knien mehrere Hirten, wovon einige beten, andere auf Schalmeyen blasen. Draußen über dem wundersam gestalteten Gebirge, in das man weit hineinsieht, liegt eine wunderbare Mondschein-Nacht. Im Hintergrunde hoch auf einem Felsen ist ein Ritter von seinem Roß gestiegen, das er neben sich am Bügel hält, und liegt betend auf den Knieen, nach der Hütte zugetwendet. Von der anderen Seite sieht man eine Schaar heydnischer Reyter mit erschrocken zurückgewandten Gesichtern in die Dunkelheit entfliehen. An dem dunkelblauen Himmel stehen Cometen, unter der Hütte erblickt man hin und wieder auf dem Boden Zeichen und Hydrogliphen, deren Bedeutung niemand mehr enträtseln kann. — Mit demselben Gefühle, mit dem ich vor diesem wunderreichen Bilde stand, habe ich auch Dein herrliches Gedicht: Geburt Jesu Christi gelesen und immer wieder gelesen, und ich weiß es weiter nicht besser mehr zu loben. Das kleine Lied des Waldbruders ist, meinem Gefühle nach, eines Deiner vollendetsten. Es ist eine so tiefe, geheimnißvolle, glückselige Einsamkeit darin, daß man den dunklen Kreis der Berge und Wälder tief unter sich, seytwärts Wunderreiche, von der Nacht leis verdeckte Fernen zu erblicken, hell und fromm durch die gränzenlose Stille des Einsiedlers Stimme zu hören glaubt. Meine Liebe für das Lied: Waldlust, das mir von den Heidelberger Höhen noch immer nachgeflungen, kennst Du aus alten Zeiten. Innigst gerührt hat mich die phantastische, schauerlich lustige Wehmuth des Volksliedes. Für Dein schönes Sonett an mich, erhältst Du hiermit eine eigne Antwort. Zu Deinem neuen Leben mit Dionysius<sup>9</sup> und Budde<sup>9</sup> wünsche ich Dir von Herzen Glück. Ich kann es mir vorstellen, wie glücklich Du, und ihr Einfluß auf Dich seyn wird. Grüße beyde von uns auf das Beste. Ich denke ohne alle Bitterkeit an sie, aber es ist seltsam, daß ich noch immer keinen Glauben an sie, kein herzliches Vertrauen zu ihrer inneren Wahrhaftigkeit gewinnen kann; so etwas läßt sich nicht erzwingen. Den Einschluß mit Deinen Gedichten habe ich Schlegeln<sup>9</sup> sogleich übergeben. Er läßt Dir herzlich danken dafür und sagen, er bedauere, daß er für das Museum<sup>7</sup> keinen Gebrauch davon machen könne, indem er einestheils bereits sehr viele Gedichte liegen habe, die hinein kommen sollten, anderntheils das Museum eigentlich dem Plane nach nicht für Gedichte bestimmt sey. Er werde aber, vielleicht binnen kurzer Zeit, einen poetischen Almanach herausgeben, wo ihm diese Deine Gedichte willkommen wären, wenn Du damit so lange warten wolltest. Ich ließ daher, um unöthiges Porto zu vermeiden, die Gedichte noch bey Friedrich, bis Du mir Deine Entscheidung schreibst. Auch über die Sendung einiger Gedichte für Goldmanns<sup>9</sup> Zeitschrift habe ich mit Schlegeln gesprochen. Er hat sich aber nicht bestimmt darüber erklärt. Du kennst seine Langsamkeit im Dichten. Für Deinen ehrenvollen Antrag, selber mit zu dieser Zeitschrift beyzutragen, danke ich Dir herzlich. Ich werde Dir nächstens etwas von mir und Wilhelm dazu schiffen. Dein Wunsch, bald wieder einmal etwas von uns zu sehen, hat mich innigst erfreut, und ich hoffe Dir binnen kurzer Zeit meinen Roman<sup>9</sup> schicken zu können. Die ökonomische Verlegenheit nemlich, in der wir uns befinden, zwang uns zu dem Entschluß, unsere Sachen so schnell als möglich herauszugeben, um nur einiges Geld für den Augenblick in die Hände zu bekommen. Ich gab daher meinen Roman<sup>9</sup>, Wilhelm ein Trauerspiel und ein Lustspiel. Friedrich Schlegel hat es übernommen, uns schnell hier in Wien einen Verleger zu verschaffen. Sobald es gedruckt ist, eile ich Dir mitzuteilen, was von Anbeginn Dir vor allen zugehört. Ich bitte aber, erwarte nicht viel. — Glaube nun auch noch zulezt, etwas von unserer prosaischen Existenz zu reden. Ich habe Dir verwichenen Sommer geschrieben, daß wir eine Erbschaft<sup>10</sup> gemacht haben. Die ersten Nachrichten, die wir von allen Seyten davon bekamen, waren übertrieben, und es blieben am Ende für uns beyde nicht mehr, als 12 000 Rth. Cour., die wir auch erst künftiges Frühjahr wirklich erhalten. Unterdeß führte der allgemeine Gang der Dinge eine solche Veränderung in unserer Familie herbei, daß unsere Eltern für jetzt durchaus außer Stande waren, uns länger zu unterstützen. Nun aber habe ich Dir schon in meinem letzten Briefe (den Du doch erhalten hast?) geschrieben, daß der Erzherzog Maximilian<sup>11</sup>) hier eine große Erziehungsanstalt gründet, deren Leitung er Adam Müller anvertraut hat. Auf eine äußerst freundschaftliche Art, ganz aus eignem Antrieb hat nun Müller<sup>12</sup>) uns beyde in diesen Plan mit hineingezogen, und wir wohnen, speißen etc. schon seit 4 Wochen bey Müller sehr bequem, gut und unerhört wohlfeil, so daß wir uns auf diese Weise wieder in Wien erhalten, bis wir etwa einen Posten bekommen.

Meine Mutter schrieb uns letzthin von einem Briefe, den Du an sie geschrieben haben sollst, ohne jedoch sich weiter über den Inhalt desselben zu erklären. Habe doch die Güte, uns darüber in Deinem nächsten Briefe Auskunft zu geben.

Die Zeit zwingt mich nun, schnell zu schließen. Schreibe bald wieder. Jeder Deiner Briefe macht mich unaussprechlich glücklich. Tausend Grüße und Empfehlungen von Schlegels und Müllers. Vergieß

Am Florens.

Mein fürg's Landen von den Freyungen  
Und Völker Läß', wo mögt die Wälder wachsen,  
Zu Tiefen kann wässerig voll sich tauchen,  
Mit Ahnen soll ein frisch zu wachsen.  
So schlug mir aus den Freyungen  
Als Ruh' und Gaben Land und Felsen,  
Es bringt, und ritterlich' Gemüthe brauchen,  
In Freyungen nicht verloren die alten Erfahrungen.  
Als Freyungen ist mein Florens' Thann,  
D' Brüder ist Läß'; wenn Thann und Brüder voll Vor-  
Die Freyungen mir, wo nicht der Land ist so lange.  
Die sind wir nicht jor in fürem Land,  
Dort sind wir zusammen wohl all' Morgen  
Dort kommen wir zu Koenig und Bahnenlangen.

Stroms.

über Deinen neuen Freunden, Aussichten und Arbeiten niemals Deinen  
ewig treuen

Florens.<sup>13)</sup>

Unsere Adresse ist nun: Auf der Wieden im Carolischen  
Garten, Nro: 126.

So wie ich so eitel bin alle Briefe die von Dir an meinen Bruder  
gerichtet werden auch auf mich zu beziehen, so hoffe ich wirft Du in den  
Zeilen meines Bruders an Dich auch jedes mahl meine Meinung und  
meine Gefühle wiedererkennen. Wird doch alles zwischen uns beyden  
vorher lange und gemüthlich abgesprochen, so daß aus diesem Gespräch  
endlich nun eine und dieselbe Meinung hervorgeht. Ich darf also nichts  
anderes thun als Dich auf den voran stehenden Brief verweisen, und ihn  
unterschreiben mit der Bitte mich immer für Deinen wärmsten aufrichtigsten  
Freund zu halten, und mir Deine Liebe nie zu entziehn. Lebewohl, und  
denke und schreibe recht bald an uns. Ewig Dein

Wilhelm Eichendorff.

Un Isidorus.<sup>14)</sup>

Wie heil'ge Quellen von den Felsen springen  
Aus stiller Höh', wo rings die Wälder rauchen,  
In duft'ge Fernen sehnsuchtsvoll sich tauchen,  
Mit Albern hell die Erde zu durchdringen;

So schlug mir an die Brust Dein neues Singen;  
Ich fühle des Gebirges ernstres Hauchen,  
Es bringt, was ritterlich' Gemüthe brauchen,  
Die Seele nimmt erfüllt die alten Schwingen.

Oft sonst zu des noch deutschen Stromes Strande  
Wünscht' ich Dich her; denn Strom und Wald voll Sorgen,  
Sie fragen mich: wo irrt der Freund so lange? —  
Nun sind wir wieder ja in Einem Lande,  
Dort treffen wir zusammen wohl all' Morgen  
Und kennen uns an Kreuz und Waldhornslange.

Florens.

Anmerkungen zum Brief vom 27. Dezember 1812.

<sup>13)</sup> Die beiden Brüder Joseph und Wilhelm von Eichendorff waren seit Oktober 1810 in Wien. Sie hatten die Absicht die österreichischen Staatsprüfungen abzulegen und in kaiserliche Dienste zu treten.

<sup>14)</sup> Die beiden Brüder reisten im April des Jahres 1808 von Heidelberg aus nach Paris.

<sup>15)</sup> Das Gemälde „Die Amtseinführung der Könige“ befand sich damals im kaiserlichen Museum, heute ist es nicht mehr dort.

<sup>16)</sup> Freundesname für Gerhard Strauß (1786–1863), der in Halle und Heidelberg protestantische Theologie studierte, 1822 Professor der prakt. Theologie und 1856 Oberhofprediger in Berlin wurde. Er gehörte zu dem Heidelberger Freundekreis um Löben.

<sup>9)</sup> Budde, Heinrich Wilhelm (1786—1828), Protestant, Theologe und später Konsistorialrat, gehörte mit seinem Brüdergenossen Strauß ebenfalls zu dem egentlichen Heidelberger Kreis um Loeven, in welchem 1808 auch die Brüder Eichendorff durch Loeven eingeführt wurden.

<sup>10)</sup> von Schlegel, Karl Wilhelm Friedrich (1772—1829), der bekannte Aesthetiker und Schriftsteller, verheiratet mit Dorothea geb. Veit, war seit 1809 in Wien, wo er öffentliche Vorlesungen hielt und zum Sekretär bei der kaiserlichen Hof- und Staatskanzlei ernannt wurde. In Schlegels großem Hause verbrachten die beiden Brüder Eichendorff viele anregende Stunden.

<sup>11)</sup> Deutsches Museum, Monatsschrift 1812—1813, herausgegeben von Friedrich von Schlegel mit dem Zweck, Geschichte, Philosophie, Kunst und Literatur in einem vaterländischen Sinne zu betrachten und zu fördern.

<sup>12)</sup> Goldmann, Georg August Friedrich (1788—1855) Pädagoge und Pastor in Rheinland/Westfalen, war im Jahre 1812 Mitherausgeber der „Zeitschrift für Poesie“.

<sup>13)</sup> Gemeint ist der Roman „Ahnung und Gegenwart“ für den damals in Wien jedoch kein Verleger gefunden wurde.

<sup>14)</sup> Die Erbschaft stammte von ihrem Onkel Baron von Kloch. Eichendorffs Mutter war eine geb. Freiin von Kloch.

<sup>15)</sup> Erzherzog Maximilian d' Este.

<sup>16)</sup> Müller, Adam Heinrich, Ritter von Nittersdorf. (1799—1829) Protestant, trat in Wien 1805 zur katholischen Kirche über. Redner aus der romantischen Schule und Volkswirt. Unter der Protektion des Erzherzogs wollte er eine katholische Erziehungsanstalt für junge Adlige gründen, welche P. Clemens Maria Hofbauer später gemeinsam mit Friedrich von Klinowström errichtete.

<sup>17)</sup> Florens (der Blühende) Dichtername für Eichendorff, den ihm Loeven in Heidelberg gab.

<sup>18)</sup> Iridorus Orientalis. Dichtername des Grafen von Loeven.

Torgau, <sup>1)</sup> dt. 8<sup>th</sup> April 1814.

Nach einem Jahre, mein innigstgeliebter Bruder, schreibe ich Dir endlich wieder. Aber was für ein Jahr war auch das! Alle Entzüdungen, Schrecken und Schmerzen eines ganzen Jahrhunderts drangen auf mich ein und übertaumelten mich und ich konnte nur als ein Trunkener mit dem gewaltigen Strome dahinbrausen, aber mich besinnen, dichten und schreiben konnt' ich nicht. Oder wer möchte seine eigne eitle Stimme vernehmen beim tiefen Rauschen der Wälder und rasender Gebirgsströme mitten im Donner und Blitz, und nicht lieber in stummer Demuth niederknien und beten? Doch wie ein großes frisches Leben die Seele immer erweitert, so reiche ich Dir nun, ungelehrter wohl, verwirrter und härter vielleicht, aber nicht unwürdiger und ernster die Hand, mein lieber, guter Freund. Schläge brüderlich ein, denn das erschöpfte Vaterland braucht wohl eines geistigen Bundes. Das Verhafte, hindernde niederwerfen kann der Krieg, diese grandiose Völker-Poesie, aber das Bessere kann aufbauen und jene Siege als wahrhafte Siege geltend machen das ist nun unser Tagewerk, unbeachtet und ungedankt von der Menge, aber rühmlich und eines Lebens wert.

Der Krieg ist eine wahre Männerschule; für mich aber war er es auf eine sehr ungewöhnliche und schmerzliche Art. Es ist, als wäre ich in diesen Strudel nur mit hineingezogen worden, um eine nichtswertige Eitelkeit abzulegen, und drey große Tugenden, die mit fehlten, Ergebung in den Willen Gottes, Beharrlichkeit und Geduld zu erlernen. So höre nur mit wenigen Worten, wie es mir gieng:

Ich verließ den 5<sup>th</sup> April <sup>2)</sup> vorigen Jahres mit Philipp Veit <sup>3)</sup> das geliebte Wien und ließ mich mit demselben bei Dr. Lange <sup>4a)</sup> in Breslau als freiwilliger Jäger im Lützowschen Corps anwerben. Da dieses corps aber damals schon längst aufgebrochen war, so eilten wir über Dresden und Meissen nach und holten es endlich in Grimma bei Leipzig ein. Hier war unsere erste Bewegung — eine höchstbeschwerliche Retirade bis gegen Dresden, denn die Schlacht von Lützen <sup>4)</sup> war eben verloren, als wir bei Leipzig ankamen. Während nun unsere große Armee sich nach Bautzen zurückzog, marschierten wir über Cottbus, als ein ächtes Freykorps, in den Rücken der Franzosen. Hier von allen befreundeten Truppen, selbst von dem größten Theile unseres Corps getrennt und verlassen, ohne Geld, Reiterey und Canonen, trieb sich unser Bataillon (unter dem Commando des interessanten Jahns <sup>5)</sup>) bey Tag und Nacht in Wäldern und Sumpfen <sup>6)</sup> umher, mit Hunger und unbeschreiblichem Elend unaufhörlich kämpfend. Fast ständig einem uns wohl 50 fach überlegenem feindlichen Corps gegenüber, hatten wir doch für unsere ungeheueren Strapazen nicht die Satisfaction, uns nur einmal mit ihm herumzuschlagen. Denn die Franzosen mochten es wahrscheinlich nicht für ratsam halten, uns in unseren abentheuerlichen Schlupfwinkeln anzugreifen, aus welchen wir sie beständig schreckten und nekten, obgleich wir Gelegenheit genug dazu gaben und z. B. einmal bei Lübben in der Niederlausitz — 20 Mann und einige Kosaken stark — die ganze Nacht im Angesicht des Lauristonschen 10000 M: starken Corps tolldreist bivouaerten. So manövrierte uns der immer andringende Feind nach und nach endlich bis Berlin zurück, als es plötzlich Waffenstillstand <sup>7)</sup> wurde. Wir marschierten nun in die Gegend von Havelberg, wo der andere Theil unseres Corps stand, und cantonnirten dort in dem Dorfe Schönhausen an der Elbe, Tangermünde gegenüber. In diesem Abgrunde von Unthätigkeit und langer Weile fiengen wir bald an, über unser Schicksal nachzusinnen und zu grübeln. Das lützowsche Corps war mit Officieren fast überfüllt, also wenig Aussicht zu avancement für uns. Und noch einen Feldzug, zumal im Winter als Gemeiner mitzumachen — was das heißt, weiß nur, wer es einmal empfunden. Um meisten aber schmerzte uns, daß wir bei allen Strapazen die Schlachten von Görschen, Bautzen etc: nicht mitgefchten, daß unser ganz e

Corps bis zum Waffenstillstande nicht zum Schuß gekommen (denn der schändliche Ueberfall<sup>8)</sup> währte dem Waffenstillst: traf nur unsere Cavallerie) und daß wir überhaupt unverdienterweise den anderen Truppen nachgesetzt wurden. In solchem Zustande der Unzufriedenheit traf gegen Ende des Waffenstillstandes mich und Veiten eine Einladung vom Baron Fouqué<sup>9)</sup>, ins Hauptquartier nach Schlesien zu kommen, wo er (Fouqué) im Generalstab angestellt werden, und somit auch uns beiden einen größeren Wirkungskreis verschaffen werde. Wer hätte in unserer Lage die Gelegenheit nicht gern ergriffen? Wir legten daher diese Einladung unserem Chef vor und baten um unsere Entlassung vom lützowschen corps, die wir denn auch in ungewöhnlich schmeichelhaften Ausdrücken erhielten. Wir begaben uns nun zuförderst nach Berlin. Von Berlin aus reiste ich Tag und Nacht mit Professor von Savigny<sup>10)</sup> bis Breslau, wo ich einige Tage aufgehalten wurde. Hier erhielt ich eine schriftliche Aufforderung von meinen Eltern, noch schnell bis Neisse in Oberschlesien zu kommen, wohin auch sie sich begeben wollten, um mich vor Wiederausbruch des Krieges noch einmal zu sehen. Ich flog nach Neisse und lebte dort 3 vergnügte Tage mit meinen Eltern. Am Abend des dritten Tages erscholl plötzlich die Nachricht, daß die gesammte preuß: Armee bereits die böhmische Gränze überschritten habe, und von diesem Augenblicke geht erst meine eigentliche Leiden-Periode an. Ich nahm noch dieselbe Nacht Post und reiste nach Strehlen, wo früher das Hauptquartier war. Aber ich fand es nicht mehr dort, und — niemand wußte mir zu sagen, wo es gegenwärtig wäre. Ich eilte daher weiter grade nach Böhmen zu. Unterweges begegnete ich zu meiner großen Freude zufällig meinem lieben, ganz veränderten Kammeraden Veit. Dieser hatte bereits vernommen, daß Fouqué nicht in den Generalstab gekommen, auch unser Freund Bartholdy,<sup>11)</sup> auf den wir ebenfalls viel hielten, grade als Courier in Wien sey; er hatte daher schon alle Hoffnung Officier zu werden aufgegeben, sich ein Pferd und die Uniform der fouqué'schen brandenburgischen Curassier-Jäger geschafft, und reiste eben diesem détachement nach, um in demselben als gemeiner Jäger fortzudienen. Was blieb mir nun in dieser unerwarteten Verlegenheit übrig, als den einzigen festen Punkt Fouqué zu halten und ebenfalls ihm nachzureisen? Da Veit zu Pferde war, und ich weder Post noch sonstiges Fuhrwerk erhalten konnte, so kam er mir vor und ich erreichte die Armee nach einer unsäglich mühseligen Reise erst tief in Böhmen. Fouqué, bei dessen détachement Veit nun stand und noch steht, empfing mich sehr herzlich, aber mit der niederschlagenden Nachricht, daß er uns, da er selbst nicht zum Generalstab gekommen, zu keiner Officiersstelle verhelfen könne. Ich beschloß nun

Veiten nicht zu verlassen und mich ebenfalls unter die Curassier-Jäger zu begeben. Aber bei einer näheren Beleuchtung meiner Barschaft fand ich zu großem Schrecken, daß ich nicht Geld genug mehr hatte, um mir eine neue Uniform zu schaffen, geschweige denn ein Pferd. Vergebens bemühte ich mich, und Fouqué selbst für mich, um Geld aufzutreiben. Ich suchte daher nun alle meine Bekannte in diesem corps auf und sprach mit den Generalen Kleist<sup>12)</sup> und Ziethen selbst, um wenigstens eine Officiersstelle bei den unter ihren Befehlen stehenden Landwehrregimentern zu erhalten, denn als Officier hätte ich Vorschuß und Gehalt bekommen. Aber da die Armee eben erst im Aufbruch und die Landwehr daher noch fast überkomplett war, so war grade durchaus keine Officiersstelle offen, und ich wurde ziemlich hart abgewiesen. Entrüstet über so viel Unglück, nachdem ich während diesen Versuchen drey Tage und Nächte mit der Armee bei Prag bivouaquit, nahm ich nun Abschied von Veit und Fouqué und gieng, auf des letzteren Rath, nach Prag<sup>13)</sup>, um dort als Officier bei der östreich: Landwehr, die eben organisirt wurde, angestellt zu werden. Graf Kolowrat, an den ich mich dort wendete, schlug mir auch dieses ab, indem alle östreich: Landwehroffiziere vorher in östreichischen Militair-Diensten gewesen seyn müßten, lud mich aber ein, mich noch 14 Tage in Prag aufzuhalten, wo er es dann vielleicht möglich machen könnte. Dies konnte ich aber nicht thun, denn meine Casse war durch das Hin- und herreisen endlich so erschöpft, daß ich fast gar nichts mehr übrig hatte. Von aller Welt verlassen, und zu stolz, um mir als gemeiner Jäger eine Comissmontirung zu erbetteln, entschloß ich mich nun, nicht ohne tiefen Gross und Zorn im Herzen, — nach Schlesien zurückzukehren, um mir dort Geld zu holen und so zur nächsten Armee zurückzueilen. Ich nahm meinen Wanderstab und meinen Tornister auf den Rücken und wanderte ganz allein bei beständigem Regen ohne Rasttag oft halbe Nächte hindurch bis zur höchsten Erschöpfung. Sehr überraschend langte ich endlich ganz entkräftet bei meinen Eltern in Lubowitz an, bekam hinreichendes Geld und eilte in 3 Tagen mit Vorpann wieder fort, um mich als Jäger zur Blücherschen Armee zu begeben, die sich so eben in Nieder-Schlesien herumschlug. Auf diesem Wege traf ich in Breslau zufällig meinen Uncle, Graf Hoverden, welcher nicht sobald meine Abentheuer und mein neues Vorhaben gehört, als er mir versprach mich als Landwehroffizier anzubringen, und mich auch deswegen sogleich dem Gouverneur von Schlesien General Gaudi vorstellte. Ich machte bei dieser Vorstellung mündlich und schriftlich die ausdrückliche Bedingung, in einem Regemente angestellt zu werden, das entweder bereits vor dem Feind stände, oder doch unverzüglich dahin abgehen sollte. Das letztere wurde mir zugesichert

und ich als Lieutenant zu dem damaligen 17ten jetzt 2<sup>1</sup> Infanterie-Regimente nach Glatz geschickt. Doch wie groß war mein Schrecken, als ich dieses Regiment fast erst im Entstehen fand. Ich wollte sogleich wieder umkehren und als Jäger fortreisen. Aber man ließ mich nicht, da es bei dem Regimente außerordentlich an Officieren fehlte. Ich beschwerte mich daher schriftlich bei dem Gouverneur darüber, aber statt aller Antwort erhielt ich — von Sr: Majestät dem Könige meine Ernennung zum wirklichen Lieutenant<sup>14)</sup> von der Armee nebst dem Befehle, bei dem Landwehrregimente, wo ich war, einzutreten. Es war die bitterste Täuschung in meinem Leben. Es wäre sehr langweilig, Dir die unzähligen Experimente aufzuführen, die ich seitdem mit General Gneisenau etc: anstellte, um von diesem Regimente wieder fort zur Armee zu kommen. Es mißglückte alles, und ich mußte beinahe 3 Monathe lang Garnisonsdienste in Glatz thun. Gegen Ende Decembers endlich erhielt unser Regiment Marschordre, um zum 4-ten Armeencorps zu stoßen. Neu aufgelebt gieng ich nun wieder freudiger, würdiger Arbeit entgegen; aber wir langten grade in hiesiger Gegend an, als Torgau capitulirte, und — wurden sogleich zur Besatzung von Torgau bestimmt, wo wir noch heute schmachten. Das ist mein Lebenslauf während diesem Kriege. Ich weiß nicht, soll ich mich mehr ärgern über das hartnäckige, fast beyspiellose Mißlingen aller meiner Pläne und heißesten Wünsche, oder Gott für die unverkennbare freilich wunderliche und schmerzliche Leitung danken, durch welche mein Leben erhalten ward. Hart und höchstverdrießlich bleibt es immer, bei so gutem Willen und ungeheueren Opfern an Geld, Gesundheit und kostbarer Zeit sich so weniger Thaten erfreuen zu dürfen. Aber ich trage doch das Bewußtseyn aus diesem großen herrlichen Kampfe, in jedem Augenblicke streng gethan zu haben, was Pflicht und Ehre mir geboten; und wer kann sich eines mehreren rühmen? Erhalte ich denn nun auch vom Vaterlande das eiserne Kreuz nicht, so habe ich doch die stolze Freude, für das Vaterland in diesem Jahre Kreuz genug, und zwar recht eisernes, getragen zu haben. Und somit: Herr, dein Wille geschehe! — Freundlicher ist das Schicksal meines Bruders Wilhelm. Er reiste im December vorigen Jahres mit Adam Müller von Wien nach italiänisch: Tyrol, wo beide in dem österreichischen Landesgremium angestellt wurden, welches, der siegenden Armee folgend, jene neueroberten Provinzen sogleich auf österreichischen Fuß einrichtet. Zweimal wurde mein Bruder von Italien aus als Courier mit Depeschen an den österreich: Kaiser ins Hauptquartier geschickt, das erstmal nach Basel, das anderemal nach Troyes. Sein letzter Brief vom Januar ist aus Trient. — Doch genug davon, mein ganzes Seyn ist so historisch breit geworden, verzeihe daher diesen trockenen Zeitungsbrief. Vergelte

mit nur meine Redseligkeit auch mit einem recht langen Briefe, mein geliebter Freund, von deinen neuesten Schicksalen, wenigstens den inneren, die wahrscheinlich merkwürdiger seyn werden, als meine galoppirenden Abentheuer. Was hast Du dieses Jahr über getrieben und gedichtet? und was beschäftigt Dich jetzt? wo und wie lebst Du, mein guter innigstgeliebter Freund? Ich kann Dir nicht sagen, wie groß meine Freude war, als ich vorigen Herbst einen Gruß von Dir durch Dr: Lange erhielt. der Dich, wie ich glaube, in Herrnhut gesprochen. Wie herzlich sehne ich mich, nach so langer unwillkürlicher Unterbrechung, wieder etwas von Dir selber zu hören! Ich habe einen Wunsch, der mich sehr angenehm beschäftigt. Wenn Du nemlich zu Hause<sup>15)</sup> bist und deine würdige Mutter es gnädigst erlaubt, so will ich unsre Nähe benutzen und auf einige Tage in deine Arme eilen. Welch ein Wiedersehen im Frühlinge des Jahres und der Jahrhunderte! Ich bitte Dich daher, schreibe mir doch recht bald, ob Du zu Hause bist und mich bey Dir zu sehen wünschest. Es könnte dies freilich meinerseits wohl nicht eher geschehen, als bis es Friede wird, welcher aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht lange mehr ausbleiben dürfte. Bis zu diesen reichen, glücklichen Stunden verschiebe ich, Dir von meinen Poesien etwas zu weisen und zu erzählen. Einen großen fertigen Roman<sup>16)</sup> habe ich in Breslau liegen, welchen Fouqué nach dem Kriege herausgeben will. Auch meine Gedichtsammlung ist ansehnlich gewachsen. — Der Frühling steht schon wieder von allen Seiten magisch auf und erfüllt mich mit allen den alten Klängen und Erinnerungen, unter denen Dein Bild sich jederzeit als die schönste und liebste erprobt. Ich hoffe zuversichtlich, Dich bald zu sehen. Und so lebe denn indeß recht wohl, mein innigstgeliebter Freund, und es bewahre sich an uns, was ich lezihin in einem Gedichte an meinen Bruder schrieb:

Aus Einem Fels gehobren,  
Vertheilen kühlerauschend sich zwey Quellen,  
Die eigne Bahn zu schivellen;  
Doch wie sie fern einander auch verlohren:  
Es treffen ächte Brüder  
Im ew'gen Meere doch zusammen wieder.

Ewig Dein Eichendorff  
Lieutenant im 3<sup>1</sup> Bataillon des 2<sup>1</sup>  
Landwehr-Infanterie-Regiments.

#### Anmerkungen zum Brief vom 8. April 1814.

<sup>14)</sup> Nachdem die Kapitulation der Festung am 26. 12. 1813 erfolgt war, gehörte Eichendorff seit Januar 1814 zum Besatzungskommando der Festung.

<sup>2)</sup> Demnach erfolgte die Abreise nicht am 6. April, wie in den verschiedenen Eichendorffbiographien (Hermann von Eichendorff gibt 1864 sogar Februar an) und auch erst kürzlich in der neuesten Auflage der von Hermann von Eichendorff, dem Sohne des Dichters, geschriebenen und von W. Kosch neu bearbeiteten Biographie angegeben wird.

<sup>3)</sup> Veit, Philipp (1793—1877) Maler und Sohn Dorotheas von Schlegel aus ihrer ersten Ehe mit dem jüdischen Berliner Bankier Simon Veit. Er trat 1809 zur katholischen Kirche über und war, wie mit dem Dichter, so auch mit Friedrich de la Motte Fouqué innig befreundet.

<sup>4)</sup> Über die Persönlichkeit Dr. Lange's konnte bisher nichts Näheres ermittelt werden.

<sup>5)</sup> Schlacht bei Lüzen (Groß-Görschen) am 2. Mai 1813.

<sup>6)</sup> Jahn, Friedrich Ludwig, „Der Turnbater“, Kommandant des 3. Bataillons.

<sup>7)</sup> Die militärisch-lärmenden Bewegungen in den Wäldern und Sümpfen des Spreewalds hatten die Aufgabe, dem Feind eine große Heeresabteilung vorzutäuschen.

<sup>8)</sup> Der Waffenstillstand zu Poischwitz vom 4. Juni bis 10. August 1813.

<sup>9)</sup> Überfall des Freikorps am 17. Juni 1813 bei Lüzen.

<sup>10)</sup> Fouqué (1777—1843), der bekannte Dichter der „Lindine“, war Leutnant der Freiwilligen Jäger des Brandenburgischen Kürassier-Regiments im V. Kleist'schen Armeeforps.

<sup>11)</sup> Savigny, Friedrich Karl (1779—1861), der berühmte Rechtsgelehrte und Minister, einer der ersten Lehrer an der Universität Berlin bei ihrer Errichtung im Jahre 1810.

<sup>12)</sup> Bartholdy, Jakob, Preuß. Diplomat (1779—1825), war 1813 im Bureau der Staatskanzlei des Fürsten von Hardenberg angestellt.

<sup>13)</sup> Generalleutnant von Kleist, Kommandant des Preuß. Korps, das der böhmischen Armee unter dem Oberkommando des Fürsten von Schwarzenberg angehörte.

<sup>14)</sup> Eichendorff wurde demnach aus erwähnten Gründen nicht Brandenburgischer Kürassierjäger im Kleist'schen Korps und nahm daher auch nicht an der Schlacht bei Rossendorf am 29. und 30. August 1813 teil, wie Nowak in seinem Artikel „Eichendorff in den Befreiungskriegen“ in der Zeitschrift Oberschlesien Jahrg. 11: 1912/13 irrtümlich angibt. Auch die Vermutung, daß Eichendorff noch an den unglücklichen Dresdener Kämpfen am 26. und 27. August 1813 teilgenommen habe (s. Brandenburg, Eichendorff-Biographie 1922) ist nicht aufrecht zu erhalten.

<sup>15)</sup> Am 7. Oktober 1813.

<sup>16)</sup> Eichendorff vermutete Löben auf seinem Familiengut in Radmeritz bei Görlitz. Dieser war aber zur Zeit der Absendung des Briefes in Heidelberg.

<sup>17)</sup> „Ahnung und Gegenwart“.

Lubowitz <sup>1)</sup> dt. 10 August 1814.

bei Ratibor in Ober-Schlesien.

Mit unbeschreiblicher Freude, mein innigstgeliebter Freund, habe ich Deinen Brief vom 7<sup>th</sup> Juny aus Heidelberg erhalten. Ich bekam ihn aber ziemlich spät, da er über Torgau gieng, das ich schon im May verlassen hatte. Ich kann es nicht sagen, wie erfreulich mich die Nachricht von Deinem Soldatenleben überraschte, indem ich früher nicht das geringste davon erfahren. Ich hätte es wohl ahnden können! Wenn Du Deinen Unmuth, keine von den großen Schlachten mitgemacht zu haben, verschmerzt hast!: und das ist leicht, denn jeder that doch nur seine Schuldigkeit, folglich keiner mehr als Du : so kannst Du Gott preisen, daß Er Dir aus dem Feuermeere dieses Jahres wenigstens einen romantischen Zug bereiten wollte und Dir das merkwürdigste Schauspiel unserer Zeit, den Einzug in Paris,

mit eigenen Augen sehen ließ. Der Anblick großer Weltbegebenheiten ist für ein tiefes, beschauliches, dichterisches Gemüth etwas mehr als ein leicht vorübergehendes Spiel ergötzlicher Bilder, und ich könnte Dich darum beneiden, wenn ich Dir nicht alles Große und Gute gönnte, wie mir selbst. Mir ist es nicht so gut geworden. Die erste Hälfte des Krieges hindurch verleidete mir, als gemeinem Soldaten, die oft unerträgliche Strapaze und besonders das ewige ekle Zusammenseben mit dem gemeinsten Pöbel alles sonstige Romantische meines Standes, die letztere Hälfte hindurch aber, als Officier und beständig in Torgau festgebannt, wurde ich dermaßen in das kalte Meer der militärischen Pedanterie, Chicane und Langeveile untergetaucht, daß ich darüber fast ganz vergaß, warum ich Soldat geworden. Ich verließ daher Torgau sobald als es mir möglich war, nemlich Ende Mai's mit Urlaub, hörte in Görlitz, daß Du verreist seyst, ohne erfahren zu können wohin?, und eilte nun nach Lubowitz, von wo aus ich meinen Abschied verlangt, aber bis heut noch nicht erhalten habe. Wo und was ich, nach erhaltenem Abschiede, beginnen werde, weiß ich in diesem Augenblicke noch nicht. Es ist mein redlichster Ernst, unserem Vaterlande in allem, was ihm nun unmittelbar noth thut, zu dienen, auch mit Aluföpferung mancher angenehmen Stunde, die mir ein ungestörtes Dichten gewähren könnte; denn ich kann mein poetisches Talent nicht als so entschieden und mir und der Welt genügend betrachten, um mich zu einer Ausschließung von aller anderen tüchtigen Arbeit zu berechtigen. Ich schrieb daher noch ehe ich von Torgau abgieng an Wilhelm nach Trient, er möchte mir dort irgend eine Stelle im österreich: Civile zu verschaffen suchen. Aber, denke, seit dem — 10<sup>th</sup> April habe weder ich noch meine Eltern die geringste Antwort oder Nachricht von Wilhelm, obwohl wir seitdem schon wieder an ihn und auch an Ad: Müller geschrieben haben. Eine unbeschreibliche Wehmuth ergreift mich oft in unserem Garten, wo alle Blumen und Bäume mich nach ihm zu fragen scheinen, und es fällt mir wohl manchmal gar ein, daß er gestorben. Ich schreibe dieß mit tiefen Schauern, denn ich weiß nicht, wie ich ihn überleben soll. — Ich benütze meine hiesige Einsamkeit, um die Bibel zu lesen, und meine Begebenheiten als Jäger im Lützowschen Corps, die nun in der Erinnerung kräftiger hervortreten, ganz einfach aufzuschreiben. <sup>2)</sup> Auch meinen Roman <sup>3)</sup> lasse ich nun abschreiben, um ihn endlich versprochnermaßen an Fouqué zu schicken. Recht tief gerührt hat mich die zauberische Gemüthlichkeit, mit der Du dieses mein Buch überstrafst und verlärest. Wollte nur Gott, daß Du es nicht anders fändest! Nicht minder erfreut hat mich Dein liebereicher, schmeichelhafter Antrag, Dir etwas für Dein Echo und Narzissus <sup>4)</sup> zu senden. Um desto schmerzlicher, ja recht empfindlich tränkend ist es mir, Deinem Verlangen nicht gewähren zu können.

Sch hoffe aber mit der Zuversicht unserer alten Freundschaft, daß Du mir glauben und Dich beruhigen wirst, wenn ich Dir sage, daß ich als lützowscher Jäger keine Zeit, als Officier aber vor Wuth und Mißmuth keine Lust hatte, zu dichten, daß ich seit meinem hiesigen Aufenthalte nur Anfänge zu größeren Dichtungen entworfen, die sich jetzt noch durchaus zu keiner Mittheilung eignen, daß endlich die ganze Sammlung meiner früheren Gedichte sich in Wien, ich weiß nicht einmal in weßen Händen befindet. Ehren und herzlich freuen aber wird es mich, wenn Du von den Gedichten, die Du schon von mir hast, einige abdrucken lassen willst. Es ist noch keines davon gedruckt. Wie innig freue ich mich nach dem, was mich in Deinem mitgetheilten Sonette (Frohlebnamsfest) angeflogen, wieder etwas von Isidorus zu sehen und zu durchdringen! Was macht Dein Büchlein über 'l' Allemagne? <sup>1)</sup> auf das ich sehr begierig bin. Erfreue mich recht bald mit einer poetischen Mittheilung. Du weißt es wie ich Dich liebe!

Was aber soll ich zu Deinem Leben in Heidelberg sagen? Es hat mich tief bewegt. Ja, mein Lieber, ich verstehe und kenne diese Bauberey der Erinnerung, diese ewige Gewalt des Gefühls. Glücklicher! ich gäbe ein Jahr meines Lebens um eine solche schmerzlichfüße Stunde im Heidelberger Schloßgarten!

Sehr schmerzlich ist es mir, meinen Plan, Dich und den mir ewig theueren Kreis, der Deinen in Radmeritz zu sehen (wie herzlich freute ich mich darauf!) aufgeben zu müssen, indem nun auch schon mein Regiment wieder in Schlesien zurück ist. Du kannst Dir indeß denken, daß ich darum nicht aufgebe, Dich recht bald wieder in meine Arme zu schließen, mit Dir innig und brüderlich zu leben, zu genießen und zu dichten, mein herzlich-geliebter Isidorus. Ach, wär' es in Heidelberg! Lebe indeß recht wohl (denn der Postbote lauert schon auf meinen Schluss), schreibe bald und vergieß nie Deinen Dich über alles liebenden

Florens.

Von Philipp, <sup>6)</sup> der, als ich Officier wurde, als Jäger unter Fouqué gieng, weiß ich nichts, als daß er die Leipziger Schlacht mitgemacht und überlebt hat. Weißt Du ein Mehreres, so schreib' es mir, ich bitte Dich! Er liebt Dich wie ich.

Anmerkungen zum Brief vom 10. August 1814.

<sup>1)</sup> Seit Ende Mai 1814 war Eichendorff mit Urlaub von Torgau aus in Lubowitz.

<sup>2)</sup> Diese Kriegserinnerungen sind bisher nicht bekannt.

<sup>3)</sup> „Ahnung und Gegenwart“.

<sup>4)</sup> Eine Art poetisches „Taschenbuch“, das Loeben herauszugeben beabsichtigte.

<sup>5)</sup> Gemeint ist Loebens Buch: „Deutsche Worte über die Ansichten der Frau von Staël von unserer poetischen Literatur in ihrem Werk über Deutschland 1814.“

<sup>6)</sup> Philipp Veit.

Lubowitz bei Ratibor in Ob: Sch: dt: 3<sup>1</sup> October 1814.

Mit rechtem Seelen-Vergnügen, das nur die Liebe und Gegenliebe gewährt und versteht, habe ich Deinen Brief vom 22<sup>1</sup> August gelesen und unzähligemal wiedergelesen. Bürne nur nicht, mein innigstgeliebter Freund, daß ich ihn Dir so spät beantworte. Ich selber war bei dieser Verzögerung am ungeduldigsten. Da ich, nemlich nur eine einzige, durch viele Korrekturen und meine eigne schlechte Handschrift ziemlich entstellte, Ausgabe meines Romanes besaß, so gab ich dieselbe noch an einen hiesigen Geschwind-Schreiber zu schneller Abschrift. Ich trieb und wartete nun von Woche zu Woche vergebens, endlich, da alle meine Geduld zu Ende war, erschien die Abschrift, aber — welches abgeschmackte Gemisch von orthographischen, metrischen Fehlern, Auslassungen etc.! Es kann durchaus niemand daraus flug werden, als ich selbst und ich sah mich genötigt, Dir doch meine eigne Handschrift <sup>1)</sup> mitzutheilen. Du hast also leider bei alle der Verzögerung, mit der ich es eigentlich gut meinte, nichts gewonnen, und mußt nun schon sehen, wie Du Dich durch mein Manuskript hindurcharbeitest, wenn es überhaupt dieser Mühe werth ist und Du nichts Besseres zu thun hast. Ich übergebe es Dir, weil Du es auf eine mich tiefrührende Art wünschtest, weil diese Mittheilung auch mein innigstes Bedürfniß ist, weil es endlich, wie die Zueignung zeigt, Dir nebst wenigen anderen, wie alle meine Poesie, ursprünglich geweiht ist. Ich übergebe es Dir aber nicht ohne Schüchternheit. Ich fürchte, Du wirst Dich bei der liebenvollen Erwartung, mit welcher Du diesem Romane entgegenstehst, <sup>2)</sup> verdriestlich täuschen und wenigstens etwas anderes finden, als Du vielleicht erwartest. Denn er ist leider von aller mystischen Romantik <sup>3)</sup> eben so weit entfernt, als die Zeit, in welcher er handelt, von jener alten wunderbaren Welt, in die sich Dein Gemüth jetzt wahrscheinlich am liebsten versenkt. Doch wirst Du vielleicht hin und wieder eine gewisse Frischheit des Lebens, tiefe Sehnsucht und den aufrichtigen Willen, das Beste zu erlangen, nicht vermissen. Ich hatte ursprünglich nicht den Vorsatz, diesen Roman drucken zu lassen, und hätte ihn schwerlich jemals gefaßt, wenn es mir nicht Friedrich und Dorothea, denen ich ihn in Wien noch mittheilte, eifrig angerathen hätten. Möchte der Beifall dieser beiden Vortrefflichen (von Dorothea rühren die vielen Korrekturen und kleinen Abänderungen dieses Manuskriptes eigenhändig her) Dich zu einiger Nachsicht verleiten. Auf jeden Fall aber spreche das Buch mit seinen Tugenden und Mängeln nun selber für und wider sich. Denn aus dem Raisonnement über eigne Dichtung kommt immer nichts, oder doch etwas anderes, fremdartiges heraus. Nur eines einzigen Umstandes muß ich noch erwähnen. Du scheinst, durch ungewählte Ausdrücke meines Briefes veranlaßt, als geviß vorauszusezen, daß Fouqué

(den ich nicht anders als innig verehren kann) das Buch herausgeben will. Die Sache verhält sich aber eigentlich folgendermaßen: Veit, welcher seit dem Waffenstillstande bei Fouqués détachement stand, hatte demselben sobiel von meinem Romane vorgesprochen, daß Er (Fouqué) mir durch Veit sagen ließ, ich möchte den Roman nach beendigtem Kriege nur ihm nach Nennhausen zuschicken, wo er versuchen wolle, einen Verleger dafür zu finden. Ich versprach es ihm. Da aber dieses Buch noch vor Ausbruch des Krieges vollendet und für jene Zeit berechnet war, daß als aber kein Buchhändler, wegen dem politischen Zustande Deutschlands, den Druck wagen wollte, so ist inzwischen der eigentliche Zeitpunkt eines allgemeinen Interesses für den Roman offenbar verstrichen. Sollte er indeß als Erinnerung jener seltsamen Vorzeit der Befreiung, und in poetischer Hinsicht überhaupt noch eines öffentlichen Antheils fähig seyn, und Fouqué einen Verleger<sup>4)</sup> dafür wünschen und finden, so sollte es mich recht freuen. Ich bitte Dich daher, das Manuskript, sobald Du es gelesen, nebst dem beiliegenden Briefe gütigst an Fouqué zu überschicken. Du erhältst auch hiermit einige meiner neuesten Gedichte, zum Beweise, daß auch ich kein Nein in der Liebe kenne. Es gehört Dir alles gern an, was ich besitze. Aber ich schreibe wirklich gegenwärtig fast gar keine einzelnen Gedichte. Solltest Du indeß eines oder das andere davon für Deinen Alm.<sup>5)</sup> brauchen können, so wird es mir eine große herzliche Freude machen. Und nun endlich genug von mir und zur Beantwortung deines schönen, Seelen- und Liebenvollen Briefes. — Erlaube es mir zu sagen: es ist mir, als wärest Du, unermüdlicher Pilger, nach vielen und langen Irnfahrten in der Fremde, zu der alten, ursprünglichen Heimath des Gemüths ernster, männlicher und würdiger zurückgekehrt. Wie unbeschreiblich ich mich daher auf Deine neuesten Erzeugnisse, Deine Worte über das Deutschland der Staël und besonders religiöse Schriften, deren Du erwähnest, freue, brauche ich Dir nicht erst zu sagen. Wäre ich doch recht bald so glücklich, etwas davon zu Gesicht zu bekommen? Tief erschüttert hat mich Dein Abschied von Strauss, so wie deine Zusammenkunft mit Werner<sup>6)</sup> — dem Priester. Unendlich erfreut hast Du mich mit der Nachricht von unserem lieben Philipp. Es ist die erste und einzige Nachricht, die ich seit meiner Trennung von ihm habe. Denn von Wien aus, auch von Adam Müller höre ich nicht das geringste. Du versprachst mir mehr aus dem Briefe von Dorothea an Dich mitzutheilen. Ich bitte Dich, thue es das nächste mal. Gott sey Dank! unser Wilhelm lebt auch. Ich habe mehrere verästete Briefe an Einem Tage von ihm erhalten. Er hat noch in der letzten Zeit eine Courierreise von Trient nach Paris gemacht, wo er sich 12 Tage aufhielt. Er ist nun beim Kreisamte zu Lientz in welsch Tyrol

angestellt. „Schreibe unserem Loeben, schreibt er, daß ich Seiner mit großer Liebe gedenke, und daß ich ihm Gedichte schicken würde, sobald ich Zeit finde, die Muße zu begrüßen. Er soll indeß mit einem armen Kanzleitwurm nicht zu hart ins Gericht gehn“. — Ich selbst habe meinen Abschied schon längst gefordert. Aber kein preuß: Officier erhält denselben vor der Hand. Ich bin daher noch auf Urlaub in Lubowitz und weiß nicht, was noch aus mir werden soll. Mein Regiment steht zu Neisse in Schlesien. — Innigst gerührt hat mich die liebevolle Art, wie Du von der getäuschten Erwartung, mich bei Dir zu sehen, sprichst. Ich werde diese bittere Täuschung niemals verschmerzen. Wie kindlich freute ich mich, Dich, Deine verehrungswürdige Mutter und alle die lieben Deinigen zu begrüßen. Doch ich halte wie Du, fest an dem Glauben, daß diese meine Sehnsucht noch in Erfüllung geht. Auf ein volles, freudiges Wiedersehn denn, mein guter, treuer, geliebter Freund! Ewig der Deinige

Florens.

Ich bitte sehr, schreibe mir bald wieder.

Roman, Titel und Zueignung ist wörtlich geblieben, wie es niedergeschrieben war.<sup>7)</sup>

#### Unmerkungen zum Brief vom 3. Oktober 1814.

1) Weder das Original-Manuskript noch die Abschrift sind bisher bekannt geworden.

2) Loeben hatte in seinem Briefe vom 22. August um Zusendung des Manuskriptes gebeten und sich erklärt, dasselbe unmittelbar an Fouqué weiter zu senden.

3) Der Roman enthält die Schilderung einer Berliner Teegeellschaft, in welcher auf die verzerrte Art der romantischen Poesie Loebens in scharfer Satire angespielt wird.

4) Der Roman wurde 1815 bei Schrag in Nürnberg gedruckt mit einem Vorwort von Fouqué.

5) Almanach, welchen Loeben herauszugeben beabsichtigte und für den er von Eichendorff Beiträge erbeten hatte.

6) Werner, Ludwig Bacharias (1778 — 1821) Protestant, trat 1811 zur katholischen Kirche über und wurde in Aschaffenburg zum Priester geweiht.

7) Randbemerkung.

## Zur Geschichte des Gleiwitzer Schützenwesens

Von Oswald Völkel

Zu den vielen Irrtümern, die über Gleiwitz in stadtgeschichtlicher Beziehung verbreitet sind, gehört auch die Meinung, daß das hiesige Schützenwesen erst mit der Errichtung der Gleiwitzer Bürgergarde 1812 seinen Anfang genommen habe. Die Unrichtigkeit dieser Annahme stand für jeden, der sich etwas mit der Landesgeschichte beschäftigt, von vornherein fest; sie konnte jedoch nicht nachgewiesen werden, da örtliche Unterlagen fehlten und Argumente landesgeschichtlicher Art stets mit Achselzücken abgetan wurden. Sehr zu Ungunsten der Auffassung der Lokalhistoriker sprach dabei noch der Umstand, daß Dr. G. Schoenach, der sich mit der Geschichte des Schlesischen Schützenwesens sehr eingehend beschäftigt und die in Frage kommenden Archive benutzt hat,\* ) Gleiwitz ebensowenig erwähnt, als andere Sonderforscher.

Meine im letzten Jahre angestellten Studien über die Schichthe von Gleiwitz im dreißigjährigen Kriege haben in mir die Auffassung verstärkt, daß das Schützenwesen der Stadt damals schon stark ausgebildet war und wahrscheinlich bis in die Zeit der Hussitenkriegen zurückreicht, also etwa 500 Jahre alt ist. Diese mehr oder minder gefühlsmäßige Annahme erhießt eine starke Stütze durch einen Fund, den mich der Zufall bei meinen Untersuchungen über die Auswirkungen des dreißigjährigen Religionsstreites machen ließ und den ich der Allgemeinheit nicht vorenthalten möchte. Dabei nähere ich die stille Hoffnung, daß sich aus dem Kreise der Interessierten bald jemand findet, der der Geschichte des Gleiwitzer Schützenwesens systematisch zu Leibe geht. Aus diesem Grunde gebe ich das aufgefundene Dokument\*\*) ohne Kommentar wieder. Ich stelle nur fest, daß die „fast nächste Gränzstadt gegen Polen und Hungarn“ Gleiwitz im Jahre 1697 schon ein neues Schießhaus bauen wollte und der Grundstein hierzu am Pfingstdienstag desselben Jahres gelegt wurde.

\*) Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens. 40. Bd. Breslau 1906. S. 185—216.

\*\*) Staatsarchiv Breslau: Rep. 36 Stadt Gleiwitz XII. Nr. 1.

Die bewegte Klage um eine Beihilfe verhälste indeffen ungehört, weil die Gleiwitzer das Pech hatten, mit ihrem Antrage zu spät zu kommen. Die Kammer geht überhaupt nicht auf den Inhalt des langen Schreibens ein, sondern verfügt kurz und bündig: „Abzurüsten, war nicht in der Liste.“

Nunmehr der Wortlaut des Briefes:

Denen Hoch- und Wohlgebohrne des Heyl. Röm. Reichs Graffen, Wohlgebohrnen Freyherren, Wohl Edelgebohrnen Gestrengen Herren Herren N. N. Praesident, und verordneten Cammer-Räthen im Herzogthumb Ober- und Nieder-Schlesien (Plenissimis Titulis) Thro Egell. unsern gnädigst-gnädigen Hochgeehrt-Hochgebüttenden großgünstigen Herren Herren

Unterhännig, Gehorsambist demittigist Suppliciren.

Hoch und Wohlgebohrne Reichs Graffen, Wohlgebohrne Freyherren, Wohl Edelgebohrne Gestrengte.

Gnädigst Gnädige Hochgeehrt-Hochgebüttendt- Großgünstige Herren Herren etc. Unsere Unterhännig- Gehorsambist- Demittigist Dienst Besließenheit bevorstellende, undt alle Ersünliche Wohlfahrth, nebst Langwürrig- glückseeligist Herrschafft undt Regirung, Bey gutt- stetter Gesundtheit, grundherzig anerwünschende. Sollen Einer Hochlöbl. Kayser- undt Königl. Schlesischen Cammer hiermit nicht verhalten, wie daß wier (: Bevor niemahlen practicirlichen auch sonst in usie Zeithero nicht gewesen, in diesem Lauffendem 1697sten Jahr, dem Gebrauch anderer hiesiger Fürstenthümer Oppeln undt Rattibor Königl. Stätte nach, Einen Neuen, von Grundt auf, Königs-Schüffens-Schüß Platz im verftlichenen Pfingst-Dienstag :) angefangen undt anlegen in der Stadt Gleiwitz lassen, auch hierüber die gewöhnliche Leges wie sich in diesem Schüffenswercke zu verhalten sey, von andern Königl. Stätten aufgewürdet undt erhoben, mit Einem zimblichen, hierauff vonstatten wordenem Progreß.

Sintemahlen aber Gnädigst- Gnädige Hochgebüttendt- Hochgeehrt-Hochgebüttende Großgünstige Herren Herren, Ein Jeder anfang (wie notorisch) in sich selbsten, ohne Einigen Beyhilff, schwer vorkommet undt daar gehet, Undt wier dabey verständiget worden, daß gleichwohl, Ein Hoch Löbl. Kayser- undt Königl. Schl. Cammer, auf Thro Kayser- undt Königl. Maytt. Unseres Allerseits Allergnädigsten Herren Herren, zu höchsten Besonderen Ehren, Reputation, undt allerdemittigist- gehorsambist Devotion, dem allgemeinen Lande auch erforderlichen ersprüßlichen Defension undt dem Bono publico commodo, heyl. undt notürfig, darob, Ein absonderlich, gnädigst gnädigist wohlgefassen undt auffnehmen zu tragen, sich allstets geliebet undt gerührt, Undt die obgemelte anejo allzubiel depauperirte undt desolirte Stadt Gleiwitz Einer zu diesem angefangenen Schüffenswercke des grundsteines Subsidy

charitativi oder so zu sagen ad felicem ingreßum Einiger Gnädigst- gnädigen Beyhilfe wohl von nöthen hat.

Als Ersuchen Ein hochlöbl. Kayser- undt Königl Schl. Cammer unterthennig- gehorsambist- demüttigisten hiermit, Ein hochlöbl. Kayser- undt Königl Cammer, geliebe undt geruhe sich, auf dero sonderbaren Gründen, zu Thro Kayser undt Königl Maytt. höchsten Ehren, deren anderen daß Löbl. Königs-Schüßen Jährlichen haltenden Königl Stätten gemäß, mit einiger consolation undt sub sidio charitativo die arme Stadt Gleiwitz sosten. Thro Kays undt Königl Maytt. getreu gewesen ist, undt führte hin nicht ermangeln will noch soll, nach dero Gnädigst Gnädigem Belieben zu bedenken undt bey Thro Gestrengen dem Herren Johann Schwartz in denen Fürstenthümbern Oppeln undt Rattibor Ober Bier Gefäß Einnehmer, damit er Unz Ein Ganz Gedreu Bier, ohne Endrichtung des Biers accis groschens, darbei auch daß Hochzeith- undt Kindel Bier mitbegriffen per se sein möchte paßiren thäte, in Hohen Gnaden Gnädigst zu verordnen undt mitzugeben, sich zu gelieben undt zu geruhien.

Undt damit auch die neuen Schützenmeister, unter welchen heurigen Jahres Ein Luchmacher Nahmenß Christoff Naulit daß Prob undt Königl Schuß erhalten, desto mehr encouragiret, angefrischt undt fleißigster sich einfinden möchten (angesehen undt in Vermerkung, daß die Stadt Gleiwitz, fast die nächste Gränz-Stadt gegen Pohlen undt Hungarn gelegen, auch zeithero viel Trouble aufgestanden, wegen der hungarischen Rebellen wie bevor, so auch unlängst iezo, nicht minder wegen der in Pohlen endständenen Ziwianstern viel gemach erlitten undt stets in armis parat und allart sein müssen) aufz Thro Kayser- undt Königl. Cammer Renten, damit Sie führte hin, wachtsamb, getreiv, undt fleißig, stets erfunden werden möchten, Jährlichen amgelse Ein Selbst Beliebig gnädigst gnädiges anzusezen undt zu verordnen sich zu geruhien Belieben wolleste.

Nicht Zweiflende an Einer Hochlöbl. Kayser undt Königl Cammer hierin sach gnedigster deferirung undt Hohen Gnaden zu welchen vier Unz ganz unterthennig- gehorsambist- demüttigisten empfellen, Erwarten anbey Einer Unz erfreulichen gnädigst gnädigen Resolution, undt dabey stets Beharren Ewer Excellenz undt Gnaden Gnaden, Ewer Gnaden Gnaden, Ewer Gestrengen, Unseren Gnädigst- Gnädigen Hochgebüttendt Hochgeehrtist Großgünstigen Herren Herren

Unterthennig- gehorsambist  
demüttigiste

N. N. Bürgermeister, Rathmanne undt die gesamte Gemeinde der Königl. Stadt Gleiwitz Oppelischen Fürstenthums in Ober Schlesien.  
Den 3. September 1697.

## Der wissenschaftliche Verein „Philomathie“ in Gleiwitz

Von Max Hanisch

Um 30. Oktober 1926 fand in dem Saale des Logenrestaurants eine schlichte Feier statt, von der die breite Öffentlichkeit kaum etwas wahrnahm. Und doch beging an dem genannten Tage einer der ältesten Vereine unserer Stadt, die wissenschaftliche Gesellschaft „Philomathie“, die 60. Wiederkehr ihres Geburtstages. Berechtigter Stolz auf die Vergangenheit, frohgemute Gegenwartsfreude und unerschütterliche Zukunftshoffnung erfüllten die Herzen der 35 Festteilnehmer. Fehlten auch der Geschichte ihrer Vereinigung die großen Ereignisse mit ihrer Wirkung nach außen, so war doch in den vergangenen 60 Jahren eine Fülle ernster, innerer Arbeit zur wissenschaftlichen Förderung der Mitglieder geleistet worden.

Bei dieser Sachlage wird es sich der Geschichtsschreiber der „Philomathie“ versagen müssen, seinen Leser durch kurzweilige Schilderungen zu unterhalten; er sieht sich vielmehr gezwungen, jenen zu bitten, seine Aufmerksamkeit im wesentlichen der Durchsicht scheinbar trockener, statistischer Aufzählungen zu widmen. Wie sich aber einerseits der Chronist dabei bewußt ist, dem Andenken der Philomathen ein bescheidenes Denkmal zu setzen, so dürfte es anderseits für den Leser nicht ohne Reiz sein, den Namen so manches auch um das öffentliche Leben unserer Stadt verdienten Mannes durch den Hinweis auf seine wissenschaftliche Tätigkeit innerhalb des Vereins neu belebt zu sehen.

In der von ihm im Jahre 1906 im Auftrage des Vorstandes herausgegebenen „Festschrift zur Feier des vierzigjährigen Bestehens der Philomathie in Gleiwitz“ führt der ehemalige Gymnasialoberlehrer Dr. Albert Lennarz auf Grund mündlicher Mitteilungen der bereits gestorbenen Gymnasialprofessoren Baranek, Hawlitschka und Nietzsche aus, daß die Philomathie ihren Ursprung einer Anregung des Provinzialschulrats Dr. Sieve verdankt, der im Beginn der 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts den damaligen Gymnasialdirektor Nieberding bewog, innerhalb

des Lehrkörpers einen wissenschaftlichen Zirkel zu gründen, der sich im Jahre 1866 durch Aufnahme von Vertretern anderer Fakultäten zur Philomathie erweiterte. Die Sitzungen der Gesellschaft scheinen denen des bereits bestehenden gleichnamigen Neisser Vereins nachgebildet worden zu sein. Sie sind im wesentlichen heute noch in Kraft.

Ihnen zufolge umfaßt das Vereinsjahr die Monate Oktober bis März. Einer mehr geschäftlichen Anfangssitzung folgen in der Regel 5 bis 6 Monatsversammlungen, in denen von Mitgliedern der Gesellschaft wissenschaftliche Vorträge gehalten werden. Jeder Vortragende spricht über ein Thema aus dem von ihm auch beruflich bearbeiteten Fachgebiete, wodurch die Gefahr der Einönigkeit beseitigt und die Übermittelung wirklich brauchbaren Wissens gewährleistet wird. So kommt neben dem Theologen der Jurist, neben dem Mediziner der Ingenieur, neben dem Philologen der Kaufmann zu Wort. An der dem Vortrage folgenden Aussprache beteiligen sich die Mitglieder aller Fakultäten. Durch die handschriftliche Eintragung von Auszügen aus den gehaltenen Vorträgen ist ein interessantes Quellenbuch für die Geschichte der Gesellschaft entstanden, das durch die von dem Sekretär gefertigten Niederschriften über die Einzelsitzungen ergänzt wird. Dem wissenschaftlichen Teil jeder Monatsversammlung folgt als Abschluß des Abends ein gemeinsames einfaches Essen, dessen Kosten aus der Vereinskasse bestritten werden. Diese Einrichtung hat sich als ein sehr wertvolles Mittel zur Förderung auch der persönlichen Fühlungnahme der Mitglieder untereinander erwiesen.

An der Spitze der Gesellschaft steht ein alljährlich in der ersten Versammlung gewählter Vorstand, der sich aus einem Sekretär und vier Beisitzern zusammensetzt. Der erste Sekretär der Philomathie war Kreisgerichtsrat Dr. Weinert. Nach ihm leiteten die Geschäfte des Vereins Staatsanwalt Blaß, Gymnasialdirektor Nieberding, Professor Steinmeß, Gymnasialdirektor Ronke, Professor Nietsche, Professor Dr. Krause, Schulrat Schink, Professor Reiske und Professor Crull. Seit 1924 sind als Vorstandsmitglieder tätig Oberstudiendirektor Hanisch (Sekretär), Studienrat Korth (Schriftwart), Generaloberarzt Ullrich, Oberstudiendirektor Dr. Vogt und Oberstudiendirektor Müller (Beisitzer).

Die Höchstzahl der Mitglieder wurde im Vereinsjahr 1911/12 erreicht; damals umfaßte die Gesellschaft 65 Philomathen. Gegenwärtig zählt der Verein 56 Mitglieder.

Der Weltkrieg brachte auch über die Philomathie eine schwere Krise. Die Hoffnung, daß der Verein die allseitige Erschütterung des Vaterlandes überstehen werde, erfüllte sich nicht. Die Alten erwähnen für das Jahr 1914 nur eine Winterförmung ohne Vortrag. Dann schweigen die Protokolle

bis zum Jahre 1922, wo der Versuch gemacht wurde, die Philomathie neu zu beleben. Und in der Tat gelang es, die Mitglieder für 6 Sitzungen zu gewinnen. Diese Wiedererweckung verdankt der Verein den unentwegten Bemühungen seines damaligen Sekretärs, des Professors Crull, und seiner treuen Mitarbeiter, unter denen in erster Linie Professor Schubert zu nennen ist. Der rege wissenschaftliche Geist der Philomathie mit seiner Werbekraft berechtigt zu der Hoffnung, daß der Verein sich auch fernerhin der Gunst weiter Kreise der städtischen Bevölkerung erfreuen werde umso mehr, als sich alle Philomathen bewußt sind, mit ihrer gegenseitigen wissenschaftlichen Anregung und persönlichen Fühlungnahme auch vaterländische Arbeit zu leisten in einer Zeit, wo gegenseitiges Fördern und Verstehen nötig sind, um das schwer bedrängte Vaterland neuem Glanze entgegen zu führen.

### Verzeichnis der in der Philomathie gehaltenen wissenschaftlichen Vorträge:

#### Baukunst.

1. Gewerbeschullehrer Hieronymus: Schinkel und seine Bedeutung für die moderne Baukunst. 1872.
2. Bauinspektor Schwarzh: Das Wesen der hessischen und gotischen Bauweise. 1868.
3. Bauinspektor Stenzel: Die Entstehung und Entwicklung der Baukunst und ihrer Stile. 1883.
4. Direktor Dr. Förster: Ingenieurkunst. 1911.

#### Buch- und Schriftwesen.

1. Professor Dr. Krause: Über die Entstehung des Alphabets. 1902.
2. Gymnasiallehrer Dr. Rzehuska: Schreiben, Schrift- und Büchertwesen im Mittelalter. 1878.
3. Buchdruckereibesitzer David: Die Handlanger der Wissenschaft. 1873.
4. Buchhändler Groeschel: Die Herstellung einer großen illustrierten Zeitschrift. 1897.
5. Buchhändler Förber: Leipzig als Meßplatz und Zentralpunkt des deutschen Buchhandels. 1879.
6. Buchhändler Karfunkel: Aus der Geschichte und Organisation des Buchhandels. 1876.
7. Gewerbeassessor Dr. Stiller: Die Herstellung von Illustrationen und Bildern. 1914.
8. Oberbibliothekar Kaisig: Oberschlesisches Schrifttum. 1926.

#### Erdkunde.

1. Oberlehrer Dr. Mattern: Der Kampf um Afrifa. 1884.
2. Gymnasialdirektor Nieberding: Die Entwicklung Afrifas von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 1883.
- 3/4. Gymnasialdirektor Nieberding: Über den verschiedenen Charakter der Küstenbildung auf der Erde. 2 Teile. 1885/86.
5. Kaufmann B. Schlefinger: Plaudereien über Russland. 1891.
6. Oberstleutnant von Wiese: Bilder aus Jütland. 1895.
7. Oberlehrer Nietsche: Kiautschou. 1898.
8. Professor Schubert: Etymologisches aus dem Gebiet der Erdkunde. 1910.
9. Gewerbeinspektor Dr. Brandes: Ein Besuch im galizischen Oldistrift. 1911.
10. Oberlehrer Karl Grosser: England und die Engländer. 1911.
11. Medizinalpraktikant Dr. Schroeder: Ethnographische Streifzüge durch die Südsee. 1925.
12. Studienrat Bauer: Sibirien, Land und Leute. 1927.

**Erziehungskunde.**

1. Rector Manfe: Der Einfluß einer gesteigerten Volksbildung auf die wirtschaftliche Entwicklung unseres Volkes. 1901.
2. Rector Manfe: Pestalozzi Verdienste um das Volkschulwesen. 1902.
3. Schuldirigent Dr. Mattersdorff: Ein Fürst auf dem Gebiete der Erziehung (Pestalozzi). 1876.
4. Rector Schwingel: Pestalozzi und der sozialistische Geist seiner Pädagogik. 1896.
5. Rector Schwingel: Die hervorragendsten Pädagogen Schlesiens. 1898.
6. Rector Manfe: Das Mannheimer Schulsystem. 2 Vorträge. 1907.
7. Kreischulinspektor Schwingel: Die Behandlung der schwachsinnigen Kinder in der Volkschule. 1911.
8. Schulrat Schwingel: Fichte als Erzieher. Zu seinem 100. Todestage. 1914.
9. Oberstudiendirektor Hanisch: Die Reform des höheren Schulwesens 1914. 1924.

**Geschichte.**

## I. Geschichtsschreibung.

- 1/2. Gymnasiallehrer Steinmeß: Über die Entwicklung der deutschen Geschichtsschreibung. 2 Teile. 1867/68.

## II. Allgemeine Kulturgeschichte.

1. Oberlehrer Polte: Die Abhängigkeit des Menschen von der Natur seines Wohnortes und von seiner Beschäftigung. 1869.

## III. Religionsgeschichte.

1. Rabbiner Dr. Hirschfeld: Die Orafael des Heidentums. 1869.
2. Gymnasialdirektor Nieberding: Der Teufel und seine Sippschaft. 1872.
3. Lehrer Cunert: Das Verhältnis der Kirche zum Staate in den Vereinigten Staaten von Amerika. 1875.
4. Rabbiner Dr. Hirschfeld: Über das Trihären, die Phariseer, die Sadducäer und die Essäer. 1872.
5. Oberlehrer Dr. Lennarz: Die Religion des persischen Sonnengottes Mithras.

## IV. Spezielle politische und Kulturgeschichte.

1. Gymnasiallehrer Böhm: Altindische Kulturzustände. 1883.
2. Oberlehrer Dr. Krause: Schliemann und die trojanischen Ausgrabungen. 1890.
3. Oberlehrer Dr. Krause: Schliemanns Ausgrabungen in Mylene. 1894.
4. Rector Neugebauer: Die Überreste des antiken Rom im modernen Rom. 1896.
5. Gymnasialdirektor Nieberding: Heinrich Schliemann, der Schatzgräber von Hissarlik. 1887.
6. Gymnasialdirektor Nieberding: Das Zeitungswesen bei den alten Völkern, insbesondere bei den Römern. 1876.
7. Oberlehrer Nietzsche: Kaiser Titus. 1882.
8. Oberlehrer Nietzsche: Das Kaiserliche Rom in den ersten zwei Jahrhunderten. 1888.
9. Kaufmann B. Schlesinger: Handel und Verkehr bei den alten Griechen. 1877.
10. Kaufmann B. Schlesinger: Handel und Verkehr bei den alten Römern. 1881.
11. Gymnasiallehrer Schini: Die Stellung und Tätigkeit der griechischen Frauen im heroischen Zeitalter. 1880.
12. Gymnasiallehrer Schneider: Die Stellung der Frauen im alten Rom. 1870.
13. Gymnasiallehrer Schneider: Sennambulismus im Altertum. 1873.
14. Gymnasiallehrer Schneider: Die Wirtshäuser der alten Griechen und Römer. 1880.
15. Gymnasialoberlehrer Steinmeß: Über den Gesetzgeber Oros. 1873.
16. Gymnasialoberlehrer Steinmeß: Die geographischen Unternehmungen der Phönizier. 1876.
17. Gymnasialoberlehrer Steinmeß: Der römische Ritterstand, besonders gegen das Ende der Republik. 1880.
18. Katasterkontrolleur Vater: Die Entstehung der Geodäsie und ihre Entwicklung bei den Völkern des Altertums. 1901.
19. Oberlehrer Schelble: Die Ausgrabungen auf dem Boden des alten Karthago. 1906.
20. Religionslehrer Bergmann: Die Akademie Kaiser Karls des Großen. 1871.
21. Oberlehrer Dr. Lennarz: Über Urkunden des Mittelalters. 1906.
22. Gymnasiallehrer Dr. Matzner: Cola Rienzi, sein Leben und seine Taten. 1868.

23. Lehrer Cunert: Das lustige Alt-England und die Puritaner. 1880.
24. Professor Dr. Deventer: General Charles George Gordon mit besonderer Berücksichtigung seiner Tätigkeit in Afrika. 1891.
25. Kandidat Mattern: Karl XII. König von Schweden. 1869.
26. Gymnasiallehrer Dr. Rzebulla: Wilhelm III. von Oranien und Ludwig XIV. im letzten Fünftel des 17. Jahrhunderts mit Berücksichtigung ihres Verhältnisses zum päpstlichen Stuhle und zu Leopold I. 1878.
27. Schulrat Schini: Aus Bismarcks Leben. 1903.
28. Pastor Schulze: Ein deutscher Patriot vor 60 Jahren (Schleiermacher). 1870.
- 29/30. Gymnasialoberlehrer Steinmeß: Maria Stuart nach den neuesten Forschungen. 2 Teile. 1884/85.
31. Oberlehrer Geisler: Bilder aus der Geschichte Siziliens. 1911.
32. Oberlehrer Dr. Vogt: Unser westlichen Nachbarn. 1913.
33. Professor Matzny: Caesar Borgia. 1913.

## V. Landes- und Ortsgeschichte.

1. Gymnasial- und Religionslehrer Dr. Chrząszcz: Über die Hungersnot und den Hungertyphus in Oberschlesien 1847/48. 1890.
2. Gymnasiallehrer Nietzsche: Gleiwitz in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens. 1870.
3. Gymnasiallehrer Nietzsche: Gleiwitz, ein Städtebild aus dem 13. Jahrhundert. 1878.
4. Gymnasiallehrer Nietzsche: Kreis und Stadt Gleiwitz seit 1740. 1887.
5. Gymnasiallehrer Nietzsche: Oberschlesiens und der Stadt Gleiwitz Entwicklung seit der preußischen Besitzergreifung. 1898.
6. Oberlehrer Paletta: Die Germanisation Schlesiens. 1899.
7. Gymnasiallehrer Sternaur: Schlesiens Herzöge. 1887.
8. Oberstleutnant v. Wiese: Anfang und Ende der Piafsten. 1893.
9. Oberstudiendirektor Hanisch: Zwanzig Jahre Gleiwitzer Philomathie. Festrede zum 60. Geburtstage des Vereins. 30. 10. 1926.

## Heilkunde und Gesundheitspflege.

1. Professor Baranet: Über die neueste Bewegung zur Förderung von Bewegungsspielen im deutschen Volke. 1901.
2. Kreischirurgus Dr. Fleischer: Contagium und Miasma. 1868.
3. Kreisphysicus Dr. Hauptmann: Infektions- und Vollkrankheiten. 1879.
4. Stabsarzt Dr. Hoppe: Pfarrer Kneipps Wasserkur. 1893.
5. Stadtrat Dr. Kuczora: Impftrund oder Impfgegner? 1900.
6. Stadtrat Dr. Kuczora: Diphtherie und Heilserum. 1903.
7. Dr. Mannaberg: Heilserum. 1894.
8. Dr. Mannaberg: Kurpfuscherei. 1899.
9. Dr. Mannaberg: Lepra. 1902.
10. Dr. Mannaberg: Genickstarre. 1905.
11. Dr. Neumann: Die Häufigkeit der Lungenkrankheiten in ursächlicher Beziehung. 1876.
12. Dr. Neumann: Moderne Wundbehandlung. 1880.
13. Dr. Neumann: Die Luerbuloze im Lichte der Bakterienfunde. 1890.
14. Kreisvundarzt Dr. Repeckli: Die Schlaflosigkeit. 1898.
15. Kreisvundarzt Dr. Repeckli: Die Ursache der Geisteskrankheiten. 1899.
16. Kreisvundarzt Dr. Repeckli: Tabak und Gesundheit. 1905.
17. Oberlandmesser Warlo: Die sanitären Fortschritte in den deutschen Städten. 1904.
18. Dr. Wiener: Das Herz in gesundem und krankem Zustande. 1904.
19. Oberarzt Wöhler: Die Geschichte der Fleischbeschau und die Bedeutung der Fleischbeschau in der öffentlichen Gesundheitspflege. 1899.
20. Oberstabsarzt Dr. Bührig: Suggestion und Hypnotismus in der Volksfunde. 1909.
21. Bähnkarzt Cramer: Grundzüge der Anatomie und Histologie der Bähne. 1909.
22. Augenarzt Dr. Kiebsch: Pubertät und Auge. 1912.
23. Facharzt Dr. Matzner: Über die Entstehung der Kurzichtigkeit und ihre Beziehung zur Schule. 1913.
24. Oberstabsarzt Dr. Ullrich: Sanitätsdienst im Felde. 1914.
25. Generaloberarzt Dr. Ullrich: Der Sanitätsdienst im Weltkriege. 1922.
26. Facharzt Dr. Matzner: Hypnose und Suggestion. 1922.
27. Generaloberarzt Dr. Ullrich: Das Amt des Menschen. 1925.



28. Regierungsmedizinalrat Dr. Gossa: Psychoanalyse. 1925.  
29. Generaloberarzt Dr. Ullrich: Die Hand des Menschen. 1927.

#### Geschichte der Heilkunde.

1. Apotheker Rohdich: Altrömische Bäder und altrömisches Badeleben. 1897.
2. Dr. Silbergleit: Die Medizin des Mittelalters. 1872.
3. Professor Steinmeß: Über die Anfänge des Sanitätswesens in den Heeren der Griechen. 1888.
4. Professor Steinmeß: Über das Sanitätswesen in den Heeren der Römer. 1889.
5. Dr. Wiener: Die Heilkunde der Alten. 1906.
6. Dr. Wollner: Die Heilkunde der Ärzte im Altertum. 1870.

#### Humor.

1. Kreisarzt Koschel: Der Humor im deutschen Heere. 1893.

#### Kunst.

1. Oberlehrer Dr. Eichenberg: Thortwaldsen und seine Kunst. 1911.

#### Literatur.

##### I. Allgemeine Literaturgeschichte.

1. Oberlehrer Dr. Hilda: Die Sage von Tristan und Isolde im Spiegel der Weltliteratur. 1905.

##### II. Deutsche Literatur.

1. Professor Dr. Deventer: Walther von der Vogelweide. 1886.
2. Revisor Fischer: Lebenstwahrheit und Lebenstweisheit in Goethes „Faust“ 2. Teil. 1900.
3. Oberlehrer Dr. Lennartz: Zu Schillers Todesgedenktag. (Schillerfeier im Mai 1905).
4. Gewerbeschullehrer Dr. Mattern: Das Lustspiel „Der zerbrochene Krug“ von Heinrich von Kleist. 1879.
5. Dr. Mattersdorf: Goethes „Faust“. 1872.
6. 7. Oberlehrer Nietzsche: Goethe, sein Leben und seine Werke, nach Dr. Bielschowsky. 2 Teile. 1896/97.
8. Gymnasialdirektor Ronke: Schlesiens Anteil an der deutschen Dichtung. 1893.
9. Gymnasiallehrer Schinß: Ein Held und Dichter aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. (E. v. Kleist). 1871.
10. Gymnasiallehrer Schinß: Ein Held und Sänger der Befreiungskriege (Körner). 1874.
11. Gymnasiallehrer Schinß: Eiche und Linde in der deutschen Sage, Geschichte und Dichtung. 1882.
12. Gymnasiallehrer Schinß: Rüdert in seiner Bedeutung als Jugenddichter. 1890.
13. Professor Steinmeß: Goethe und Wieland vor Napoleon in Erfurt und Weimar nach den Denkwürdigkeiten von Tasleyrand. 1892.
14. Oberlehrer Dr. Völtel: Aphorismen über politische Lyrik. 1875.
15. Oberlehrer Dr. Völtel: Ernst Moritz Arndt. 1876.
16. Oberlehrer Dr. Völtel: Aphorismen über die Grundideen in Schillers Dramen. 1882.
17. Oberlandmeister Warlo: Annette von Droste-Hülshoff. 1897.
18. Oberlehrer Dr. Vogt: Schillers Gedankenlyrik. 1909.
19. Oberlehrer Dr. Walter: Graf Schack als Dichter. 1913.

##### III. Englische Literatur.

1. Dr. Mattersdorf: Cain, ein Mysterium, von Lord Byron. 1881.
2. Dr. Mattersdorf: Lord Byrons „Manfred“ in Beziehung zu Goethes „Faust.“ 1884.
3. Ober- und Religionslehrer Södel: William Shakespeare. 1872.

##### IV. Französische Literatur.

1. Gymnasiallehrer Kirsch: J. J. Rousseau, insbesondere seine Abhandlung über die Entstehung der sozialen Ungleichheit. 1874.
2. Oberlehrer Schubert: Die hervorragendsten Frauengestalten der französischen Literatur im 19. Jahrhundert. 1904.

##### V. Griechische Literatur.

1. Professor Baranek: Gang und Handlung in der Aeschyleischen Tragödie „Agamemnon“ mit besonderer Rücksicht auf den Charakter der Klytaemnestra.
2. Gymnasialdirektor Nieberding: Aristophanes, der griechische Komödiendichter. 1873.

3. Gymnasialdirektor Nieberding: Ein antikes Dichterleben (Bindar). 1877.

4. Oberlehrer Tisse: Sappho. 1894.

5. Oberlehrer Dr. Völtel: Aeschines und Demosthenes. 1868.

#### VI. Hebräische Literatur.

1. Dr. Mattersdorf: Die Dichtung bei den Talmudisten. 1891.

2. Rabbiner Dr. Münz: Die Poesie des Baumes in den althebräischen heiligen Schriften. 1901.

3. Ober- und Religionslehrer Peter: Die alttestamentliche Poesie. 1901.

#### VII. Italienische Literatur.

1. Apotheker Rohdich: Torquato Tasso. 1895.

#### VIII. Römische Literatur.

1. Oberlehrer Eichner: Die echt nationalen szenischen Darstellungen der Römer. 1875.

2. Oberlehrer Nietzsche: Horaz' Leben, Charakter und Dichtungen. 1892.

#### Musik.

1. Gymnasiallehrer Baranek: Über Zukunftsmusik. (Wagner). 1870.

#### Naturwissenschaft.

##### I. Chemie.

1. Chemiker Dr. Lorenz: Über Wein. 1898.

2. Apotheker Dr. Potyla: Sauerstoff- und Wasserstoffgas (mit Experimenten). 1867.

##### II. Geologie.

1. Schichtmeister Hammer: Die Geologie von Gleiwitz und Umgegend. 1875.

2. Bergreferendar Wolff: Die Bildungsweise der Steinkohle und deren Vorkommen in Oberschlesien. 1869.

##### III. Pflanzen- und Tierkunde und Entwicklungslehre.

1. Apotheker Beinert: Die Flora der Umgegend von Gleiwitz mit besonderer Rücksicht auf die Bäume und ihre Bedeutung für das Volksleben. 1871.

2. Oberlehrer Crull: Beziehungen zwischen Tierreich und Pflanzenreich. 1901.

3. Oberlehrer Crull: Die Färbungen der Tiere. 1903.

4. Oberlehrer Crull: Gefährliche Tiere. 1905.

5. Apotheker Hüller: Die Verteilung der Pflanzen auf der Erdoberfläche. 1879.

6. Kandidat Katter: Über die Darwinische Theorie. 1869.

7. Professor Dr. Krause: Die Palmen. 1900.

8. Professor Crull: Der Mensch der Tertiärförmation. 1909.

9. Professor Crull: Die Eiszeit. 1910.

10. Professor Crull: Spuren des Menschen aus der Eiszeit. 1911.

11. Professor Crull: Natur und Kultur. 1906.

12. Professor Crull: Das Silizwasserplankton. 1907.

13. Professor Crull: Die Reibisch-Simroth'sche Pendulationstheorie. 1908.

14. Dr. Aufrecht: Einiges aus der Entwicklungsgegeschichte des Menschen. 1908.

15. Professor Crull: Über Schmarotzertum im Pflanzenreich. 1913.

16. Studienrat Meined: Über wärmeliebende und wärmeerzeugende Batterien. 1925.

17. Studienrat Korth: Johann Gregor Mendel, sein Leben und seine Bedeutung

- für die Vererbungslehre. 1926.

18. Studienrat Meined: Bube oder Mädel? Vererbung des Geschlechts. 1927.

##### IV. Physik.

1. Gymnasiallehrer Dr. Benedix: Die Atmosphäre, deren Druck und Strömung. 1866. (Erster Vortrag der Philomathie.)

2. Dr. Haußnecht: Spektral-Analyse. 1870.

3. Oberlehrer Dr. Molte: Die Doppelbrechung des Lichtes in Kristallen. 1904.

4. Oberlehrer Dr. Molte: Die neuesten Fortschritte der Mikroskopie und Mikrophotographie durch Anwendung ultravioletten Lichtes. 1904.

5. Oberlehrer Reisly: Die verschiedenen Anwendungen des Pendels. 1886.

6. Oberlehrer Reisly: Die Alten und das Gewitter. 1896.

7. Gewerbeschuldirektor Wernicke: Die Erhaltung der lebendigen Kraft. 1869.

8. Gewerbeschuldirektor Wernicke: Über unsichtbares Licht. 1874.

9. Gewerbeschuldirektor Wernicke: Die Verwendung der Naturkräfte, speziell der Elektrizität. 1879.
  10. Professor Maßny: Einsteins spezielle Relativitätstheorie. 1924.
- V. Sternkunde.
1. Oberlehrer Reisky: Über den Ursprung der Kometen. 1885.
  2. Oberlehrer Reisky: Das Fernrohr, das Spektrograph und der photographische Apparat im Dienste der Himmelskunde. 1901.

#### Philosophie.

##### I. Psychologie und Ethik.

1. Oberlehrer Baranek: Über Seelenwanderung. 1888.
2. Dr. med. Freud: Über die körperlichen und geistigen Erscheinungen des Schlafes. 1870.
3. Rabbiner Dr. Hirschfeld: Über die Funktionen des freien Willens. 1876.
4. Rektor Mantle: Experimentelle Psychologie in der Schule. 1906.
5. Professor Meier: Naturwissenschaft und Psychologie. 1905.
6. Rabbiner Dr. Münnz: Kants kategorischer Imperativ und das deutsche Volk. 1894.
7. Gymnasialdirektor Nieberding: Schlaf und Traum. 1882.
8. Dr. Repehki: Wie äußern sich Gemütsbewegungen am Körper? 1902.
9. Dr. Silbergleit: Gehirn und Seele. 1870.
10. Kandidat Biaja: Gedächtnis und Wiedererinnerung. 1874.
11. Oberlehrer Fuhrer: Die Ewigkeit im Gegenjahr zur Zeit. 1911.
12. Studientrat Dr. Koschel: Das Problem der Willensfreiheit. 1926.

##### II. Geschichte der Philosophie.

1. Professor Eichner: Des Philosophen Anaxagoras Prozeß wegen Irreligion. 1881.
2. Dr. Marx: Die Lehre des Sokrates. 1879.
3. Dr. Münnz: Immanuel Kant, sein Leben und Wirken (gehalten am Todesgedenktag im Februar 1904).
4. Oberlehrer Schneider: Über einen Versuch der altgriechischen Philosophie, die soziale Frage zu lösen. 1884.
5. Gymnasiallehrer Dr. Schuppe: Des Sokrates Leben und Lehre. 1866.
6. Studientrat Dr. Marek: Die griechischen Sophisten. 1925.
7. Pastor Maync: Vom Geistesleben Chinas. 1922.
8. Studientrat Korth: Die Philosophie des Alts.-ob. 1923.

#### Rechtswissenschaft und Rechtsgeschichte.

1. Landgerichtsrat Dr. Berwin: Die Todesstrafe in historischer und rechtlicher Beleuchtung. 1893.
2. Landgerichtsrat Dr. Berwin: Über Beleidigung. 1894.
3. Landgerichtsrat Dr. Berwin: Über die Stellung der Frauen im alten deutschen Rechte. 1895.
4. Staatsanwalt Blad: Die Verjährung der Verbrechen. 1867.
5. Rabbiner Dr. Hirschfeld: Die Strafarten bei den verschiedenen Völkern. 1879.
6. Rechtsanwalt Lüttig: Zum Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich. 1892.
7. Rechtsanwalt Schüller: Das Laientum in der deutschen Rechtspflege. 1892.
8. Amtsgerichtsrat Guttmann: Die Aufwertung. 1926.
9. Landgerichtsdirektor Grützner: Der Laienrichter. 1927.

#### Staatswissenschaft, Volkswirtschaft und Wirtschaftsgeschichte.

1. Buchdruckereibesitzer David: Die wirtschaftlichen Genossenschaften in Deutschland. 1882.
2. Buchdruckereibesitzer David: Arbeiterversorgung auf gesetzlicher Grundlage. 1889.
3. Gymnasialdirektor Nieberding: Über die Idee der Nationalität und das sogenannte Nationalitätsprinzip. 1867.
4. Kaufmann Al. Schlesinger: Über die Handelskrise von 1873. 1876.
5. Kaufmann Al. Schlesinger: Kanäle und deren volkswirtschaftliche Bedeutung. 1883.
6. Kaufmann Al. Schlesinger: Der Panama-Kanal und seine wirtschaftliche Bedeutung. 1889.
7. Oberlehrer Sodel: Wesen und Bedeutung des gegenwärtigen sozialen Systems.

8. Gewerbeinspektor Dr. Brandes: Ein Abschnitt aus der Entwicklung unserer sozial-politischen Gesetzgebung. 1908.
9. Zollinspektor Wiedorn: Der deutsche Zollverein in seiner Entwicklung und als Vorgänger des Deutschen Reiches. 1909.
10. Oberzollinspektor Schiffer: Allerlei Grünes aus dem Zollbereich. 1912.

#### Technik und Verkehrsweisen.

1. Buchhändler Karfunkel: Über die Bewegung auf Eisenbahnen. 1882.
2. Postdirektor Schäfer: Zur Geschichte des Briefes und seiner Beförderung. 1897.
3. Oberingenieur Schröder: Über die Herstellung schmiedeferner Rohre. 1904.
4. Professor Steinmetz: Der Suezkanal im Altertum. 1890.
5. Gymnasiallehrer Dr. Wamberger: Das Verkehrsweisen der amerikanischen Union und sein Einfluß auf die europäischen Getreidemärkte. 1885.
6. Kreisbaumeister Seybold: Die wissenschaftlichen und technischen Grundlagen der Luftschiffahrt. 1910.
7. Oberingenieur Schröder: Die neueren Schweißmethoden und die Erzeugung der hierbei in Anwendung kommenden Gase: Azetylen, Wasserstoff, Sauerstoff. 1910.
8. Postdirektor Brauner: Verkehrsbeziehungen zwischen Post und Publizum. 1910.
9. Ingenieur Simony: Die modernen Unterseeboote. 1912.
10. Studiendirektor Müller: Autogenes Schweißen und Schneiden. 1922.
11. Hüttendirektor Schröder: Deutschlands Führung und Fortschritte im Luftschiffbau. 1925.
12. Kreisbaurat Seybold: Die Probleme des modernen Straßenbaus. 1926.
13. Oberstudiendirektor Müller: Neue Aufgaben und Hilfsmittel des maschinen- und hüttentechnischen Unterrichts (Besichtigung der Maschinenbauschule). 1926.

#### Aus den Sitzungen der Philomathie.

Einige Paragraphen nach dem Beschuß der Sitzung im November 1925, so weit sie die Zugehörigkeit zum Verein regeln:

##### § 1.

Die Philomathie ist ein wissenschaftlich-geselliger Verein zum Zwecke des Gedankenaustausches über wissenschaftliche Fragen von allgemeinem Interesse.

##### § 9.

Die Anmeldung neuer Mitglieder geschieht durch ein Mitglied beim Vorstande. Über die Aufnahme entscheidet die Gesellschaft in der nächsten Sitzung.

##### § 10.

Die Höhe der Monatsbeiträge bestimmt die Gesellschaft.

##### § 11.

Die Absicht des Austritts ist dem Sekretär zu melden. Wer mit den Monatsbeiträgen ein halbes Jahr im Rückstande bleibt oder an einer einzigen Sitzung im Vereinsjahre teilgenommen und sein völliges Fernbleiben nicht genügend begründet hat, gilt als ausgeschieden.

##### § 13.

Gäste dürfen eingeführt werden. Sie sind dem Sekretär vor der Sitzung vorzustellen.

## Neue Funde im marinen Miocän von Alt-Gleiwitz

Von Max Grundey

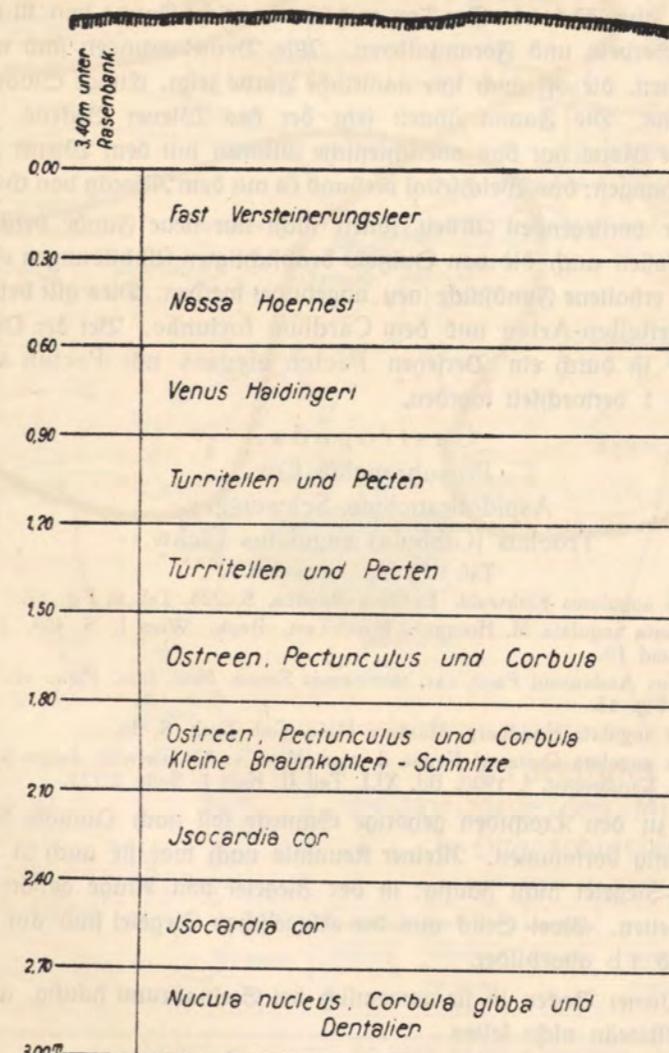
Bezirksgeologe Dr. W. Quitzow von der Geolog. Landesanstalt Berlin hat vor dem Kriege auf meine Anregung hin die Fauna des marinen Miocäns von Alt-Gleiwitz beschrieben. Bei Ausbruch des Krieges wurde Quitzow eingezogen und wird seit Dezember 1914 vermisst. Die Preuß. Geolog. Landesanstalt veröffentlichte die noch nicht ganz fertige Arbeit, mit Einschränkung der Abbildungen, im Jahre 1920 in ihrem Jahrbuch Bd. XLI, Teil II, Heft 1. Seitdem hat sich ein sehr reiches Material angesammelt und harrt der Veröffentlichung.

Durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Ziegeleibesitzers Baumeister Kluge in Alt-Gleiwitz, war es mir möglich, reiche Funde in den tertiären Zonen seiner Ziegeleigrube zu machen. Das Dorf Alt-Gleiwitz liegt 3,5 km nordwestlich von Gleiwitz an der Kunststraße nach Brzezinka. Die beiden Fundstellen liegen außerhalb des Dorfes. Der frühere Hauptfundort war die inzwischen eingegangene Fortuna-Ziegelei, 1 km weiter nördlich an der gleichen Kunststraße. Die zweite Fundgrube, die Kluge'sche Ziegelei, liegt am nordwestlichen Ende des Dorfes, an der Straße nach Laband.

Unter einer etwa 1 bis 3 m starken Diluvialdecke liegt der tertiäre Ton, der dem mittleren Miocän angehört. Die Hauptmasse dieses sehr fetten, plastischen Tons ist graublau, in den oberen Lagen, namentlich in der früheren Fortuna-Ziegelei, gelbbräun bis rotbraun. An der nördlichen Grubenwand sieht man eine geringe Schichtung, die vom Westen nach Osten, unter einem Winkel von etwa 3 bis 4° streicht. Bohrungen haben ergeben, daß sich dieser miocene Tegel noch bis zu etwa 20 m Tiefe fortsetzt. Am Bach, etwa 200 m nördlich der Ziegeleigrube von Kluge, tritt der miocene Ton fast zu Tage. (Siehe Bohrprofil 18.)\* Weit zurück auf die Ziegeleigrube zu, wird er von einer 60 cm starken sandigen Diluvialschicht überlagert, die

\*) Tafel XXIX

**Hauptsächliches Vorkommen der Versteinerungen**  
im grüngrauen und blauen Ton (mittl. Miocän) an der Nordwand  
der Ziegeleigrube von Kluge in Alt-Gleiwitz.



Maßstab 1:25.

immer stärker wird und in der Ziegeleigrube selbst eine Mächtigkeit von 3—3,50 m erreicht. (Vergl. Profile der Ziegeleigrube.)\*) Um Südrand der Ziegeleigrube tritt in dieser, den tertiären Ton überlagernden Sandschicht, eine schmale ostwestlich streichende dünne Schwimmensandzone auf, die dann im Ziegelhofe von einer 4 m starken, das Miocän überlagernden Schicht gelben Sandes abgelöst wird. Der Ton enthält eine reiche Fauna von Muscheln, Schnecken, Sippen und Foraminiferen. Alle Versteinerungen sind mit der Schale erhalten, die oft noch ihre natürliche Farbe zeigt. Einige Stücke sehen wie rezent aus. Die Fauna ähnelt sehr der des Wiener Beckens. Durch die Mährische Pforte hat das oberschlesische Miocän mit dem Wiener Becken zusammengehängen; das Weichseltal verband es mit dem Miocän von Galizien.

In der vorliegenden Arbeit sollen nicht nur neue Funde beschrieben werden, es sollen auch die von Duitzow beabsichtigten Abbildungen ergänzt, bezw. besser erhaltene Fundstücke neu abgebildet werden. Dies gilt besonders von den Turritellen-Arten und dem *Cardium fortunae*. Bei der Duitzow'schen Arbeit ist durch ein Versehen *Pecten elegans* mit *Pecten scissus* in der Tafel 1 vertauscht worden.

Gastropoda.  
Prosobranchia Cuv.  
Aspidobranchina Schweigger.  
Trochus (Gibbula) angulatus Eichw.

Taf. 1,\*\*) Fig. 1 a und b.

- 1853. *Trochus angulatus* Eichwald. *Lethaea Rossica*, S. 228. Taf. 9. Fig. 17.
- 1856. *Monodonta angulata* M. Hoernes. *Foss. Tert. Beck. Wien I*, S. 439, Taf. 44. Fig. 9 und 10.
- 1896. *Colliculus Andansonii* Payr. var. *taurinensis* Sacco. *Moll. terz. Piem. etc.* S. 37, Taf. 4, Fig. 15.
- 1906. *Gibbula angulata* Friedberg. *Miodszy Mioc. Gal. Zach.* S. 85.
- 1920. *Gibbula angulata* Quitzow. *Fauna d. mar. Mioc. v. Alt-Gleiwitz. Jahrb. d. Preuß. Geolog. Landesanst. f. 1920. Bd. XLI. Teil II. Heft 1*, Seite 22/23.

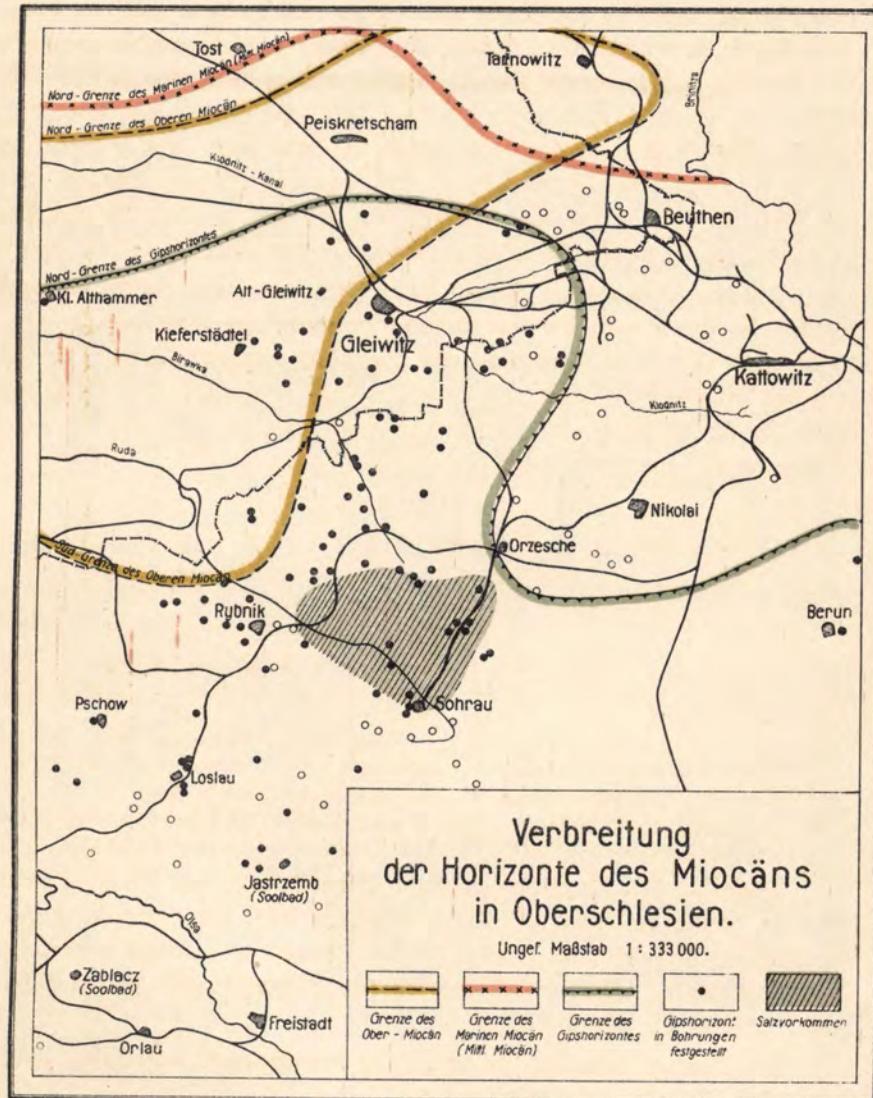
Diese zu den Trochiden gehörige Schnecke soll nach Duitzow in Alt-Gleiwitz häufig vorkommen. Meiner Kenntnis nach war sie auch in der alten Fortuna-Ziegelei nicht häufig; in der Ziegelei von Kluge gehört sie zu den Seltenheiten. Zwei Stück aus der Kluge'schen Ziegelei sind auf Taf. 1 Fig. 1 a und 1 b abgebildet.

Im Wiener Becken ist sie namentlich bei Steinabrunn häufig, auch im galizischen Miocän nicht selten.

Größe: 10 mm hoch, 9,5 mm breit. Letzter Umgang 6 mm.

\*) Tafel XXX.

\*\*) Die in der vorliegenden Abhandlung mit 1, 2, 3 und 4 bezeichneten Tafeln haben in der fortlaufenden Nummerierung des Jahrbuches die Tafelnummern XXXI, XXXII, XXXIII und XXXIV erhalten.



Entnommen aus R. Michael: „Über Steinsalz und Sole in Oberschlesien.“

Ungefährer Maßstab 1:500 000

(Infolge Verkleinerung der Vorlage ist der in obiger Karte angegebene Maßstab 1:333 000 nicht zutreffend)

## Trochus (Oxystele) patulus Broc.

Taf. 1, Fig. 2 a bis 2 c.

1814. *Trochus patulus* Brocchi. *Conch. foss. subapenn.* II, S. 356. Taf. 5, Fig. 19.  
 1853. *Trochus patulus* Eichwald. *Lethaea Ross.*, S. 216, Taf. 9, Fig. 5.  
 1856. *Trochus patulus* M. Hoernes. *Foss. Moll. Tert.-Beck.* Wien I, S. 458, Taf. 45, Fig. 14.  
 1896. *Oxystele patula* Sacco. *Moll. terz. del Piem. etc.* Bd. 21, Taf. 28, Fig. 3.  
 1906. *Oxystele patula* Friedberg. *Mlodzsy Mioc.* Gal. Zach., S. 87.  
 1920. *Oxystele patula* Quitzow. *Fauna d. mar. Mioc. v. Alt-Gleiwitz.* Jahrb. d. Preuß. Geolog. Landesanst. f. 1920. Bd. XLI. Teil II, Heft 1, S. 23.

Neue Funde in der Ziegelei von Kluge haben sehr große, oft mit der natürlichen Farbe erhaltene Exemplare geliefert. Auf Tafel 1, Fig. 2 a ist das größte Stück abgebildet. Fig. 2 b zeigt ein solches mit radial strahlig erhaltenen braunen Querstreifen. Fig. 2 c ist eine verflachte Form. In der Fortuna-Ziegelei kam sie selten vor, dagegen ist sie in der Ziegelei von Kluge ziemlich häufig.

## Größe der abgebildeten Exemplare auf Tafel 1

- 2a: 17 mm hoch, 28 mm breit. Letzter Umgang 10 mm hoch.  
 2b: 23 mm hoch, 35 mm breit. Letzter Umgang 12 mm hoch.  
 2c: 10 mm hoch, 19 mm breit. Letzter Umgang 6,5 mm hoch.

Das kleinste bisher gefundene Stück ist 5,5 mm hoch, 9 mm breit. Letzter Umgang 3 mm hoch.

Im Wiener Becken ist sie sehr häufig, ebenso im polnisch-galizischen Miocän.

## Calyptrea chinensis Linné anom. contorta Sacco.

Taf. 1, Fig. 3 a und 3 b.

1766. *Patella chinensis* Linné. *Syst. Nat. ed. XII*, S. 1257.  
 1856. *Calyptrea chinensis* M. Hoernes. *Foss. Moll. Tert.-Beck.* Wien I, S. 632 633, Taf. 59, Fig. 17—18.  
 1896. *Calyptrea chinensis* Sacco. *Moll. terz. del Piem.* Bd. 20, S. 29, Taf. 4, Fig. 7.  
 1920. *Calyptrea chinensis* L., anom. contorta Quitzow. *Fauna d. mar. Mioc. v. Alt-Gleiwitz.* Jahrb. d. Preuß. Geolog. Landesanst. f. 1920. Bd. XLI. T. II, Heft 1, S. 19.

Diese napf-mützenförmige Schale mit spiralförmigem Wirbel beschreibt W. Quitzow von Alt-Gleiwitz. Die Abbildung hierzu fehlt. Sie kommt in allen Größen vor, von 3 mm bis 14 mm Durchmesser. In der früheren Fortuna-Ziegelei war sie ziemlich häufig. In der Ziegelei von Kluge ist sie seltener.

## Größe des Exemplars

- 3 a aus der Ziegelei von Kluge 14 mm, Höhe 6 mm.  
 3 b aus der alten Fortuna-Ziegelei 12 mm, Höhe 6 mm.

Sonst aus Oberschlesien nicht bekannt.

Im Wiener Becken, namentlich in den Sandablagerungen von Grasdorf, ziemlich häufig.

## Sigaretus haliotoideus Hoernes.

Taf. 2, Fig. 1.

1758. *Helix haliotoidea* Linné. *Systema naturae*, edit X, pag. 775.  
 1853. *Sigaretus affinis* Eichwald. *Lethaea Rossica*, S. 257. Taf. XI, Fig. 1 a und 1 b.  
 1856. *Sigaretus haliotoideus* M. Hoernes. *Fossil. Moll. Tert.-Beck. Wien I*, S. 513. Taf. 46, Fig. 27.

Die niedergedrückte Schale ist ohrförmig. Das sehr niedrige Gewinde besteht aus 3 Umgängen, die rasch zunehmen, so daß der letzte Umgang die früheren fast einhüllt. Die Oberfläche ist mit feinen engstehenden wellenförmigen Rippen bedeckt, die von halbmondförmigen Zwachsstreifen unterbrochen werden. Die ovale Mündung ist mehr lang als breit. Der rechte Mundrand ist scharf, der linke wird vom Nabel bedeckt. Die Beschreibung und Abbildung von Eichwald, S. 257, Taf. XI, Fig. 1 a und 1 b stimmt mit der oberschlesischen Form gut überein, ebenso die Beschreibung S. haliotoideus von Hoernes S. 513, während seine Abbildung auf Taf. 46, Fig. 27 durch die weit größeren Dimensionen von dem Exemplare aus der Ziegelei von Kluge abweicht. Nach Eichwald soll auch *Sigaretus haliotoideus* immer mit rein weißer Schale vorkommen und von konkaver Form sein, während das Alt-Gleiwitzer Stück noch seine natürliche rotbraune Farbe hat.

Für Oberschlesien neu, im Wiener Becken bei Grund nicht selten. Im Mittelländischen Meere kommt *Sigaretus haliotoideus* Linné vor.

Größe des abgebildeten Exemplars: Höhe 6 mm, Breite 12,5/16,0 mm. Höhe des letzten Umganges 5,8 mm.

## Natica millepunctata Lam.

Taf. 1, Fig. 4a und 4b.

1822. *Natica millepunctata* Lamarck. *Hist. nat. des Anim. sans. vert.* Vol. VI, 2. partie, pag. 199.  
 1830. *Natica eximia* Eichwald. *Naturhistor. Skizze von Lithauen, Volhynien*, pag. 218.  
 1837. *Natica millepunctata* Jos. v. Hauer. *Vorkommen foss. Thierr. im tert. Becken v. Wien*. Jb. p. 421. Nr. 144.  
 1847. *Natica millepunctata* Geinitz. *Grundriss der Versteinerungskunde* pag. 341.  
 1853. *Natica eximia* Eichwald. *Letheia Rossica*. pag. 254, tab. X, Fig. 42.  
 1856. *Natica millepunctata* M. Hoernes. *Fossil. Moll. Tert.-Beck. Wien I*, S 518.—521.  
 1870. *Natica millepunctata* Ferd. Roemer. *Geologie von Oberschlesien*, S. 380 u. 387, Taf. 47, Fig. 9.

Das Gehäuse ist kugelig eiförmig, glatt und glänzend. Die Außenfläche ist bei manchen Exemplaren, die z. T. die natürliche Farbe noch haben, mit rostbraunen Streifen geziert. Das Gewinde besteht aus 5 stark gewölbten Windungen. Die ziemlich geneigte halbmondförmige Mündung ist weit und steht ohrenartig vor. Der Nabel ist sehr weit, offen gerandet, mit einer halbzyndrischen Spiralschwiele, die ihn nur teilweise ausfüllt. Die gerade innere Lippe ist an dem vorletzten Umgang zurückgeschlagen.

Diese Art kommt im Mittelländischen Meere noch lebend vor. Die fossilen Arten von Rhodus leben noch gegenwärtig an den Küsten dieser Insel. In der Ziegelei von Kluge sehr selten. Von der Fortuna-Ziegelei nicht bekannt.

Ferdinand Roemer führt sie aus dem Versuchsschacht Nr. 7 der Gottesgegen-Galmeigrube bei Biskupitz im Jahre 1861 auf.

Im Wiener Becken gehört diese Art zu den gemeinsten Vorkommnissen, besonders bei Grund und Steinabrunn.

Größe von 4a: Höhe 31 mm, Breite 29,5/25,0 mm. Höhe des letzten Umganges 26,0 mm.

Größe des kleinen Exemplars 4b: Höhe 20,0 mm, Breite 19,5/16,0 mm, Höhe des letzten Umganges 16,0 mm.

## Turritellidae.

Die Abbildungen der von W. Quitzow beschriebenen Turritellen-Arten sind wenig charakteristisch, da ihm nur verletzte Stücke vorlagen. Durch Neufunde vollständiger Stücke in der Ziegelei von Kluge sollen diese Abbildungen zur Ergänzung der Quitzow'schen dienen.

## Turritella marginalis Broc.

Taf. 1, Fig. 5.

Mündung eirund, selten erhalten. Das turmförmige Gehäuse hat 16 flache Umgänge. Ziemlich häufig in der Ziegelei Kluge. In der Ziegelei Fortuna selten. Sonst in Oberschlesien unbekannt.

Länge des abgebildeten mittleren Exemplars 44 mm. Letzte Windung 9 mm breit.

## Turritella communis Risso.

Taf. 1, Fig. 6a und 6b.

Mündung länglich vieredig, in den Ecken abgerundet. Das Gehäuse besteht aus 14 bis 18 convergen Windungen.

Größe des abgebildeten Exemplars 6a: 40 mm, Breite 9 mm; 14 Umgänge.

Größe des abgebildeten großen Exemplars 6b: 74 mm, Breite 15 mm; 18 Umgänge.

## Turritella communis Risso var. tricarinata Quitzow.

Taf. 1, Fig. 7a und 7b.

Mündung schief eirund. 17 Umgänge.

Größe 7a: 33 mm, Breite 9 mm.

Größe 7b: 42 mm, Breite 10 mm.

In beiden Ziegeleien selten.

*Turritella subangulata* Brocc. var. *silesiaca* Quitzow.

Taf. 1, Fig. 8.

Mündung schmal eirund. Etwa 10—11 Umgänge.

Größe 29 mm, Breite 10 mm.

In beiden Ziegeleien sehr selten, für Oberschlesien neu.

*Turritella subangulata* Brocc. var. *incisa* Quitzow.

Taf. 1, Fig. 9a und 9b.

Mündung eirund. Etwa 10—11 Umgänge.

Größe: 34 mm, Breite 10 mm.

In Alt-Gleiwitz selten, sonst in Oberschlesien unbekannt.

*Cerithium Klugei* nov. sp.

Taf. 1, Fig. 10.

Die Schale ist spitz turmförmig. Das Gehäuse besteht aus 12—13 schwach konvexen Umgängen, welche von 3 Knotenreihen bedeckt sind. Die Schlußwindung hat deren vier. Die Knotenreihen sind durch schmale Strichreihen, die weniger hervortreten, unterbrochen. Die Embryonalwindung ist bei dem einzigen vorliegenden Exemplar, aus Kluges Ziegelei, abgebrochen. Die Mündung ist schieoval, der rechte Mundrand ist scharf, der linke kaum erkennbar. Der Kanal ist kurz. Die hell- und dunkelbraune Färbung ist noch erhalten, aber z. T. durch einen färbigen Krustenüberzug verdeckt.

Von den bei Hilber und Eichwald aufgeführten Formen trifft keine den oberschlesischen Typus. Auch das bei Hoernes beschriebene *Cerithium crenatum* Brocc. (S. 408, Taf. 42, Fig. 13 u. 14) ähnelt wohl in der Schalenstruktur dem vorliegenden einzigen Exemplare aus Kluges Ziegelei, weicht aber sonst wesentlich von ihm ab. Eine Identifizierung erscheint nicht gerechtfertigt. Neu in Alt-Gleiwitz, sonst in Oberschlesien unbekannt.

*Cerithium* cf. *minutum* Serr.

Taf. 1, Fig. 11.

1831. *Cerithium minutum* Brönn. Italiens Tertiärgebilde p. 48.

1837. *Cerithium minutum* Josef v. Hauer. Vorkommen foss. Thierr. im tert. Beck. v. Wien, Jahrb. p. 419, Nr. 108.

1853. *Cerithium minutum* Naumann. Atlas zu einem Lehrbuch d. Geognosie. t. LXIX., f. 20.

1856. *Cerithium minutum* M. Hoernes. Foss. Moll. Tert.-Beck. Wien I, S. 390, Taf. 41. Fig. 8, 9.

Die etwas bauchige Schale ist turmförmig. Das spitze Gewinde besteht aus 11—12 fast ebenen, durch tiefe Nähre getrennten Umgängen, welche mit höckerartigen Knotenreihen bedeckt sind. Die an der Naht

liegenden Knotenreihen treten schwächer hervor. Zwischen diesen beiden Knotenreihen und unter den stark hervortretenden liegen dicht an einander feine Querstreifen. Die Schlußwindung ist an der Basis gewölbt und zeigt 4 stärkere Querstreifen, welche schwach knotig ausgebildet sind. Die nicht vollständig erhaltene Mündung scheint eirund zu sein. Die Spindel ist sehr zart und läuft in einen schief ausgerundeten Kanal aus. Die gelb-braune Naturfarbe, die die Knotenreihen heller erscheinen lässt, ist gut erhalten. Die Abbildung bei Hoernes, Taf. 41, Fig. 8 u. 9 deckt sich gut mit den vorliegenden Exemplaren aus der Klugeschen Ziegelei. Für Oberschlesien neu.

Größe des Exemplars: 16 mm lang, 7 mm breit.

*Aporrhais* (*Chenopus*) *pespelecanus* Phil.

Taf. 1, Fig. 12a und 12b.

1766. *Strombus pespelecani* Linné. Systema naturae, edit. 12. p. 1207, Gmel. pag. 3507, Nr. 2.

1814. *Murex gracilis* Brocchi. Conchologia fossile subapenn., Tom II, p. 437, 664, tab. IX. f. 16.

1820. *Strombites speciosus* Schlotheim. Die Petrefaktenk. auf ihren jetzigen Standp., I. p. 155.

1822. *Rostellaria pes pelecani* Lamarck. Hist. nat. des Anim. sans vert. Vol. VII. pag. 193.

1837. *Rostellaria pes pelecani* Pusch. Polens Palaeontologie p. 128.

1844. *Chenopus pes pelecani* Philippi. Enumeratio Molluscorum Siciliae, Vol. II. p. 185.

1856. *Chenopus pes pelecani* M. Hoernes. Foss. Moll. Tert.-Beck. Wien I, S. 194. Taf. 18. Fig. 2—4.

Die Form von *Chenopus pes pelecanus* ist sehr veränderlich. M. Hoernes bildet auf Tafel 18 drei verschiedene Formentypen ab. Auch die Abbildung bei Ferd. Roemer in seiner Geologie von Oberschlesien, auf Taf. 47, Fig. 13, von Biskupitz, ist von Hoerneschen Typen verschieden. Mittelglieder leiten von der einen zur anderen Art über.

Die Schale ist turmförmig mit 7 bis 8 Windungen. Die Kiele haben engstehende Längsknoten. Die schiefe und längliche Mündung ist hinten in einem am Gewinde aufsteigenden Kanal verlängert. Außenlippe ausgeweitet und fingerförmig gelappt. Die in dreieckigen Zacken geteilten Lappen sind in den, in den beiden Fig. a und b abgebildeten Varietäten ungleich lang.

Im Wiener Becken ist diese Art sehr gemein, hier in Alt-Gleiwitz sehr selten und nur aus der Klugeschen Ziegelei in diesen beiden Exemplaren bekannt. Weitere Fundorte sind der Versuchsschacht Nr. 7 der Gottesgegen-Galmeigrube bei Biskupitz und die Auguste-Galmeigrube (Grenz- und Ottoschacht) bei Biskupitz, wo sie im Jahre 1864 gefunden wurde.

Größe von 12a: 29 mm lang, 13 mm breit, mit Flügelauslappung 19,5 mm.

12b: 22 mm lang, 10 mm breit, mit Flügelauslappung 17 mm.

## Pyrola sp.

Taf. 2, Fig. 2.

Die vorliegende Form ist für Oberschlesien vollständig neu. Ich bilde das Stück ab, obwohl seine Erhaltung nicht vollständig ist. Das Gehäuse hat eine spindelförmige wulstige birnförmige Gestalt. Das kurze turmförmige Gewinde besteht aus 6—7 glatten Umgängen, die schwach konvex sind. Die oberen Umgänge haben stumpfe, wenig hervortretende Knoten. Die Mündung ist lang und schmal, mit kurzem gebogenen Kanal. Die Außenlippe ist nicht vollständig erhalten. Bevor nicht weitere Funde der wahrscheinlich sehr der Veränderlichkeit unterworfenen Spezies vorliegen, will ich von einer Namengebung absehen.

Größe des abgebildeten Exemplars aus der früheren Fortuna-Ziegelei: 34 mm lang, 19 mm breit. Länge des letzten Umganges 29 mm.

## Cassis saburon Lam.

Taf. 2, Fig. 3.

1822. *Cassis saburon* Lamarck. Histoire. natur. des Anim. sans vert. Vol. VII., p. 227.  
 1831. *Cassis texta* Brönn. Italiens Tertiärgebilde p. 27.  
 1837. *Cassis texta* Pusch. Polens Palaeontologie p. 124.  
 1847. *Cassis saburon* Sowerby. Smith. On the Age of the Tert. Bets of the Tagus, Q. J., Vol. III., p. 415.  
 1852. *Cassis texta* D' Orbigny. Prodrôme de Paléontologie stratigraphique Tom III., p. 90, Nr. 1673.  
 1865. *Cassis saburon* M. Hoernes. Foss. Moll. Tert.-Beck. Wien I, Seite 177, Taf. 15, Fig. 2—7.

Das dicke Gehäuse ist eiförmig aufgeblasen. Oberfläche glatt, bis auf die am Kanal liegende radiale Querstreifung. Der nicht erhaltene obere Gewindeteil wird, wie bei den meisten Cassididae, kurz und niedrig sein. Die Mündung ist verlängert eiförmig, die Außenlippe verdickt und umgeschlagen, mit weit auseinander stehenden Zähnen verziert. Die Innenlippe ist schwielig ausgebrettet und auch gezähnt. Der kurze Kanal biegt sich scharf nach hinten aufwärts. Die Beschreibung bei Hoernes stimmt im allgemeinen mit dem vorliegenden Exemplar gut überein, nur ist die Außenlippe bei dem oberschlesischen Stück wesentlich breiter umgeschlagen. Das in der Ziegelei von Kluge gefundene Gehäuse ist das einzige oberschlesische Stück. Im Wiener Becken sehr häufig, besonders im Ziegel von Baden. Auch aus dem polnischen und galizischen Miocän bekannt.

Lebend kommt diese Schnecke im roten Meere und am Senegal vor. Größe des abgebildeten Exemplars: Länge 55 mm lang, 37 mm breit, Höhe des letzten Umganges 46 mm, Breite des Umschlags der Außenlippe 10,5 mm.

## Columbella subulata Bell.

Taf. 1, Fig. 13 a bis 13 c.

1849. *Columbella subulata* Bellardi. Monogr. delle Columb. foss. del Piemonte, p. 14 Nr. 9, t. 1. f. 12.

1852. *Columbella subulata* D'Orbigny. Prodrôme de Paléontologie strat., Tom III., p. 89. Nr. 1658.  
 1856. *Columbella subulata* M. Hoernes. Foss. Moll. Tert.-Beck. Wien I, Seite 121, Taf. 11, Fig. 11/13.

Gehäuse spindelförmig, klein, glatt, schlank und ungenabelt. Die Schale einzelner Exemplare hat noch ihre hellbraune natürliche Farbe, die mit kleinen weißen Flecken verziert ist. Das Gewinde besteht aus 7 Windungen. Der Kanal ist kurz, unmerklich rückwärts gebogen. Außenlippe innen gezähnt und in der Mitte verdickt. Die Spindel zeigt schwache Andeutung von Zähnen. Im Allgemeinen zeigt die Beschreibung von Hoernes, bis auf die Anzahl der Windungen, gute Übereinstimmung mit der oberschlesischen Form. Die Wiener Exemplare haben ungefähr 12 Windungen, während die oberschlesischen nur 7 aufweisen. Die Abbildung von Ferd. Roemer auf Tafel 47, Fig. 16 in seiner Geologie von Oberschlesien stimmt bis auf die Größe mit den Alt-Gleiwitzer Funden vollständig überein. Letztere sind etwas kleiner. Die kleine schlanke Form der Columbella aus der Ziegelei von Kluge ähnelt der *Columbella scripta* Bell., ist aber durch die ausgesprochene abgestufte Basis, die diese hat, von ihr verschieden.

Im Wiener Becken ist sie bei Steinabrunn häufig. Auch im polnischen Miocän ist sie bekannt.

Aus der Fortuna-Ziegelei nicht bekannt, in Kluges Ziegelei sehr selten. Bei Biskupitz wurde sie beim Abteufen des Versuchsschachtes Nr. 7 der Gottesegen-Galmeigrube gefunden.

Größe der abgebildeten Exemplare 13 a bis c: 10 mm lang, 4,5 mm breit.

## Nassa costulata Broc.

Taf. 1, Fig. 14 a und 14 b.

1814. *Buccinum costulatum* Broc. Conchilologia foss. subap., tom II., p. 343, 652, t. V, f. 9.  
 1837. *Buccinum costulatum* Jos. v. Hauer. Vork. foss. Tierreste im tert. Becken von Wien, Jb. p. 417, Nr. 31.  
 1837. *Buccinum costulatum* Brönn. Tegelform. und ihre Fossilreste in Siebenb. u. Galizien, Jahrb. p. 657.  
 1852. *Nassa costulata* D'Orbigny. Prodrôme de Paléontologie stratigraph., tom III., p. 84. Nr. 1552.  
 1853. *Buccinum costulatum* Eichwald. Leth. Rossica, p. 167, Taf. VII, Fig. 3.  
 1856. *Buccinum costulatum* M. Hoernes. Foss. Moll. Tert.-Beck. Wien I, S. 145, Taf. 12, Fig. 11, 12.

Das schlanke tegelförmige Gehäuse mit spitzem Gewinde besteht aus 3 schwach konvexen, durch tiefe Nähte getrennten Umgängen. Die ganze Schale, bis auf die 2 Embryonalwindungen, ist mit Längsstrippen und Querstreifen geziert, die in ihren Schnittpunkten Knöpfchen bilden. An manchen Stellen sind diese Knöpfchen maiornartig verbreitert. Die Mündung ist spitz oval, der rechte Mundrand verdickt und innen geferbt. Der linke Mundrand bedeckt ein wenig die Spindel. An seinen oberen Enden befindet sich eine Falte.

In der Ziegelei von Kluge selten; aus der früheren Fortuna-Ziegelei nicht bekannt. Bei Biszkupitz im Versuchsschacht Nr. 7 der Gottesegen-Gaimeigrube von Ferd. Roemer erwähnt. (Vergl. Geologie von Oberschlesien, S. 380, Taf. 47, Fig. 17.)

Im Wiener Becken im Ziegel von Baden ziemlich häufig.

Größe 18 mm, Breite 9,5 mm, Höhe des letzten Umganges 9 mm.

*Murex tortuosus* Sow.

Taf. 1, Fig. 15 a und 15 b.

Die von Quijotov \*) als *Murex tortuosus* von Alt-Gleiwitz beschriebene Form ist auf Tafel 1, Fig. 15 a und 15 b abgebildet. Die oberschlesischen Exemplare sind viel kleiner und schlanker als die von M. Hoernes \*\*) aus dem Wiener Becken beschriebenen und weniger plump als die galizischen Arten, die Friedberg \*\*\*) beschreibt. Die Übereinstimmung der oberschlesischen Typen mit denen der beiden Fundplätze ist jedoch kaum anzusehen.

In beiden Ziegeleien von Alt-Gleiwitz sehr selten, sonst in Oberschlesien unbekannt.

Größe 28 mm, Breite 13,5 mm, Höhe des letzten Umganges 18 mm.

*Mitra Borsoni* Bell. var. *ornata* Quitz.

Taf. 1, Fig. 16 a und 16 b.

Die auf Tafel 1, Fig. 16 a und 16 b abgebildeten beiden Exemplare zeigen die schön verzierten, zierlichen Gehäuse, welche Quijotov \*) als *Mitra Borsoni* Bell. var. *ornata* beschrieben hat.

In beiden Ziegeleien von Gleiwitz nicht häufig. Weitere Fundstellen in Oberschlesien sind nicht bekannt. Im Wiener Becken ist sie im Ziegel von Baden nicht selten.

Größe des größten Exemplars: 18,5 mm, Breite 6 mm, Höhe der letzten Windung 10 mm.

Größe des kleinsten Exemplars: 12,5 mm, Breite 4 mm, Höhe der letzten Windung 6 mm.

*Cancellaria cf. contorta* Bast.

Taf. 1, Fig. 17.

1825. *Cancellaria contorta* Basterot. Mémoire géol. sur les Environs de Bordeaux, p. 47. t. 2, f. 3.

1837. *Cancellaria buccinula* Pusch. Polens Palaeontologie, pag 129. Taf. XI, Fig. 18.

1853. *Cancellaria contorta* Mayer in Studer. Geologie der Schweiz, Bd. II, S. 453.

1856. *Cancellaria contorta* M. Hoernes. Foss. Moll. Tert.-Beck. Wien I, S. 311. Taf. 34, Fig. 7, 8.

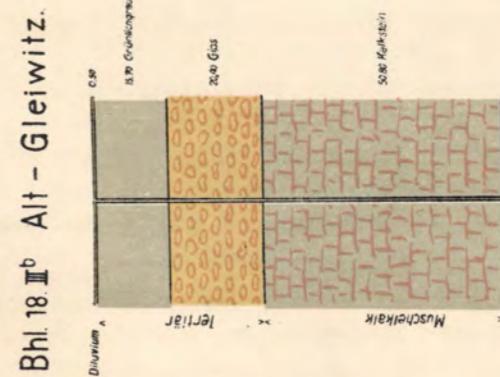
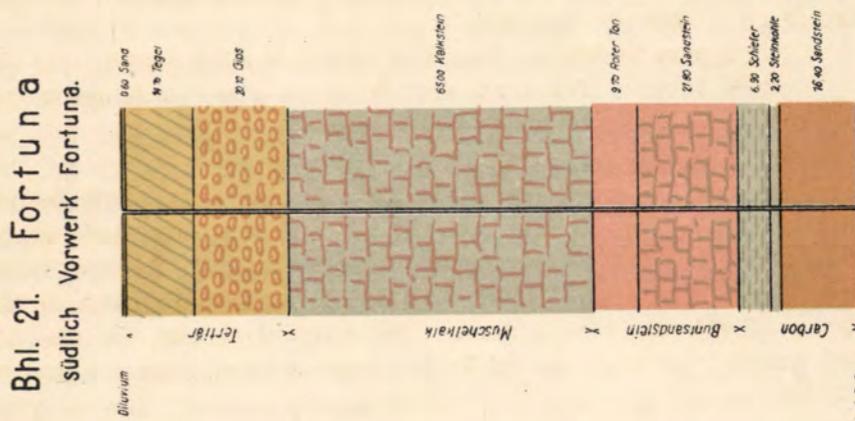
\*) W. Quijotov. Die Fauna d. mar. Miocäns von Alt-Gleiwitz. Ein Beitrag zur Altersfrage des oberschlesischen Tertiärs. Jahrb. d. Preuß. Geol. Landesanst., Bd. XLI, Teil II, Heft 1, S. 13 bezw. S. 10.

\*\*) M. Hoernes. Foss. Moll. Tert.-Beck. Wien I, S. 249, Taf. 25, Fig. 12.

\*\*\*) Friedberg. Moll. Mioc. Pol. I, S. 164, Taf. X, Fig. 1, 2.

Gleiwitzer Jahrbuch  
1927

Tafel XXIX



Ungefährer Maßstab 1 : 1600

Die Schale ist buccinumartig, bauchig zugespitzt. Die embryonalen und die Mittelwindungen sind bei dem einzigen vorliegenden Exemplar nicht erhalten. Die vorletzte und die Schlusswindung sind mit stark hervortretenden Längsrippen bedeckt, die in den Kreuzungspunkten mit den Längsrippen knotenförmige Verdickungen bilden. In dem vorletzten Umgange und in der Schlusswindung sieht man zwischen den Querstreifen noch eine feinere Querlinie. Die Mündung ist oval, der rechte Mundrand verdickt und innen geribbt. Die Spindel trägt 3 schiefe, nach oben gerichtete Falten, von denen die oberste ungefähr in der Mitte der Mündung sich befindet. Die Spindellamelle ist etwas verdickt, der Nabel rinnenförmig. Die Abbildung bei Hoernes zeigt die typischen Merkmale der Form. Fundort Kluges Ziegelei. Sonst in Oberschlesien nicht bekannt. Im Wiener Becken häufig, besonders bei Enzesfeld.

Größe des abgebildeten Exemplars: ca. 25 mm, Breite 14 mm, Höhe der letzten Windung 13 mm.

*Terebra acuminata* Borson.

Taf. 2, Fig. 4.

- 1820. *Terebra acuminata* Borson. Saggio di Oriff. Piem. Mem. della Accad di Torino, t. XXV, p. 224, t. 1, f. 17.
- 1840. *Terebra acuminata* Grataloup. Atlas conch. foss. du bassin de l'Adour, t. 35, f. 30 a,
- 1852. *Terebra tesselata* D'Orbigny. Prodrôme de Paléontologie stratigraphique, t. III, p. 88, Nr. 1630.
- 1856. *Terebra acuminata* M. Hoernes. Foss. Moll. Tert.-Beck. Wien I, S. 130 Fig. 22, 23, 24 a, b.

Die Schale turmähnlich, schlank zugespitzt, hat 15 staffelförmig abgesetzte Umgänge, deren letzter klein ist und mit wenig ausgebuchteten, fast senkrechten Längsrippen versehen ist. Unterhalb jedes Umganges befindet sich eine scharf hervortretende Rinne parallel der Nahtbinde. Die Längsstreifen, die in die Nahtbinde hineinreichen, bilden am oberen Teile des Gewindes längliche Knoten. Die Mündung ist vierseitig, die Außenlippe scharf, der Kanal kurz und gebogen, die Spindel stark gedreht. In der Abbildung bei Hoernes stehen die Längsstreifen schiefer. In Oberschlesien bisher nicht bekannt. Aus Kluges Ziegelei liegt ein Exemplar vor. Im Wiener Becken nicht häufig. Diese Art soll noch lebend vorkommen.

Größe des abgebildeten Exemplars: Länge 27,5 mm, Breite 6,3 mm, letzter Umgang 6,0 mm.

*Conus Dujardini* Desh.

Taf. 2, Fig. 5 a und 5 b.

- 1831. *Conus acutangulus*. Deshayes in Appendix to Lyell's. Principles of Geology Pag. 4.
- 1845. *Conus Dujardini* Desh. Lamark. Animaux sans. vert. 2 édit. Vol. XI, Pag. 158.
- 1856. *Conus Dujardini* M. Hoernes. Foss. Moll. Tert.-Beck. Wien I, S. 40, Tafel V, Fig. 3, 5, 6, 7, 8.



Der schlank, glatte *Conus* hat bei Fig. 5a ein treppenförmiges, bei 5b ein mehr turmförmiges Gewinde. Es nimmt etwa den dritten Teil der Schale ein. Mündung lang und schmal mit glatter Innenlippe. Basis transversal gefurcht. Die Beschreibung und Abbildungen bei M. Hoernes stimmen mit der oberschlesischen Form gut überein. Aus Kluges Ziegelei liegen nur 2 Exemplare vor; von der alten *Fortuna*-Ziegelei nicht bekannt. Unter den vom Hütteninspektor a. D. G. Schneider, Gleiwitz, gesammelten Stücken fand Ferd. Roemer auch *Conus Dujardini*.\*). Im Wiener Becken in 4 Varietäten weit verbreitet bei Gainsföhren, Enzesfeld, Steinabrunn und Nikolsburg.

Größe von 5a: 25 mm lang, 10 mm breit. Letzter Umgang 18 mm.  
Größe von 5b: 15,5 mm lang, 7 mm breit. Letzter Umgang 10,5.

*Conus ventricosus* Brönn.

Taf. 2, Fig. 6.

1831. *Conus ventricosus* Brönn. Italiens Tertiär-Gebilde. Pag. 13, Nr. 17.  
1837. *Conus ventricosus* Hauer. Verzeichnis in Leonhard und Brönn's Jahrb. Pag. 416, Nr. 1.  
1848. *Conus ventricosus* Hoernes. Verzeichnis in Czjzek's Erläuterungen, Pag 16, Nr. 101.  
Conus ventricosus Brönn u. 104 *Conus Vindobonensis* Partsch.  
1856 *Conus ventricosus* M. Hoernes. Foss. Moll. Tert.-Beck. Wien I, S. 32, Taf. III. Fig. 5a—c, 6a—c, 7a—c, 8.

Die verkehrt kegelförmige Schale erscheint etwas aufgeblasen. Das Gewinde ist weniger schlank und nicht so erhaben, als die vorige Form, im Profil concav und zugespitzt. Mündung lang und schmal, die Zuwachsstreifen auf der Außenlippe bilden einen bogenförmigen Rand.

Nur ein Exemplar aus Kluges Ziegelei liegt vor, welches gute Übereinstimmung mit der Wiener Form zeigt. Sonst aus den glaukonitischen tertiären Mergeln des Hauptschlüsselstollens bei Zabrze durch Ferd. Roemer\*\*) beschrieben.

Größe des abgebildeten Exemplars: 40 mm lang, 18 mm breit. Letzter Umgang 30,5 mm.

*Lamellibranchiata.*

I. *Anisomyaria*. Neumayr.

*Pecten elegans* Andrz.

Taf. 2, Fig. 7a bis 7c.

1830. *Pecten elegans* Andrzejowski. Notice sur coqu. foss. de Volhyn-Podol. II. pag. 102, tab. V, Fig. 5 u. 6.  
1848. *Pecten elegans* Brönn. Index palaeontologicus. pag. 923.  
1853. *Pecten elegans* Eichwald. Lethaea Rossica, Vol. III, pag. 62, tab. IV, fig. 3.

\*) Vergl. F. Roemer, Geologie von Oberschlesien S. 387.

\*\*) Vergl. F. Roemer. Geologie von Oberschlesien S. 379.

1860. *Pecten sarmentilius* Reuss. Die marin. Tertiärsch. Böhmens. (Sitzungsber. d. kaiserl. Akademie.) Bd. 39, p. 236.  
1870. *Pecten elegans* M. Hoernes. Foss. Moll. Tert.-Beck. Wien II, S. 416, Taf. 64, Fig. 6.  
1906. *Chlamys elegans* Friedberg. Młodszy Mioc. Galiz. Zach, S. 92.  
1920. *Pecten elegans* W. Quitzow. Die Fauna d. marin. Mioc. v. Alt-Gleiwitz, Jahrb. d. Preuss. Geol. Landesanstalt, Bd. XLI, Teil II, Heft 1, S. 26. Taf. 1. Fig. 3, 4.

Das Gehäuse ist dick, ungleichseitig und stark gewölbt. Die beiden Dreiecksseiten sind etwas nach der Mitte eingebogen. Beide Klappen sind mit 13—15 gerundeten starken Rippen versehen, die sich in der unteren Hälfte in 4 feine Leisten auflösen. Der Wirbel ist spitz und reicht nur wenig über den geraden Schloßrand hinaus. Die Oberlippe zeigt zu beiden Seiten des Wirbels eine Wulst, die aus einem Büschel von Radialrißpenn besteht. Die Unterklappe hat die Wulst nicht. Die Schloßkanten bilden einen Winkel von etwa 100 Grad. Die Ohren sind mäßig groß, an der rechten Klappe ungleich, an der linken gleich, sie zeigen Spuren von Radialstreifung. Das vordere Ohr der rechten Klappe ist verlängert und hat einen Byssusausschnitt. Ligamentgrube ist dreieckig und tief, beiderseits von einer Ligamentfurche flankiert. Die Rippung der Schale ist weit, jedoch etwas schmäler als die Furchen. Rippen sowohl wie Zwischenräume werden von concentrischen, engstehenden lamellenartigen Zuwachsstreifen bedeckt. Das Schaleninnere zeigt starke Radialfurchen mit schwächeren Zwischenräumen.

In beiden Ziegeleien sehr selten. Aus anderen oberschlesischen Fundorten nicht bekannt. Im Wiener, sowie im böhmischen und galizischen Miocän sehr häufig. Von Hotubica liegen mit 2 rechte und eine linke Klappe in vorzülicher Erhaltung vor, die vollständig, auch in den Größenverhältnissen, mit den hiesigen Formen übereinstimmen. In der Quitzow'schen Monographie über Alt-Gleiwitz, die erst nach seinem Tode von der Geolog. Landesanstalt veröffentlicht wurde, ist die Abbildung von *Pect. elegans* mit der von *Pect. scissus* var. *podolicus* auf Tafel 1 verwechselt worden. *Pecten elegans* ist in Fig. 5 und 6, *Pecten scissus* Favre var. *podolicus* Quitz. in Fig. 3 u. 4 abgebildet und nicht umgekehrt.

Größe der abgebildeten Exemplare:

- Fig. 6a: 38 mm hoch, 38 mm breit;  
Fig. 6b: 35 mm hoch, 37 mm breit;  
Fig. 6c: 28 mm hoch, 27 mm breit.

Eine Varietät zu *Pecten elegans* Andrz. zeigt Fig. 12 auf Tafel 2. Sie weicht von der Hauptform durch die Struktur der Rippen ab. Die Form ist verwandt mit *Pecten Lomnicki* Hilber (Tafel III, Fig. 3\*), sie unter-

\*) Hilber. Neue und wenig bekannte Conchyl. a. d. östgal. Mioc. Wien 1882.

scheidet sich aber durch die kleinere Zahl und größere Breite der Rippen. *Pecten Lomnicki* hat 19 runde Rippen.

Größe des abgebildeten Exemplars: Höhe 36 mm, Breite ca. 37 mm.

*Pecten elegans* Andrz. var. *fascicularis*.

Taf. 2, Fig. 8.

Die vorliegende linke Klappe aus der Ziegelei von Kluge steht der vorigen *Pecten elegans* Andrz. in ihrer ganzen Form sehr nahe, weicht aber in der Anzahl der Rippen von ihr ab. *Pecten elegans* hat 13—15 Rippen, während diese Klappe nur 10 Rippen besitzt. Die rundlich stark hervortretenden Rippen bestehen aus einem Bündel von etwa 20 zarten Radialstreifen. In den Zwischenfurchen, welche die gleiche Breite der Rippen haben, treten in der oberen Hälfte der Schale 2—4 feine Zwischenrippen auf, von denen eine weit nach dem Wirbel hinaufreicht. Auch eine feine Granulierung, hervorgerufen durch Kreuzung der Zwischenrippen mit concentrischen Streifen, ist in den Zwischenfurchen erkennbar. Diese Kreuzungsstellen sind ferner noch verdickt. Die Ohren sind mit feinen concentrischen Streifen geziert. Die anderen Merkmale sind die gleichen wie bei *Pecten elegans*.

Größe des abgebildeten Exemplars: 34,5 mm hoch, 32 mm breit.

*Pecten (Pseudamussium) Richthofeni* Hilber.

Taf. 2, Fig. 9a und 9b.

1882. *Pecten (Pseudamussium) Richthofeni* Hilber. Ostgal. Mioc. S. 30, Taf. III, Fig. 19, IV, Fig. 1.

1920. *Pecten (Pseudamussium) Quitzow*. Die Fauna des marin. Mioc. v. Alt-Gleiwitz Jahrb. d. Preuss. Geol. Landesanst. Bd. XLI, Teil II, Heft 1, S. 33, Taf. 1, Fig. 10—11.

Als Ergänzung der Abbildungen auf Tafel 1, Fig. 10 und 11 der Beschreibung von Quitzow, die nur zwei rechte Klappen zeigen, sollen die beiden Abbildungen auf Tafel 2, Fig. 8a u. 8b dienen, die beide linke Klappen darstellen.

Größe von 8a: 44 mm hoch, 42 mm breit.

Größe von 8b: 37 mm hoch, 35 mm breit.

In beiden Ziegeleien sehr selten. Von anderen oberschlesischen Fundpunkten nichts bekannt; ebenso unbekannt im Wiener Becken.

*Pecten Lilli Pusch. var. tenuipennatus*.

Taf. 2, Fig. 10.

1920. *Pecten Lilli Pusch. var. triscissus Quitz.* Die Fauna d. marin. Mioc. von Alt-Gleiwitz. Jahrb. d. Preuß. Geol. Landesanst. Bd. XLI, Teil II, Heft 1, S. 31, Taf. 1, Fig. 8.

Die Schalenberippung ist von *Pecten Lilli*, bezw. *P. Lilli* var. *triscissus* Q. durch das Auftreten der größeren Zahl und geringeren Breite der Rippen

so sehr unterschieden, daß ihre Selbständigkeit nicht fraglich erscheint. Die flache rechte Schale erscheint fast gleichmäßig mit feinen Rippen bedeckt zu sein. Bei genauerer Untersuchung sieht man aber, daß die Verrippung aus Bündeln von 3—4 Rippen besteht, zwischen die sich noch zartere Zwischenrippen schieben. Nur der linke Schalenrand zeigt 2—3 geteilte Rippen, nicht aber auch der rechte, wie bei *Pecten Lille* var. *triscissus* Q. Auch eine Zweiteilung der Rippen am unteren Schalenrande ist nur an wenigen Rippen erkennbar. Ferner abweichend ist bei dieser neuen Form das Hinaufreichen der zarten Zwischenrippen bis zum Wirbel. Die ganze Oberfläche der Schale zeigt eine concentrische dachziegelartige Beschuppung. Aus Kluges Ziegelei eine rechte Klappe.

Größe des abgebildeten Exemplars: Höhe 34,5 mm, Breite 34,0 mm.

*Pecten (Vola) Besseri* Andrz. var. *palaeogliwicensis*.

Taf. 4, Fig. 1 u. 2.

1850. *Pecten Besseri* Andrzejowski. Notice sur quelq. coq. foss. de Volhyn. Padol. (Bull. Soc. Nat. Moscou, II, pag. 103, tab. 6, Fig. 1).  
 1848. *Pecten Besseri* Bronn. Index palaeontologicus (Nomenclator) pag. 920.  
 1853. *Pecten arenicola* Eichwald. Lethaea Rossica, Vol. III, pag. 61, tab. IV, Fig. 1.  
 1870. *Pecten Besseri* M. Hoernes. Foss. Moll. Tert-Beck. Wien II, S. 404, Taf. 62, 63, Fig. 1—5.  
 1882. *Pecten Besseri* Hilber. Neue und wenig bekannte Conchyl. a. d. ostgal. Mioc. Seite 30, Taf. IV, Fig. 3, 4.

Es liegen mir nur zwei Bruchstücke der rechten und eins der linken Klappe der für Alt-Gleiwitz neuen, großen *Pecten* vor.

Das Gehäuse ist gleichseitig, fast kreisrund, ungleichflappig. Die rechte Klappe ist schwach gewölbt, die linke fast eben, gegen den Wirbel verflacht. Vom Wirbel gehen 19 bezw. 20 nahezu vierseitige, breite, nicht sehr kräftige Rippen aus, welche sich nach dem Rande zu verflachen. Die Zwischenräume der Rippen sind etwas breiter als die Rippen. Beide sind glatt, radiale Furchen oder concentrische Lamellen sind nicht erkennbar, da beide Schalen ziemlich abgerieben sind. Die Ohren der rechten Klappe sind klein und gleich groß. Der Wirbel reicht wenig über dem geraden Schloß hervor. Die Rippen der linken Klappe sind etwas weisser als die der rechten. Nahe steht die oberschlesische Form der von M. Hoernes auf Seite 404 beschriebenen und auf Tafel 62 und 63 abgebildeten *Pecten Besseri* Andrz.; nur die beiderseitigen Ohrenteile auf der Innenseite der rechten Klappe sind in seiner Abbildung, Fig. 5 breiter als die des Alt-Gleiwitzer Exemplars. Auch der Querschnitt Fig. 3 lässt die linke Klappe gewölpter erscheinen als die vorliegende. Mit der Beschreibung von Hilber und mit seiner Abbildung auf Tafel IV, Fig. 4a stimmt die linke Klappe der oberschlesischen Form gut überein, während die rechte Klappe, Fig. 3a

schmälere Zwischenfurchen hat als das Alt-Gleiwitzer Exemplar. Hilber hält die von M. Hoernes gezeichnete Form nicht identisch mit *Pecten Besseri*.

Salomon, Grundzüge der Geologie II, bildet auf Tafel XV, Fig. 2, eine rechte Klappe von *Pecten Besseri* ab, die gut mit der von Alt-Gleiwitz übereinstimmt. Die linke flache Klappe hat große Ähnlichkeit mit der *Pecten Jacobaeus* Lam. aus dem italienischen Pliocän, aus dem mir zwei linke Klappen, eine sehr große von Palermo und eine gleich große, wie Fig. 2 der Abbildung, von Messina vorliegen. Von der *Pecten Lenzi* Hilber\*) weicht die oberschlesische Art weniger in der Form, als in Einzelheiten der Schalenstruktur stark ab, so daß eine Identifizierung mit ihr nicht möglich ist.

Größe der abgebildeten rechten Klappe aus der Ziegelei von Kluge Fig. 1: Höhe 76 mm, Breite ca. 80 mm.

Zu *Pect. Besseri* Andrz. var. *palaeogliwicensis* gehört auch das Bruchstück Fig. 11, auf Tafel 2.

#### *Ostrea cochlear* Poli.

Taf. 3, Fig. 1 a—d und 2 a—c.

- 1791. *Ostrea cochlear* Poli. Test. utr. Sic. II, S. 179, Taf. 28, Fig. 28.
- 1867. *Ostrea navicularis* Reuss. Fauna v. Wieliczka. S. 128.
- 1870. *Ostrea cochlear* M. Hoernes. Foss. Moll. Tert.-Beck. Wien II, S. 435, Taf. 68 Fig. 1—3.
- 1897. *Pycnodonta cochlear* Poli var. *navicularis* Br. Sacco. Moll. terz. Piem., Bd. 23, S. 22, Taf. 8, Fig. 2—6.
- 1920. *Ostrea cochlear* W. Quitzow. Die Fauna d. marin. Mioc. v. Alt-Gleiwitz. Jahrb. d. Preuß. Geolog. Landesanst. für 1920. Bd. XLI, Teil II, Heft 1, S. 25.

Bei Bearbeitung der Fauna des marinen Miocäns von Alt-Gleiwitz lagen Quitzow nur eine Unterschale und zwei Ober schalen zur Bestimmung vor. Inzwischen haben sich die Funde in der Kluge'schen Ziegelei gehäuft. Eine größere Zahl von Schalen in verschiedenen Varietäten liegt vor, von denen einige auf Tafel 3 abgebildet sind. Die untere linke Klappe ist stark gewölbt, auch fahnförmig, während die Oberklappe viel kleiner, dünner und deckelförmig ist. Sie liegt tief in der Höhlung der Unterklappe. Eine fahnförmige Unterklappe, die sehr einer *Gryphaea* ähnelt, eignete sich nicht zur Abbildung, da sie durch einen Überzug von Serpeln und Celleporen sehr verunstaltet ist. In der alten Fortuna-Ziegelei war *Ostrea cochlear* selten, in der Ziegelei von Kluge ist sie häufiger. Auch in der Ziegelei östlich von Beuthen, auf der nördlichen Seite der Kunststraße nach Laurahütte, kam sie vor. Ferdinand Roemer beschreibt ihr Vorkommen von mehreren oberschlesischen Fundorten. Im Ostrauer Ziegel ist sie häufig, auch im Wiener

\*) *Pecten Lenzi* Hilber. Ostgaliz. Mioc., Wien 1882, Taf. III, Fig. 7, 8.

Becken nicht selten. Die lebende *Ostrea cochlear* ist im Mittelmeer weit verbreitet. Sie findet sich im tiefen Wasser bis zu 1000 Faden Tiefe.

Tafel 3, Fig. 1 a bis 1 d Unterklappe.

Tafel 3, Fig. 2 a bis 2 b Oberklappe.

Tafel 3, Fig. 2 c Oberklappe auf einer Unterklappe aufgewachsen.

Größe der größten flachen Unterklappe 2 a: 75 mm lang, 45 mm breit, ca. 1,5 mm dic.

Größe der größeren bauchigen Oberklappe 1 c: 53 mm lang, 35 mm breit, 15 mm hoch, ca. 5 mm dic.

Größe der nicht abgebildeten fahnförmigen Oberklappe: 70 mm lang, 58 mm breit, 26 mm hoch, und etwa 2—3 mm dic.

#### *Ostrea digitalina* Dub.

Taf. 3, Fig. 3 a und 3 b.

- 1831. *Ostrea digitalina* Dubois de Montpereux. Conchiol. foss. etaperçu géognost. des format. du plateau Volhyni-Podolien, S. 74, Taf. 8, Fig. 13, 14.
- 1853. *Ostrea digitalina* Eichwald. Lethaea Rossica, III, S. 58, Taf. 3, Fig. 14—17.
- 1870. *Ostrea digitalina* M. Hoernes. Foss. Moll. Tert.-Beck. Wien II, S. 447, Taf. LXXIII, Fig. 1—9.
- 1920. *Ostrea cf. digitalina* W. Quitzow. Die Fauna d. mar. Mioc. von Alt-Gleiwitz. Jahrb. d. Preuß. Geolog. Landesanst. für 1920. Bd. XLI, Teil II, Heft 1, S. 26.

W. Quitzow hat die *Ostrea digitalina* nicht näher beschrieben, da ihm nur eine schlecht erhaltene Unterschale vorlag. Auf Tafel 3 ist in Fig. 3 a ein wohl erhaltenes Stück, Unterschale mit darin liegender Oberschale, abgebildet. Fig. 3 b ist eine Unterschale mit flügelartigem Fortsatz.

Diese sehr veränderliche, formenreiche Art ist schwer zu beschreiben, da fast jedes Stück anders geartet ist. Die Unterklappe der vollständigen auf Tafel 3, Fig. 3 a abgebildeten *Ostrea digitalina* ist mäßig tief mit verlängertem Wirbel, der seitwärts hin nach der Analseite gefräummt ist. An der Gegenseite ist ein kleiner, kurzer Flügel ausgebildet. Vom Wirbel aus gehen etwa 14 radialstrahlige Rippen aus. Alle Rippen erreichen nicht den Wirbel, einige sind kürzer und verzweigen sich nach der Schalenmitte zu oder gabeln sich. Am Schalenende bilden die wellenförmigen Rippen einen gebogenen, gekräuselten Rand. Über die Rippen verlaufen in weiten Abständen concentrische Anwachsstreifen, die oft aufgeblättert sind. Die Bandgrube ist dreieckig und quergestreift. Der Muskeleindruck ist spitz-oval. Sie liegt in der Mitte der Schalenlänge. Die Oberklappe ist viel kleiner und dünner als die Unterklappe, länglich oval, mit einer nach der Analseite verlängerten Spize. Die ganze flache Schale hat auf der Außenseite keine Rippen, sie ist nur mit glatten concentrischen Anwachsstreifen bedeckt.

Die Unterklappe Fig. 3 b ist wesentlich tiefer als die von Fig. 3 a. Ihr wenig verlängerter Wirbel ist unmerklich gefräummt, dagegen dehnt sich

die Schale am Wirbel zu einem Flügel aus. Die Oberseite ist mit etwa 10 radialstrahligen welligen Rippen bedeckt, die sich im unteren Drittel der Schale gabeln, so daß am Rande etwa 14 Rippen zu zählen sind. In weiten Abständen laufen über die Rippen concentrische Anwachsstreifen. Die Bandgrube ist sehr kurz und schief verzogen.

Muskeleindruck seicht, eiförmig, am oberen Ende in eine wenig deutliche Spitze auslaufend.

In der Fortuna-Ziegelei nicht bekannt, in Kluges Ziegelei nur im nördlichen Teil der Grube in 6 Exemplaren gefunden. Sonst in Oberschlesien unbekannt. Im Wiener Tegel und in Galizien häufig. Im Ostrauer Tegel selten.

Größe der abgebildeten Exemplare:

Tafel 3, Fig. 3 a Unterklappe: 67 mm lang, 45 mm breit, 12 mm hoch.

Fig. 3 a Oberklappe: 50 mm lang, 38 mm breit, 6 mm hoch.

Fig. 3 b Unterklappe: 52 mm lang, 47 mm breit, 15 mm hoch.

## II. Homomaria.

*Cardita rudista* Lam.

Taf. 4, Fig. 3.

1819. *Cardita rudista* Lamarck. Hist. nat. des Anim. sans vert. Vol. VI, pag. 23, Nr. 7.

1829. *Venericardia aculeata* Eichwald. Zool. spec. Ross et Poloniae, Vol. I, p. 282, tab. 4, fig. 18.

1837. *Venericardia intermedia* J. v. Hauer. Foss. Tierr. im Tert.-Becken v. Wien L. und Br. Jahrb. p. 661, Nr. 95

1848. *Cardita rudista* Bronn. Index palaeontologicus (Nomenclator), pag. 227.

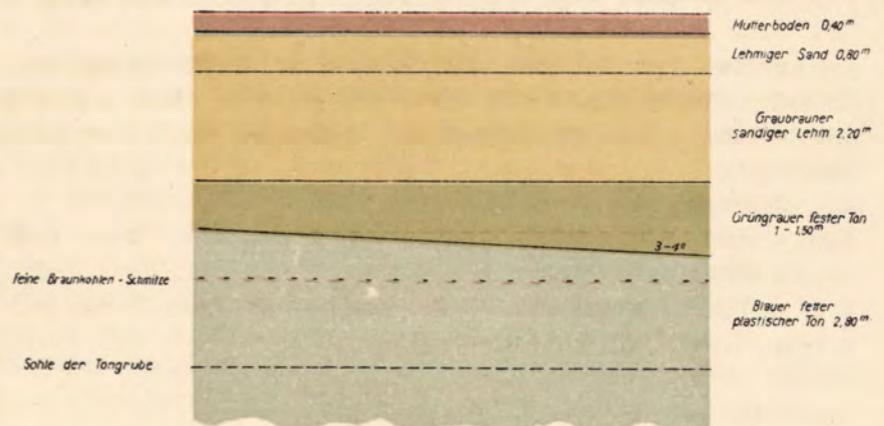
1870. *Cardita rudista* Hoernes Foss. Moll. Tert.-Beck. Wien II, S. 268, Taf. XXXVI, Fig. 2 a—d.

Die trapeziodisch länglich schiefe Schale mit stark nach vorn gerücktem Wirbel ist stark gewölbt. Die Oberfläche mit 15 runden gegen den Schalenrand an Stärke zunehmenden Rippen bedeckt, die am Wirbel fast glatt sind, nach der Mitte zu längliche Knoten bilden und nach dem unteren Rand zu sich in hohlsiegelartige Wülste verstärken. Die Zwischenräume der Rippen sind mit lamellenartigen, faltigen, nach oben aufgebogenen Anfatzstreifen bedeckt, die auch im unteren Teile der Schale über die Rippen gehen. Lunula ist klein, Area nicht vorhanden. Das Schloß ist kräftig, die einzige vorliegende linke Klappe aus der Ziegelei von Kluge zeigt eine tiefe Zahngroße, die von zwei ungleichgroßen schrägstehenden Zahnen begrenzt wird. Die nicht sehr stark ausgeprägten Muskeleindrücke sind oval. Der innere Schalenrand ist wellig gezähnt.

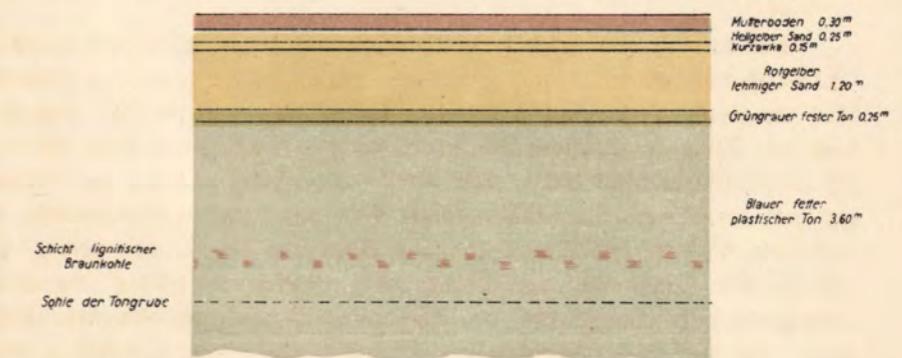
Für Alt-Gleiwitz neu, ebenso von anderen oberschlesischen Fundorten nicht bekannt. Im Wiener Tertiär nicht selten. Lebend im Adriatischen Meere in bedeutender Tiefe, nördlich von Zara.

Größe der abgebildeten linken Klappe: Länge 26 mm, Breite 25,5 mm,

## Profil durch die nördliche Wand in der Kluge'schen Ziegelei bei Alt - Gleiwitz.



## Nordostseite am Eingang in die Tongrube.



Ungefährer Maßstab 1:150

## Cardita cf. scalaris Sow.

Taf. 4, Fig. 8 a, 8 b, 9, 10 a und 10 b

1825. Venericardia scalaris Sowerby, Mideral. Conchology of Great Britain, Vol. V, p. 146, tab. 490, Fig. 3.  
 1837. Venericardia scalaris Pusch. Polens Palaeontologie, pag. 69.  
 1856. Cardita scalaris M. Hoernes. Foss. Moll. Tert.-Beck. Wien II, S. 279, Taf. XXXVI, Fig. 12a, b.

Die ungleichseitige dicke Klappe ist schief oval mit wenig vorstehendem, eingerollten Wirbel. Die Oberfläche zeigt 19—21 flach gewölbte Radialrippen, die durch schmale Furchen voneinander getrennt sind. In gewissen Zwischenräumen werden diese Furchen von quer verlaufenden Zwischenstreifen übersezt. Die Oberfläche bekommt dadurch ein forbgeflechtartiges Aussehen. Das kräftige Schloß besteht aus einem stark hervortretenden dreieckigen Bahn, welcher der gleichgebildeten Grube der linken Klappe entspricht. Die Muskeleindrücke sind schwach, doch deutlich sichtbar. Der Rand ist nicht merklich mehr als der Wirbel gefurcht. Im Innern der Schale sind die Furchen nur am unteren Rande kennlich, er erscheint gezähnt. Die Jugendform Fig. 8a, 8b und 9 zeigt weniger das forbgeflechtartige Aussehen. Die engstehenden concentrischen Querfurchen der Rippen bilden bei dieser sehr schmale Rechtecke. Es liegen 3 linke und 2 rechte Klappen aus Kluges Ziegelei vor. Aus anderen öberschlesischen Fundpunkten nicht bekannt. Die öberschlesischen Funde zeigen mit den Wiener Formen gute Übereinstimmung.

Größe von Fig. 8a: Höhe 11 mm, Breite 11 mm.

Größe von Fig. 8b: Höhe 13,5 mm, Breite 14 mm.

Größe von Fig. 9: Höhe 17 mm, Breite 17 mm.

Größe von Fig. 10a: Höhe 23 mm, Breite 23 mm.

Größe von Fig. 10b: Höhe 24 mm, Breite 25 mm.

## Isocardia cor. Linné.

Taf. 4, Fig. 13.

1766. Chama cor Linné. Systema naturae, editio XII, pag. 1137, Nr. 154.  
 1819. Isocardia cor Lamarck. Hist. nat. des Anim. sans vertèbres, Vol. VI, pag. 31, Nr. 1.  
 1870. Isocardia cor M. Hoernes. Foss. Moll. Tert.-Beck. Wien II, S. 163, Taf. XX, Fig. 2a-d.  
 1900. Isocardia cor Sacco, Moll. terz. del Piem., Bd. 28, p. 3. Taf. I, Fig. 1—4.  
 1920. Isocardia cor Quitzow. Die Fauna d. marin. Mioc. v. Alt-Gleiwitz, Jahrb. d. Preuss. Geol. Landesanst. Bd. Bd. XLI, Teil II, Heft 1, S. 46.

Das feinschalige Gehäuse der Isocardia cor. ist so brüchig, daß ganze Exemplare fast gar nicht zu finden sind. Quitzow haben auch nur Schalenbruchstücke bei seiner Bearbeitung der Alt-Gleiwitzer Funde vorgelegen. Auf Tafel 4, Fig. 13 ist ein vollständiges Gehäuse aus der Ziegelei von Kluge abgebildet.

Das Gehäuse ist herzförmig, hoch gewölbt, ungleichseitig und lässt keine concentrische Radial- und Zwachsstreifen erkennen. Wirbel stark angeschwollen, nach vorne und außen gekrümmmt. Das Schloß besteht in der rechten Klappe aus zwei verlängerten liegenden Schloßzähnen und einem hinteren leistenartigen Seitenzahn. Die runden Muskeleindrücke sind kräftig. Mantellinie schwer erkennbar.

In beiden Ziegeleien häufig. Bei Laband, nordwestlich Gleiwitz, wurde beim Abteufen eines Versuchsschachtes auf Gips, ebenso in dem Versuchsschacht Nr. 7 der Gottesegen-Galmeigrube bei Biskupitz, die *Isocardia cor* gefunden. Nach Quistorp ist sie auch von Gleiwitz, Dirschel und Schreibersdorf bei Troppau bekannt. Im Wiener Becken selten, häufiger in den Ziegelablagerungen bei Gainfahren.

Lebend kommt diese Art in den europäischen Küsten, hauptsächlich im adriatischen und Mittelmeere vor.

Größe der abgebildeten rechten Klappe: Höhe 48 mm, Breite 40 mm.

*Lucina lamellosa* nov. sp.

Taf. 4, Fig. 4.

Fundort: 1 Exemplar aus Kluges Ziegelei.

Die linsenförmige Schale ist fast kreisrund, schwach gewölbt. Die Oberfläche ist mit zahlreichen Zwachsstreifen bedeckt, die am Wirbel enge, nach dem unteren Schalenrande zu wesentlich weiter voneinander stehende concentrische Lamellen bilden. Das Schloß zeigt nur schwache verkümmerte Zähne. Vorderer und hinterer Muskeleindruck lang und schmal. Der Mantelrand ist glatt.

Aus Oberschlesien bisher nicht bekannt. Sie zeigt auch keine Übereinstimmung mit Luciniden anderer miocäner Vorkommen.

Größe der abgebildeten linken Klappe: Höhe 27 mm, Breite 29 mm.

*Lucina palaeogliwicensis* nov. sp.

Taf. 4, Fig. 5.

Die runde aufgetriebene Schale ist flügelartig verlängert und mit zahlreichen concentrischen lamellenartigen Streifen bedeckt. Der Abstand dieser Lamellen nimmt vom Wirbel nach dem unteren Schalenrande nur unbedeutlich zu. In der Schalenmitte der vorliegenden rechten Klappe befindet sich eine Furche, die winkelige runzliche Verzierung der Lamellen hervorruft. Das Schloß besteht aus 2 Zähnen, von denen der vordere Zahn gespalten ist. Der linke Muskeleindruck ist länglich, der rechte oval. Am meisten nähert sich die Form noch der *L. tenuistria* Heb. aus dem Mainzer Becken, welche aber keine so ausgesprochene flügelartige Verlängerung der Schale hat. Eine Identifizierung mit dieser Form kommt nicht in Frage.

Das in der Ziegelei von Kluge gefundene Stück ist für Oberschlesien neu. Im Wiener Becken und Galizien kommt keine ähnliche Form vor. Größe des abgebildeten Exemplars: Höhe 27 mm, Breite 29 mm.

*Lucina cf. miocenica* Micht.

Taf. 4, Fig. 6.

1839. *Lucina miocenica* Michelotti. Brevi cenni di Brachiopodi ed Acefali (Ann. delle Sc. L. Ven. V, pag. 24.)  
 1860. *Lucina miocenica* Reuss. Die marian. Tertiärsch. Böhm. (Sitzgsb. d. Kais. Akad. Bd. 39, p. 42, Nr. 86.)  
 1870. *Lucina miocenica* M. Hoernes. Foss. Moll. Tert-Beck. Wien II, S. 228 Taf. XXXIII, Fig. 3a—c.

Die kleine gewölbte Schale ist fast rund, linsenförmig. Die Oberfläche ist mit concentrischen Zwachsstreifen verziert, die abwechselnd aus feinen und breiteren Linien bestehen. Das Schloß zeigt zwei ausgebildete Zähne. Die Bandgrube ist lang, die Lunula tief. Der Mantelrand ist gestreift und ganzrandig. Die Muskeleindrücke sind deutlich zu erkennen. Das Alt-Gleiwitzer Exemplar hat in seinem Habitus große Ähnlichkeit mit der von Hoernes als *L. miocenica* beschriebenen und abgebildeten Form, nur ist die geringe flügelförmige Erweiterung am oberen Schalenrande an der Jugendform des Alt-Gleiwitzer Exemplars (Kluges Ziegelei) nicht vorhanden.

Für Oberschlesien neu. Im Wiener Becken bei Grußbach und Grind ziemlich häufig, sonst selten.

Größe des abgebildeten Exemplars: Höhe 11 mm, Breite 12,5 mm.

*Lucina cf. borealis* Linné.

Taf. 4, Fig. 7.

1766. *Venus borealis* Linné. Systema Naturae editio XII, pag. 1134, Nr. 143.  
 1830. *Lucina affinis* Eichwald. Naturhist. Skizze v. Lithauen, Volhynien, pag. 206, Nr. 64.  
 1837. *Lucina circinaria* Pusch. Polens Palaeontologie, pag. 183, (non Lam.).  
 1853. *Lucina affinis* Eichwald. Lethaea Rossica, Vol. III, pag. 80, tab. 5, Fig. 6.  
 1870. *Lucina borealis* M. Hoernes. Foss. Moll. Tert-Beck. Wien II, S. 229, Taf. XXXIII, Fig. 4a—c.

Am meisten nähert sich die Form der von M. Hoernes beschriebenen und auf Tafel 33, Fig. 4a—c abgebildeten *Lucina borealis*, nur sind die concentrischen Kreise nicht so vorstehend wie sie die Abbildung Fig. 4c zeigt. Das ist aber darauf zurückzuführen, daß die vorliegende Schale durch das Hin- und Herwogen im Wasser, bevor sie im Schlamm ihr festes Lager fand, sehr abgerieben wurde.

Die flache Schale ist gleichseitig, fast kreisrund, mit engstehenden concentrischen Leisten bedeckt. Ihr gegenseitiger Abstand ist gleichbleibend. Das Schloß zeigt 2 Zähne. Die Muskeleindrücke und die Mantellinie sind durch eine Überkrustung nicht erkennbar. Kluges Ziegelei (eine rechte Klappe).

Größe des abgebildeten Exemplars: Höhe 27 mm, Breite 29 mm.  
Die Lucinidae sind in Alt-Gleiwitz, sowie in Oberschlesien überhaupt, äußerst selten. Ferd. Roemer führt in der Geologie von Oberschlesien keine auf. Von der Halde der Oehringen-Grube bei Elsguth-Zabrze besitze ich eine rechte Klappe einer ähnlichen linsenförmigen Lucina, die mit ganz engstehenden concentrischen Leisten verziert ist und der vorliegenden Art sehr nahe steht. Die Luciniden im norddeutschen Oligocän und Miocän bilden meistens Seltenheiten.

Im Wiener Becken kommt die *L. borealis* bei Mattersdorf, Gainsfahlen, Steinabrunn, Grußbach und Porsendorf als Seltenheit vor.

Größe des abgebildeten Exemplars: Höhe 27 mm, Breite 28 mm.

*Cardium papillosum* Poli. var. *margaritatum*.

Taf. 4, Fig. 11.

1853. *Cardium hispidum* Eichwald. *Lethaea Rossica*, p. 94, Taf. IV, Fig. 21.  
1870. *Cardium papillosum* M. Hoernes. *Foss. Moll. Tert.-Beck.* Wien II, p. 191, Taf. 30, Fig. 8.  
1882. *Cardium subhispidum* Hilber. *Ostgaliz. Miocän*, p. 14, Taf. I, Fig. 32, 33.  
1906. *Cardium subhispidum* Friedberg. *Mlodzsy mioc. Gal.*, p. 101.

Schale herzförmig, nach hinten etwas verlängert. Wirbel vorspringend und stark gewölbt. Die Oberfläche ist mit 21 breiten, wenig gewölbten, durch enge Furchen getrennten Rippen bedeckt. Die Rippen der oberen Schalenhälfte tragen tropfenförmige Erhöhungen, die sich nach unten immer mehr in hohliegelartige Lamellen verbreitern. Die Furchen zeigen perlenschnurartige Verzierung. Der Rand ist, entsprechend den Rippen, tief geserrbt. Das Schloß kräftig und normal. Nur ein Exemplar aus der Ziegelei von Kluge liegt vor, das, vollständig rezent aussehend, noch die ursprünglichen Farben, dunkelbraun und weiß, in halbmondförmigen breiten Streifen zeigt.

Vorher aus Oberschlesien nicht bekannt.

Größe des abgebildeten Exemplars: Höhe 17,5 mm, Breite 18 mm.

Die vorliegende Art weicht von der von Eichwald beschriebenen *Cardium hispidum*, abgesehen von der geringeren Größe und der breiteren Form, besonders durch die geraden Radialrippen und die anders gebildeten Zwischenfurchen ab. Um meisten nähert sich die Form der von M. Hoernes auf S. 191 beschriebenen und auf Tafel 30, Fig. 8 abgebildeten *Cardium papillosum*. Diese ist jedoch viel kleiner und die Zwischenfurchen haben statt der perlenschnurartigen Verzierung kleine Grübchen, die wie Nadelstiche aussehen. Außerdem vereinigt Hoernes eine ganze Anzahl verschiedener Varietäten unter *Cardium papillosum*.

*Cardium fortunae* nov. sp. Quitzow.

Taf. 4, Fig. 12.

1758. *Cardium echinatum* Linné. *Systema Naturae*. ed. X, p. 679.  
1831. *Cardium echinatum* Dubois. *Conch. foss. Wolhyn. Podol.* S. 13—14, 62.  
1882. *Cardium praechinatum* Hilber. *Ostgal. Mioc.* T. I, Fig. 36—39.  
1906. *Cardium praechinatum* Friedberg. *Mlodzsy mioc. Gal.* p. 101.  
1920. *Cardium fortunae* Quitzow. *Die Fauna d. marin. Mioc. v. Alt-Gleiwitz* Jahrb. d. Preuss. Geol. Landesanstalt für 1920., Bd. XLI, Teil II, Heft 1, S. 43, Taf. I, Fig. 13.

W. Quitzow beschreibt diese neue Art auf Seite 43 seiner Monographie über die Fauna des marinen Miocäns von Alt-Gleiwitz und bildet ein Schalenbruchstück auf Tafel 1, Fig. 13 von der Fortuna-Ziegelei ab. Inzwischen habe ich außer zwei Bruchstücken auch ein vollständiges Exemplar in der Ziegelei von Kluge gefunden. Die dicke, stark gewölbte Schale ist oval, fast gleichseitig mit eingerolltem Wirbel. Die Oberfläche ist mit 15 Rippen versehen, die in der Wirbelgegend abgeplattet, nach dem Schalenrand gewölbt sind. Diese radialen Rippen sind mit kleinen runden Knöpfchen in Abständen von 1,5 bis 1,0 mm bedeckt. Da wo die Knöpfchen fehlen, sind kleine nadelstichförmige Punkte vorhanden. Die schmäleren, nicht tiefen Zwischenfurchen zeigen quer gerunzelte Furchen. Die untere Schalenhälfte wird durch vier feine concentrische Furchen in Bänder von 4—3 mm Breite geteilt. Durch das Hervortreten dreier Antwachsstreifen, nahe am Schalenrande, erscheint dieser quer gestreift. Das Schloß zeigt wenig Verschiedenheit von dem der anderen Cardien. Die Muskeleindrücke sind ziemlich kräftig, der Rand an der Innenseite zeigt flache Radialsfurchen, er ist kaum gezackt.

Auf der Halde der Oehringen-Grube bei Elsguth-Zabrze fand ich ein *Cardium*bruchstück, welches dieser Art wahrscheinlich angehört.

Größe des abgebildeten Exemplars: Höhe 26 mm, Breite 24 mm.

*Cytherea Dujardini* Hoern.

Taf. 4, Fig. 14.

1837. *Venus rufa* Dujardin. *Mem. sur l. couch. de sol en Tour.* (Mém. soc. géol. de Fr., T. II, p. 262, T. 18, F. 6 (n. Poli).  
1853. *Venus Brocchi*. *Naumann. Atlas zu seinem Lehrbuch der Geognosie*, Taf. 68, Fig. 12.  
1853. *Venus rufa* Meysr. *Verz. d. Schweizer Moll.-Verst.* (Mitth. d. naturf. Gesellsch. in Bern, p. 82, (n. Poli).  
1870. *Venus Dujardini* M. Hoernes. *Foss. Moll. Tert.-Beck.* Wien II, S. 120, Taf. 13, Fig. 1.

Von dieser Art liegt nur eine linke Klappe aus Kluges Ziegelei vor, welche mit der Beschreibung und Abbildung bei M. Hoernes gut übereinstimmt. Von den Wiener Formn unterscheidet es sich nur dadurch, daß der Mantelrand bei dem Alt-Gleiwitzer Exemplar nicht glatt, sondern etwas gezackt erscheint.

Das vorliegende Gehäuse ist eiförmig, kugelig gewölbt, ziemlich dichtschalig. Die Oberfläche glatt, glänzend, zeigt feine concentrische Zwischenstreifen, die das periodische Zunehmen andeuten. Das Schloß ist kräftig, mit zwei divergierenden Kardinalzähnen, einem länglichen Seitenzahn und einem vierten, stark hervortretenden höckerartigen Lunularzahn versehen. Die Mantelbucht ist kurz und winzig. Die Ausspitzung reicht fast bis zur Schalenmitte. Der Rand derselben erscheint gefranzt. Die Muskeleindrücke sind deutlich sichtbar. Für Oberschlesien neu, im Wiener Becken in den Sandablagerungen von Enzesfeld, sowie im Ziegel von Gainfahnen ziemlich häufig, seltener in den Sandablagerungen von Grund.

Größe der abgebildeten linken Klappe: Höhe 20 mm, Breite 22 mm.

*Ervilia* sp.

Taf. 4, Fig. 15.

Ich bilde dieses Exemplar wegen seiner vorzüglich erhaltenen Oberfläche ab. Sie ist mit abwechselnden rotbraunen und weißen concentrischen Bandstreifen geziert, zeigt also noch vollständig die ursprünglichen Farben. Der innere Schalenrand ist leider beschädigt und läßt eine sichere Bestimmung nicht zu. Die glatte Schale ist queroval, ungleichseitig, dünn und zerbrechlich. Der Wirbel, wenig eingerollt, reicht nicht über den Schalenrand hervor. Nach den noch erhaltenen Schloßteilen zu urteilen, muß das Schloß sehr schmal und zart gewesen sein. Die länglich ovalen Muskeleindrücke sind deutlich erkennbar. Der Mantelausschnitt ist schlecht ausgeprägt. Für Oberschlesien vollständig neu.

Größe des abgebildeten Exemplars aus Kluges Ziegelei: Höhe 12,5 mm, Breite 19 mm.

**Berichtigung.** Die auf Seite 267 (unten) angegebenen Größenmaße von *Pecten elegans* Andrz. betreffen nicht die Figuren 6a, 6b und 6c, sondern 7a, 7b und 7c der Tafel 2 (XXXII).

### Erläuterung zu den Tafeln.

#### Tafel 1 (XXXI).

13 : 15.

Fig. 1 a, b.	<i>Trochus (Gibbula) angulatus</i> Eichwald.	Seite 256
" 2 a, b.	<i>Trochus (Oxystele) patulus</i> Brocc.	" 257
" 3 a, b.	<i>Calyptrea chinensis</i> Linné anom. <i>contorta</i> Sacco	" 257
" 4 a, b.	<i>Natica millepunctata</i> Lam.	" 258
" 5.	<i>Turritella marginalis</i> Brocc.	" 259
" 6 a, b.	<i>Turritella communis</i> Risso.	" 259
" 7 a, b.	<i>Turritella communis</i> Risso. var. <i>tricarinata</i> Quitzow	" 259
" 8.	<i>Turritella subangulata</i> Brocc. var. <i>silesiaca</i> Quitzow	" 260
" 9 a, b.	<i>Turritella subangulata</i> Brocc. var. <i>incisa</i> Quitzow	" 260
" 10.	<i>Cerithium Klugei</i> nov. sp.	" 260
" 11	<i>Cerithium</i> cf. <i>minutum</i> Serr.	" 260
" 12 a, b.	<i>Aporrhais (Chenopus) pespelecanus</i> Phil.	" 261
" 13 a--c.	<i>Columbella subulata</i> Bell.	" 262
" 14 a, b.	<i>Nassa costulata</i> Brocc.	" 263
" 15 a, b.	<i>Murex tortuosus</i> Sow.	" 264
" 16 a, b.	<i>Mitra Borsoni</i> Bell. var. <i>ornata</i> Quitzow	" 264
" 17.	<i>Cancellaria</i> cf. <i>contorta</i> Bast.	" 264

#### Tafel 2 (XXXII).

7 : 8,5.

Fig. 1.	<i>Sigaretus haliotoides</i> Hoern.	Seite 258
" 2.	<i>Pyrola</i> sp.	" 262
" 3.	<i>Cassis saburon</i> Lam.	" 262
" 4.	<i>Terebra acuminata</i> Borson	" 265
" 5 a, b.	<i>Conus Dujardini</i> Desh.	" 265
" 6.	<i>Conus ventricosus</i> Bronn.	" 266
" 7 a--c.	<i>Pecten elegans</i> Andrz.	" 266
" 8.	<i>Pecten elegans</i> Andrz. var. <i>fascicularis</i> .	" 268
" 9 a, b.	<i>Pecten (Pseudamussium) Richthofeni</i> Hilber.	" 268
" 10.	<i>Pecten Lilli</i> Pusch. var. <i>tenuipennatus</i> .	" 268
" 11.	<i>Pecten Besseri</i> Andrz. var. <i>palaeogliwicensis</i> .	" 270
" 12.	<i>Pecten elegans</i> Andrz..	" 267

## Tafel 3 (XXXIII).

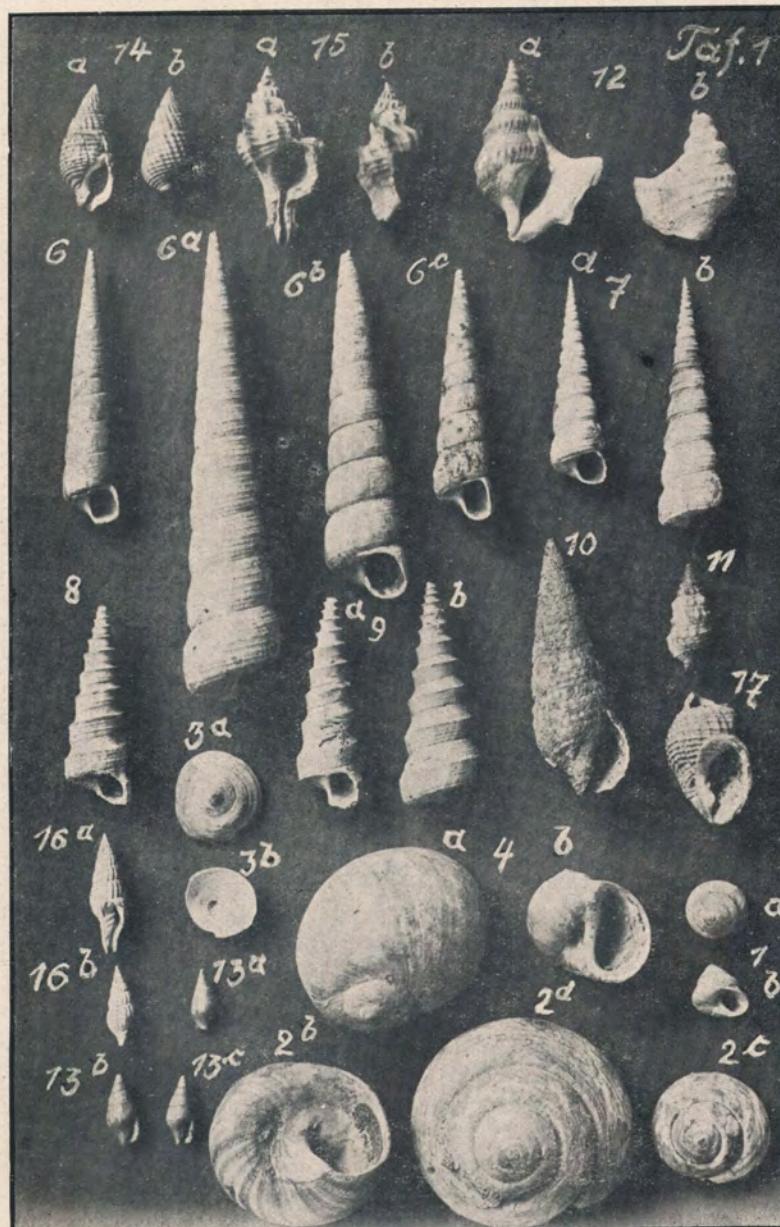
12 : 15.

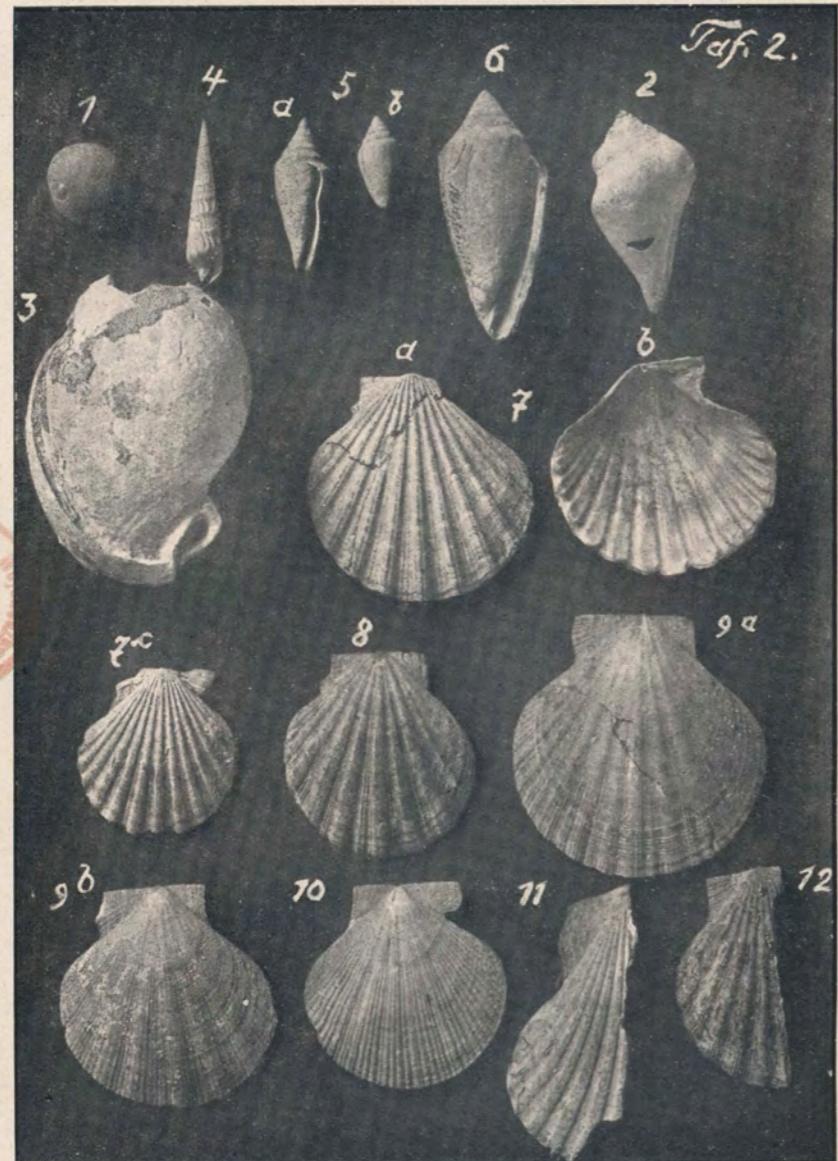
- |             |                                                                                      |           |
|-------------|--------------------------------------------------------------------------------------|-----------|
| Fig. 1 a—d. | Ostrea cochlear Poli. Unterklappen (Linke Klappe)                                    | Seite 270 |
| " 2 a, b.   | Ostrea cochlear Poli. Oberklappe (Rechte Klappe)                                     | " 270     |
| " 2 c.      | Ostrea cochlear Poli. Oberklappe auf einer Unterklappe aufgewachsen.                 | " 270     |
| " 3 a.      | Ostrea digitalina Dub. Ansicht eines vollständigen Exemplars (Unter- und Oberklappe) | " 271     |
| " 3 b.      | Ostrea digitalina Dub. Unterklappe                                                   | " 271     |

## Tafel 4 (XXXIV).

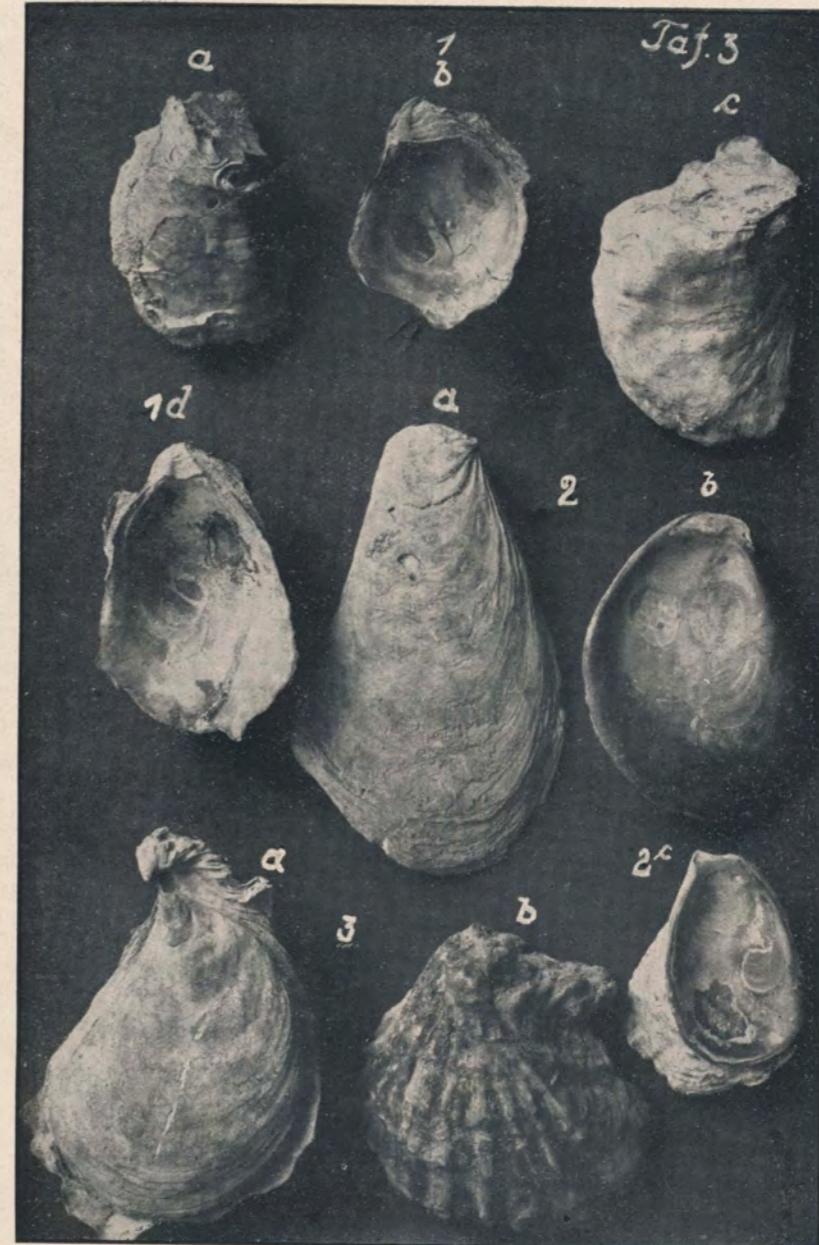
4 : 5.

- |               |                                                            |           |
|---------------|------------------------------------------------------------|-----------|
| Fig. 1.       | Pecten Besseri Andrz. var. palaeogliwicensis Rechte Klappe | Seite 269 |
| " 2.          | Pecten Besseri Andrz. var. palaeogliwicensis Linke Klappe  | " 269     |
| " 3.          | Cardita rudista Lam. Linke Klappe                          | " 272     |
| " 4.          | Lucina lamellosa nov. sp. Linke Klappe                     | " 274     |
| " 5.          | Lucina palaeogliwicensis nov. sp. Rechte Klappe            | " 274     |
| " 6.          | Lucina miocenica Micht. Rechte Klappe                      | " 275     |
| " 7.          | Lucina cf. borealis Linné Rechte Klappe                    | " 275     |
| " 8 a, b.     | Cardita cf. scalaris Sow. 2 rechte Klappen                 | " 273     |
| " 9, 10 a, b. | Cardita cf. scalaris Sow. 3 linke Klappen                  | " 273     |
| " 11.         | Cardium papillosum Poli. var. margaritosum Linke Klappe    | " 276     |
| " 12.         | Cardium fortunae nov. sp. Quitz. Rechte Klappe             | " 277     |
| " 13.         | Isocardia cor Linné Rechte Klappe                          | " 273     |
| " 14.         | Cytherea Dujardini Hoern. Linke Klappe                     | " 277     |
| " 15.         | Ervilia sp. Linke Klappe                                   | " 278     |

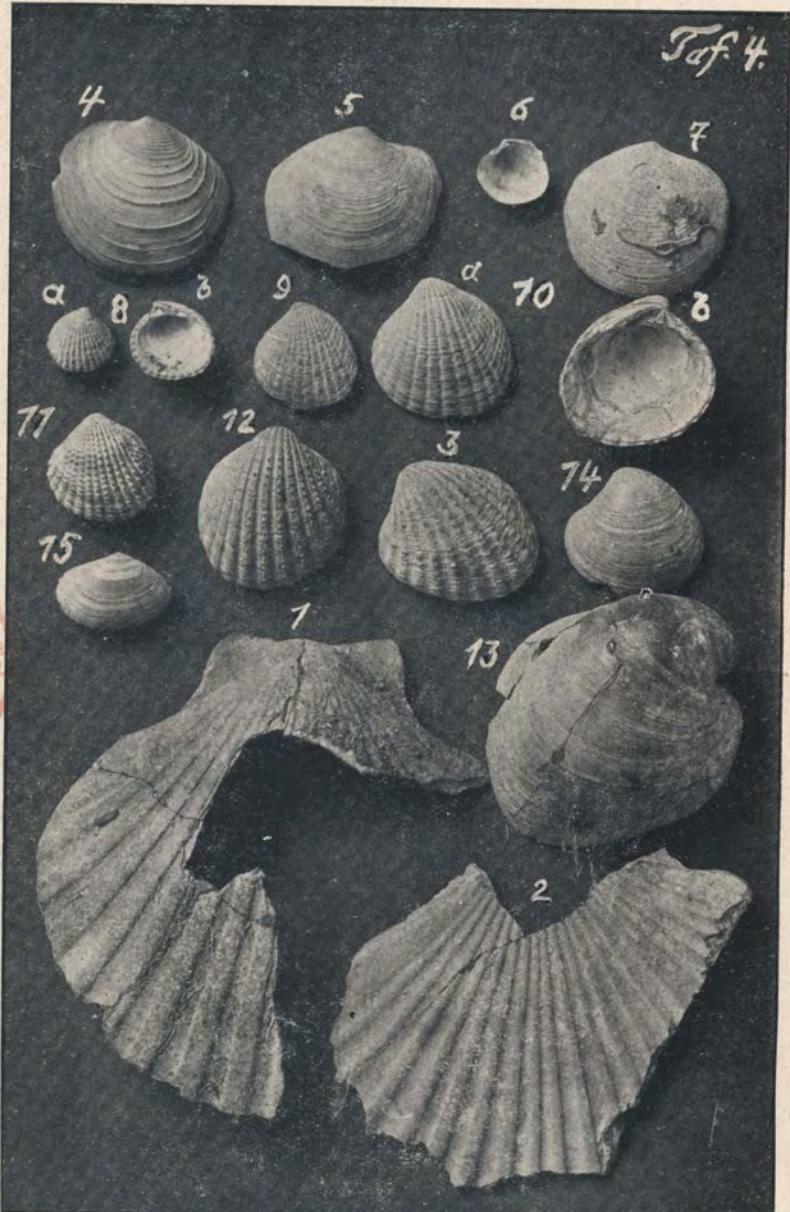




Bu dem Auflahe von Mag. Grundey:  
„Neue Funde im marinen Miocän von Alt-Gleiwitz“



Bu dem Auflahe von Mag. Grundey:  
„Neue Funde im marinen Miocän von Alt-Gleiwitz“



Polnische Bibliothek  
in Gleiwitz

Zu dem Aufsage von Max Grundey:  
„Neue Funde im marinen Miocän von Alt-Gleiwitz“

## Über die Veränderungen des Vegetationsbildes der Stadt Gleiwitz und Umgegend in den letzten fünfzig Jahren

Von Emanuel Czmok

Das Vegetationsbild einer Gegend ist einer stetigen Wandlung unterworfen, die sich um so augenfälliger vollzieht, je stärker und mannigfacher ihre Kultur- und Verkehrsverhältnisse entwickelt sind.

Im Reiche der Gewächse geht es ähnlich zu wie im Menschenleben. Alteingesessene und bodenständige Familien und Geschlechter sterben allmählich aus. An ihre Stelle treten fremde, oft aus weiter Ferne eingewanderte Zugänger. Es ist geradezu erstaunlich, mit welcher Zähigkeit und Lebenskraft sich die in ein Gebiet eingeschleppten fremden Pflanzenarten manchmal zu behaupten und auf Kosten der einheimischen Ubiquisten (d. h. der gemeinhin überall verbreiteten Pflanzenarten) auszubreiten vermögen.

Die Zahl der in den letzten Jahrzehnten bei uns eingewanderten fremden Pflanzenarten ist überaus groß. Meist stammen diese Fremdlinge aus dem „fernen Westen“, so daß man nicht bloß von einer Internationalisierung, sondern auch von einer Amerikanisierung unserer Pflanzenwelt sprechen kann.

Unter den gegen Ende der siebziger Jahre im hiesigen Gebiete festgestellten etwa 860 verschiedenen Blütenpflanzen waren ungefähr 100 nachweislich fremde, jedoch schon völlig eingebürgerte Arten. Heute wird die Zahl der im hiesigen Gebiete wildwachsenden Blütenpflanzen auf etwa 1000 beziffert, so daß etwa 140 im letzten Halbjahrhundert sich neu eingefunden haben müssen. Eine Tatsache, an deren Zustandekommen verschiedene Umstände mitgewirkt haben.

Das Gebiet von Gleiwitz gehört zunächst zu denjenigen Gegenden Oberschlesiens, die infolge ihrer geographischen Lage, ihrer höchst entwickelten Verkehrsverbindungen und ihrer verschiedenartigen Bodengestaltung und Beschaffenheit den einwandernden und eingeschleppten Pflanzenarten vielseitige und günstige Gelegenheiten zur Ansiedlung und Ausbreitung bieten.

Besonders wichtig ist hierfür der Umstand, daß trotz der stetig fortschreitenden Bodenkultur sich einzelne, besonders günstig gelegene Stellen, wie langgestreckte Raine, Flusser, Buschketten am Rande feuchter Wiesen, Odländereien und Bergleichen, als Zufluchtstätten für zahlreiche Einwanderer und Kulturreflüchtler erhalten haben. Im Osten bildet das 1 bis 2 km breite Tal des Kłodnitzflusses eine günstige Einfallsöffnung für die aus dem fernen Osten und Südosten vordringenden Pflanzenarten. Ein bezeichnendes Beispiel hierfür liefert das unserem einheimischen Sand-Gänseftraut (*Arabis arenosa* Scop.) sehr ähnliche und es auch verdrängende Hallsers Gänseftraut (*Arabis Halleri* L.). Letzteres stammt aus den Karpaten und dringt im Überschwemmungsgebiet der Flüsse etappenweise westwärts vor. Jungf schreibt in seiner „Flora von Gleiwitz und Umgegend“ vom Jahre 1889: „*Arabis Halleri* L. habe ich bisher nur jenseits der Grenzen des Gebietes bei Zabrze, Morgenroth, Lipine, etc., aber in solcher Menge gefunden, daß ich ihr gelegentliches Vorkommen oder Eindringen ins Gebiet für höchst wahrscheinlich halte.“ Das Eindringen ins Gleiwitzer Gebiet ist inzwischen tatsächlich erfolgt. Schon im Sommer 1914 war diese Pflanze bis in das Weichbild vorgedrungen. Nach dem Weltkriege um 1920 wurde sie von mir im Überschwemmungsgebiet der Kłodnitz bei Laband und 1924 bereits bei Sławnitz und Ujest beobachtet. — Heute beherrscht Hallsers Gänseftraut alle Grasplätze, während das nach Jungf auf dem Gänseweiden häufige Flohfraut (*Pulicaria vulgaris* L.) jetzt völlig verschwunden ist.

Recht zahlreich und häufig kommen im Überschwemmungsgebiet der Kłodnitz vier aus Nord-Amerika stammende ansehnliche Korbblütler, die geschlichte Rudbeckie (*Rudbeckia laciniata* L.), die spätblühende Goldrute (*Solidago serotina* Ait.), die kanadische Goldrute (*Solidago canadensis* L.) und die weidenblättrige Aster (*Aster salicifolius* Scholl.) vor. An den Schlingen der alten Kłodnitz und an den Tümpeln der Hüttenwiesen ist diese „Herbstaster“ häufig zu finden, uns bis tief in den November hinein durch ihre vielen lila Blütenköpfe erfreulich.

Die Rudbeckie, deren gefüllte Abarten fast in jedem oberschlesischen Gärtnchen anzutreffen sind, kommt auffälligerweise nur unterhalb der Gleiwitzer Hütte vor, von wo aus sie ursprünglich auch ihre Verbreitung flussabwärts am Kłodnitzlauf genommen hat. Im Volksmunde heißt diese Stauden auch „Sonnenhut“ oder „Sonnenwut“.

Seit 1884 tritt im Gleiwitzer Gebiet die Zedenschote (*Bunias orientalis* L.) auf, welche ebenfalls aus dem fernen Osten stammt und in den Befreiungskriegen durch russisches Heu in Schlesien eingeschleppt worden sein soll. Gleichfalls durch Heu eingeschleppt dürfte die schmalblättrige

Rampe (*Diplotaxis tenuifolia* DC.) sein, welche in der Umgebung des städtischen Schlachthofes und an der Pleßer Straße gefunden worden ist.

Zu den Gleiwitzer Vieh- und Pferdemärkten werden fast regelmäßig aus entlegenen Gegenden, wie Polen, Galizien, Ungarn, Böhmen, Mähren usw. Pferde und Vieh aufgetrieben. Mit der Losung dieser auf den Markt kommenden Tiere werden häufig Samenkörner fremder Pflanzenarten, die beim Verdauungsprozeß unversehrt geblieben sind, ausgeschieden. Auch mit dem mitgeführten Futter und Heu werden mancherlei keimfähige Unkrautsamen verstreut, die dann mit dem Straßenfahrricht auf die Schuttablaudeplätze oder gar auf bebaute Acker gelangen, dort keimen und zur Bereicherung unseres Florenbildes beitragen. So dürften auf diese Weise folgende Süßgräser, welche in der Nähe des Krakauer Platzes vorkommen, Eingang gefunden haben: *Polypogon monspeliensis* Desf. (Bürstengras), *Avena orientalis* L. (Fahnenhafer), *Bromus Wolgensis* (Russische Trespe), *Bromus patulus* M. u. K. (ausgebreitete Trespe), und *Bromus squarrosus* L. (überhängende Trespe), sowie die zu den Kreuzblütlern zählende *Conringia orientalis* Andr.

Außerordentlich groß ist die Zahl der Gewächse, die auf den ausgedehnten Schutthaufen und Gemüllabladeplätzen, die an dem Rande des Stadtbezirkes die Gegend verunzieren, sich ein Stellrecht geben. Neben unseren sämtlichen Getreidearten, Küchenkräutern und Früchten aller Art treten dort auch Pflanzen auf, die bei der Bevölkerung als Tee für verschiedene Zwecke im Ansehen stehen. Auf diesen Schuttstellen pflegt schon zeitig im Jahre eine üppige Pflanzenwelt emporzusprießen. Aber in kurzer Zeit wird fast alles von dem ungarischen Raukensens (Sisymbrium sinapistrum Crntz.) ersticht. Besonders zahlreich treten dort jene Pflanzenarten auf, deren Samen zur Fütterung der Stubenvögel Verwendung finden oder Verunreinigungen des Vogelfutters darstellen. Natürlich fehlt niemals der echte Kanariensamen oder Kanarienhirse (*Phalaris canariensis* L.). Von anderen Arten mögen die echte Hirse (*Panicum miliaceum* L.), der Saflor (*Carthamus tinctorius* L.), die Gartenmelde (*Atriplex hortense* L.) und die Mariendistel (*Silybum marianum* Grtn.) Erwähnung finden. Die strahllose Kamille (*Matricaria discoidea* DC.), aus Nordamerika eingewandert, vor 20 Jahren noch eine Seltenheit, ist jetzt auf Schritt und Tritt auf allen Schuttplätzen und Wegrändern anzutreffen.

Zwischen der alten Stadtkreisgrenze von Gleiwitz und der früheren Gemeinde Sosnica erstreckt sich die 1—2 km breite Talmulde der Kłodnitz, die von zahlreichen Wasserrinnenalen durchflossen wird. Auch befinden sich dort noch eine Reihe perl schnurartig mit einander verbundener kleiner Leichen, z. B. das Gartens-, das warme, das kalte und das tiefe „Euch“, ganz

angefüllt mit der amerikanischen Wasserpest (*Elodea canadensis* R. u. Mx.). Malerische Baum- und Strauchgruppen begleiten die Ufer des Kłodnitzflusses und die Ränder der zahlreichen, von früheren Mühlen herrührenden Wasserläufe und Gräben. Das ganze Gebiet östlich von Gleiwitz war einmal sehr wasserreich. Die Flora der Wasser- und Sumpfpflanzen war hier so vollständig vertreten, als wie selten wo anders. In den siebziger Jahren kam hier noch die schwimmende Wassernuß (*Trapa natans* L.) vor. Der Kanal und der Obervergraben waren beiderseitig mit hohen Pappeln, Eichen, Erlen, Weiden, Robinien und Ahlkirschen bestanden. Das Unterholz wurde von Schneeballsträuchern, Pfaffenbüschchen, Schlehendorn, Kreuzdorn, Faulbaum und Weidensträuchern gebildet, in deren Schutz sich eine ganz eigenartige Kräuterschar, insbesondere von Liliaceen und Orchidaceen geflüchtet hatte. Auch die Kłodnitzniederung selbst beherbergte eine interessante Pflanzenvielfalt. Fast alle einheimischen Weidenarten, von der kriechenden Weide (*Salix repens* L.) bis zur baumförmigen Silberweide (*Salix alba* L.) waren dort vertreten. Im zeitigen Frühjahr bedeckten die zierlichen weißen Blüten des Schneeglöckchens (*Galanthus nivalis* L.) den Wiesengrund so zahlreich, daß es ausnahm, als ob dort noch einmal Schnee gefallen wäre. Im Sommer reckten die Schwertlilie (*Gladiolus imbricatus* L.) ihre zart rosaroten Blüten über die sumpfige Flur. Im Herbst bedeckte sich der Wiesengrund mit Tausenden von Blüten des blauen Wiesenenzians (*Gentiana pneumonanthe* L.), später noch schlossen dort die blaßroten Blüten der Herbstzeitlose (*Colchicum autumnale* L.) zahlreich hervor. Nach der in den Jahren 1905/06 vorgenommenen Regulierung der Kłodnitz sind die Uferbäume gefällt, der Altwald gerodet, die Teiche entwässert worden, so daß die ganze Niederung jetzt kahl und öde wie ein Exercierplatz daliert.

Der am Beuthener Wasser, das zwischen den früheren Gemeinden Sosnička und Ellguth-Babrz in die Kłodnitz einmündet, sich erstreckende „große Sumpf“, der bei den Eingemeindungsverhandlungen von Sosnička eine große Rolle gespielt hat und von der Stadt Hindenburg als Beweis gegen die natürliche Zugehörigkeit von Sosnička zu Gleiwitz ins Feld geführt wurde, ist nach der Regulierung des Beuthener Wassers vollkommen ausgetrocknet, also schon seit vielen Jahren verschwunden.—

Die am Gleiwitzer Verschiebebahnhof belegenen Hüttenteiche mit ihrer reichen Wasserflora, den ausgedehnten Beständen von Teichrohr (*Phragmites communis* Trin.), Rohrkolben (*Typha latifolia* L.), den Bänken von Kalmus (*Acorus Calamus* L.) und Seesimsen (*Scirpus lacustris* L.), boten früher zahlreichen Wasservögeln Schutz und Nistgelegenheit. Jetzt

sind die Teiche verlandet. An ihrer Stelle soll in absehbarer Zeit der neue Gleiwitzer Hafen entstehen.

Auch der Eisenbahnverkehr trägt zur Einführung und Verbreitung fremder Pflanzenarten in unserem Stadtgebiete wesentlich bei. Von dem beförderten Gut (Getreide, Futterfämereien, Heu, etc.), gehen unterwegs häufig keimfähige Samenkörner verloren, dann bringen auch die von Öl und Schmiede fleißig gewordenen Räder und Achsen durch Wind angewehten Samen aus den durchfahrenen Gebieten mit. So z. B. den Wiesenbocksbart (*Tragopogon pratensis* L.) und den Milchstern (*Stenactis annua* Nees.), von dem Jungf. schreibt: „Fand sich seit 1887 in großer Menge an der Eisenbahn vor der neuen Drahtfabrik und auf den angrenzenden Rainen. Vorher ist er nicht dagewesen.“ — Gleichfalls oft ganze Abhänge an Bahnenlinien bedeckend und mit dem unfruchtbaren Boden vorlieb nehmend, tritt uns das kanadische Berufskraut (*Erigeron canadensis* L.) entgegen, von dem ein Same, angeblich in einem ausgestopften Vogelbalge, zu uns herüberkam, und das bei uns schon ganz gemeines Unkraut geworden ist. Die winzigen mit Federkronen besetzten Früchtchen werden vom leisen Lufthauche davongetragen und überallhin verbreitet. — Eine andere Charakterpflanze der Bahndämme, die Mauer-rampe (*Diplotaxis muralis* DC.), ist in den letzten Jahren massenhaft bei uns in Gleiwitz aufgetreten. Eine typische Eisenbahnpflanze ist die Nachtferne (*Oenothera biennis* Scob.), welche aus Nordamerika stammt und hier in ihrer neuen Heimat die Eigentümlichkeit beibehalten hat, bei Nacht, wie ihre Schwestern drüber, aufzublühen. — Ein ebenso häufiger Begleiter der Eisenbahndämme ist die wilde oder gelbe Reseda (*Reseda lutea* L.). An der Beuthener Bahnstrecke ist seit 1912 auch das Vorkommen der Färberreseda oder des Wau (*Reseda luteola* L.) in mehreren kräftigen Büschchen beobachtet worden. Auf den mit Dolomitschotter aufgeschütteten Bahndämmen kommt die gelbe Stabiose (*Scabiosa ochroleuca* L.) häufig vor, ebenso die Bocks-Hauhechel oder Weiberkrieg (*Ononis hircina* Jacq.). Auf dem hochaufgeschütteten Eisenbahndamm findet sich nicht selten der Besenginster (*Sarrothamnus scorpius* Wimm.), dessen goldgelbe wohlriechende Blüten einen angenehmen Duft verbreiten. Die Oberkante des Dammes wird öfters vom Rainfarn (*Tanacetum vulgare* L.) besetzt, der mit seinen hohen, harten Stengeln und den wohlriechenden, Tee und Arzneien liefernden gelben Blüten angenehm auffällt. An der Böschung wechselt eine Lebensgemeinschaft mit der anderen ab. Zwischen dem Kiesgeröll sprühen Hahnenfuß, Löwenzahn, Ochsenzunge, Mutterkopf, schmalblättriger Wegerich, Hirtentäschel, Schafgarbe, wilde Möhre, Wegwarte und so viele andere mehr. Und wenn bei lang andauernder

Trockenheit auch manches Pflanzenleben verdrängt, der Mauerpfeffer (*Sedum acre* L.) hält stand. In seinen dicken kleinen Blättern hat er genügend Feuchtigkeit aufgespart und leuchtet nun in einem besonders schönen Gelb den Abhang entlang, ja sogar zwischen den Schienen. Auch der Duendel oder Feldthymian (*Thymus serpyllum* L.) breitet seine Polster auf den der Sonne zugewandten Hängen aus. Zwischen Johanniskraut (*Hypericum perforatum* L.) und quirlblättrigem Salbei (*Salvia verticillata* L.) steigt hier und dort eine Königsterze (*Verbascum phlomoides* L. und *Verbascum nigrum* L.) steil empor, ihr Blütengelb zeigend. Und wieder ein paar Schritte weiter, da ist der Bahndamm über und über mit den gelben Blüten der Habichtskräuter (*Hieracium pilosella* L. und *Hieracium stoloniflorum* Auct.) bedeckt. Am Bahndamm entlang ist auch die Einwanderung der Färber-Kamille (*Anthemis tinctoria* L.) ins hiesige Gebiet erfolgt. Jungf schreibt in seiner Flora: „Die Färber-Kamille kommt sehr zerstreut und unbeständig vor; findet sich besonders auf Kleeäckern und wird daher wohl mit Samen eingeschleppt; da sie sich aber nach meinen Beobachtungen schon bei Lipine wild findet, so ist auch eine selbständige, gelegentliche Einwanderung nicht unwahrscheinlich.“ — (Ist inzwischen auch tatsächlich erfolgt.) Auf gleichem Wege dürften auch die Hundskraute (*Erucastrum Pollichii* Schimp. u. Sp.) und die schmucke, aus dem Osten stammende, bunte Kronentwicke (*Coronilla varia* L.) bei uns eingeschleppt worden sein.

Zu den Einwanderern zählen auch die Graukresse (*Berteroa incana* DC.) und die Pfeilkresse (*Lepidium draba* L.), ebenso das meist nur spärlich vorkommende Frühling-Kreuzkraut (*Senecio vernalis* W. u. K.). Zu den Gewächsen, die sich bereits seit längerer Zeit bei uns eingebürgert haben, gehören das Franzosenkraut (*Galinsoga parviflora* Cav.) und das zierliche Liebesgras (*Eragrostis minor* Host.). Ersteres, auch Knopfkraut genannt, stammt aus Südamerika und ist wohl mit Heu aus Frankreich eingeschleppt worden. Seit 1880 im Gebiet zuerst aufgetreten, ist es heute eines der gemeinsten und lästigsten Unkräuter geworden, welches Gärten, Kartoffelfelder und Stoppelfächer völlig überwuchert. Neuerdings hat sich die ebenfalls dem südlichen Amerika entstammende, in sichlicher Ausdehnung begriffene *Galinsoga quadriradiata* zugesellt. — Das kleine Liebesgras gehört zur sarmatischen Flora und ist mit anderen Gewächsen aus dem südlichen Mähren vorgedrungen. Es ist ein äußerst zierliches Gras und war noch bis vor etwa 20 Jahren in Deutschland selten und unbeständig. Jetzt ist es im ganzen östlichen Deutschland als Eisenbahnpflanze ziemlich verbreitet. Es ist sehr wärmebedürftig und wächst auf den Bahnhöfen, vorzugsweise auf den von der Sonne bestrahlten grobkiesigen Bahngleisen und seitwärts der Gleise. Aber es hat sich auch schon im Straßenpflaster

der Städte angesiedelt und macht dort an den der Mittagssonne stark ausgesetzten, nach Süden abfallenden Stellen, dem Vogelknöterich (*Polygonum aviculare* L.) und dem einjährigen Rispengras (*Poa annua* L.) den Platz streitig.

Während die Industrie einerseits durch die mit ihr verbundene Verunreinigung der Wasserläufe zweifellos zur Verarmung der einheimischen Pflanzenwelt beiträgt, sorgt sie anderseits wieder, wenn auch ungewollt, für eine Bereicherung derselben. Die alten Schutt- und Schackenhalden, diese Zeugen industrieller Tätigkeit, bieten den einwandernden Pflanzenarten vielseitige Gelegenheit zum Fortkommen und zur Ausbreitung. Dies gilt insbesondere auch von den Halden des einstigen Hochofenbetriebes der früheren Kgl. Eisengießerei bei Gleiwitz. Erheblich abweichend von der Zusammensetzung der Pflanzendecke der näheren Umgebung zeigt das Vegetationsbild dieser Schacken- und Schuttähnlichen eine auffällige Übereinstimmung mit der bekannten Kalkhügelflora der Höhenzüge zwischen Beuthen und Tarnowitz. Diese merkwürdige Übereinstimmung der Floren der doch räumlich weit entfernten und auch durch Höhenlage und geologische Verhältnisse so verschiedenen Gebiete wird dadurch erklärt, daß die Gleiwitzer Hütte die für ihren Hochofenbetrieb benötigten Eisenerze ausschließlich aus dem Tarnowitzischen Revier bezog. Die Anfuhr der ziemlich erheblichen Erzmengen erfolgte lediglich durch Landfuhrwerke aus dem Tarnowitzischen Kreise, wo das Eisen-erz fast ausschließlich im Tagebau gewonnen wurde. Nachdem die Erze auf dem Gleiwitzer Erzlagerplatz abgeladen waren, erfolgte auf dem Hüttenhof die Fütterung der Pferde mit dem aus der Heimat mitgebrachten Heu. Die in den verstreuten Futterresten enthaltenen Pflanzensamen fanden günstige Plätze, wo sie keimen und zur Verbreitung ihrer Art beitragen konnten. Auch mit dem gegrabenen Erz selbst mögen des öfteren Pflanzen (Wurzelstöcke und keimfähige Samen) nach der Gleiwitzer Hütte verschleppt worden sein, die dann auf den weiten Erzähnlichen festen Fuß fassten.

Entsprechend dem hohen Alter der Gleiwitzer Halden — über 100 Jahre! — sind dort schon hohe und starke Bäume herangewachsen. Die frühere Hüttenverwaltung pflegte in Zeiten schlechten Geschäftsganges die Arbeiter mit Kulturarbeiten zu beschäftigen. Bei dieser Gelegenheit wurden die Halden und Döbstellen, die vom Austräumen der Wasserläufe herrührenden Schlammhäufen, die Ufer des Kanals, sowie alle Wasserläufe und Wassergräben mit Bäumen, und zwar Robinien, Erlen, Weiden, Pappeln, Linden und Eichen bepflanzt. Von dieser Anpflanzung röhren auch noch die in der Nähe des Hüttenfriedhofes stehenden, der mittelständischen Flora angehörigen Bürgelbäume (*Celtis australis* L.) her, ebenso wohl die Vogelkirschbäume (*Prunus avium* L.) und Mehlbeerbäume (*Pirus Aria* Cr.) am Hüttenstichkanal.

Auf den alten Schlagenhalden dominieren die 3 Steinkeearten: *Melilotus altissimus* Thuill., *Melilotus albus* Desr. und *Melilotus officinalis* Desr. Auch die 3 Luzernearten sind zahlreich vertreten, nämlich die *Medicago sativa* L., *Medicago falcata* L. und *Medicago media* Pers. Die Esparsette (*Onobrychis sativa* Lmk.) kommt sowohl auf den Halden, als auch beim Hüttenfriedhofe wild vor. Durch kürzliche Abtragung einer unmittelbar am Kłodnitzflusse belegenen alten Schuttalde ist der nur auf ihr allein vorgekommene zahlreiche Bestand der deutschen Tamariske (*Myricaria germanica* Desv.) vernichtet worden. Außerordentlich zahlreich ist auf den Halden der bogige Fuchsschwanz (*Amarantus retroflexus* L.) anzutreffen. Ebenso die Wollkräuter oder Königskerzen (*Verbascum thapsiforme* Schrad., *Verbascum phlomoides* L. und *Verbascum nigrum* L.) im Verein mit der Nachtkerze (*Oenothera biennis* Scop.) und ihren beiden Abarten: *Oenothera f. grandiflorum* und *Oenothera f. parviflora*. Die Familie der Melden stellt eine ganze Reihe fremder Eindringlinge, z. B. das von den Küsten des Schwarzen Meeres stammende Salztraut (*Salsola kali* L.), die tatarische, die ausgebreitete und die spießförmige Melde (*Atriplex tataricum* L., *Atriplex patulum* L. und *Atriplex hastatum* L.). Von Nelkengewächsen sind Haldenbewohner: das Seifenkraut (*Saponaria officinalis* L.), der Taubenkopf (*Silene inflata* Sm.), das Ohröffel-Leimkraut (*Silene otites* Wib.) und der mit russischen Erztransporten von den Küsten des schwarzen Meeres eingeschleppte seifenkrautblättrige Taubenkopf (*Silene saponariifolia* Aschers.). Ausgebreitete Flächen werden von den verschiedenen Weidenröschenarten dicht bestanden, wie z. B. *Chamaenerium angustifolium* Scop., *Chamaenerium palustre* Scop., *Epilobium roseum* Retz., *Epilobium montanum* L., *Epilobium parviflorum* Schreb. usw. Auf den verwitterten Schlagenhalden ist neben dem Waldkerbel (*Anthriscus silvestris* Hoff.) sehr häufig auch der Pastinak (*Pastinaca sativa* L.), ein veraltetes Küchen gewächs, anzutreffen. Stark verbreitet auf dem falkhaltigen Untergrund sind ferner die Hundszunge (*Cynoglossum officinale* L.), die Ochsenzunge, (*Anchusa officinalis* L.), der Natterkopf (*Echium vulgare* L.) und der Boretsch (*Borago officinalis* L.), außerdem der jährige und der steife Biest (*Stachys annua* L. und *Stachys recta* L.), Loeffels Raukensenf (*Sisymbrium Loeselii* L.), der ungarische Raukensenf (*Sisymbrium sinapistrum* Crantz.) und die schmalblättrige Mauerrampe (*Diplotaxis tenuifolia* DC.). In der unmittelbarsten Umgebung der Gleiwitzer Hütte ist die aus Peru stammende und zu den Nachtschattengewächsen gehörige Gift- oder Gichtbeere (*Nicandra physaloides* Grtn.) häufig anzutreffen. Starke Verbreitung gewinnen hier auch der japanische Knöterich (*Polygonum cuspidatum* Sieb. u. Zucc.) und der orientalische Knöterich (*Polygonum orientale* L.).

Für die Röhrenfabrikation der Gleiwitzer Hütte wurde lange Zeit vom Waschen ausländischer Wolle herrührender Wollschlamm bezogen. Es ist deshalb auch leicht erklärlich, daß auf diesen Wollschlammhaufen sich eines Tages eine üppige Vegetation ausländischer Wollpflanzen entwickelte, von denen ein südafrikanischer Kürbis (*Citrullus colocynthis* Schrad.) besondere Erwähnung verdient.

Seit neuester Zeit wird Gleiwitz von einem Kranz von Gärten aller Art umgeben. Auch die städtischen Park- und Promenadenanlagen haben eine bedeutende Erweiterung erfahren. Dadurch ist wieder eine größere Anzahl neuer fremdländischer Gewächse zur Einführung gelangt, was wesentlich dazu beigetragen hat, das Vegetationsbild der aufstrebenden Stadt mannigfaltiger und schöner zu gestalten.

#### Benußtes und zum Vergleich herangezogenes Quellenmaterial.

- H. Grabowski, Flora von Oberschlesien und dem Gesenke. Breslau 1843.
- H. Kabath, Flora der Umgegend von Gleiwitz. Gleiwitz 1846.
- M. Jungel, Flora von Gleiwitz und Umgegend. Gleiwitz 1889.
- Th. Schube, Die Verbreitung der Gefäßpflanzen in Schlesien nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse. Breslau 1898.
- Th. Schube, Flora von Schlesien. Breslau 1904.

## Schrifttum über Gleiwitz

Von Karl Kaisig

Seit reichlich drei Jahren ist eine umfangreiche Titelsammlung oberschlesischer Literatur in Bearbeitung, die jetzt im Druck nahezu abgeschlossen ist und voraussichtlich im Juli dieses Jahres der Öffentlichkeit übergeben werden wird.\*). Diesem Werke ist die hier gegebene Übersicht des Schrifttums über die Stadt Gleiwitz (und Umgebung) entnommen. Auf Vollständigkeit macht sie keinen Anspruch. Es ist das Schicksal jedes Literaturnachweises und besonders jeder bibliographischen Erstausgabe, Lücken aufzuweisen, die erst später allmählich geschlossen werden. Ein Rest bleibt immer übrig, da man ja nicht jede Zeitungsnotiz bibliographisch erfassen kann. Eine wertvolle Ergänzung bietet das Studium der Ortszeitungen, die in den Archiven der Zeitungsverleger sorglich aufbewahrt werden. Es wäre außerdem der Bücher allgemeineren Inhaltes zu gedenken, in denen man über Gleiwitz etwas findet, z. B. der Schlesischen Provinzialblätter und der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens, sowie der Nachschlagewerke (Triest, Topographisches Handbuch von Oberschlesien, Schlesische Kernchronik usw.). Doch das ist eine Aufgabe für sich, die vielleicht in einem späteren Jahrbuch einen Bearbeiter findet.

Die Einteilung lehnt sich im wesentlichen an das in der Fußnote angegebene Hauptwerk an, dem die Titel entnommen sind. In den Kürzungen ist der leichteren Lesbarkeit wegen und aus drucktechnischen Gründen vom fachüblichen Brauche leicht abgewichen worden.

Von einer näheren Erörterung des vorliegenden Literaturnachweises kann wohl abgesehen werden — er spricht für sich. Der erste Eindruck ist ein Gefühl der Überraschung über die Fülle des Schrifttums, das es über Gleiwitz gibt. Durch tausend Fäden ist Oberschlesien mit dem deutschen Volkstum und mit dem deutschen Kulturleben verwoben in Verwaltung,

\*) Deutsches Grenzland Oberschlesien. Ein Literaturnachweis hrsg. von Oberbibliothekar Karl Kaisig und Staatsarchivar Dr. Hans Bessée unter Mitwirkung von Bibl.-Obersekreterin Lena Vogt. Gleiwitz: Verlag des Verbandes oberschlesischer Volksbüchereien e. V. 1927. Kommissionsverlag: Gleiwitz, Oberschlesische Heimatverlags- und Verbandsbuchhandlung. Umfang rund 600 Seiten. Geheftet 7.50 M.

Industrie, Handel und Verkehr, Kirchen und Klöster, Rechtspflege, Kunstmühle und Schulwesen. Nach Deutschland fließt die Kłodnitz und der Oderstrom, dorthin zeigt der Kłodnitzkanal, nach Deutschland ist das Antlitz von Oberschlesien gewendet, auch das zeigt die vorliegende Bibliographie, die polnische Büchertitel kaum aufweist, obwohl Deutsches und Polnisches mit gleicher Sorgfalt und Objektivität gesammelt worden ist. Mit Deutschland bestehen lebendige Wechselbeziehungen verschiedenster Art. Von Deutschland her kam das Christentum, kam die Industrie ins Land, und sie hat dem Vaterlande in schweren Zeiten Waffen und Munition zum Kampfe geliefert, hat auch das Eiserne Kreuz, das Erinnerungszeichen der Befreiungskriege, hergestellt. In Gleiwitz tagte im Jahre 1909 der X. Deutsche Kongress für Volks- und Jugendspiele, und eine Gleiwitzer Mannschaft war es, die sich im Jahre 1926 bei dem Kongress in Köln die Schlagballmeisterschaft für Deutschland holte. Von Gleiwitz aus hat die Deutsche Eichendorffgesellschaft (Sitz München) ihren Ausgang genommen. Ihr Gründer war der allen Gleiwitzern bekannte Geheimrat Schiller. Von Gleiwitz aus ist das deutsche geistige Leben durch eine Anzahl schöpferischer Kräfte befruchtet worden, ich brauche nur an Richard Weiß zu errinnern, über den es bereits eine ganze Literatur gibt. All das und noch viel mehr erzählen die nachstehenden Titel von Büchern und Aufsätzen.

So möge denn der vorliegende Versuch einer Sammlung des Schrifttums über Gleiwitz Zeugnis davon ablegen, daß die junge Großstadt Gleiwitz, die in Wirtschaft und Verkehr von so hoher Bedeutung ist, auch in kultureller Hinsicht nicht zurücksteht.

### Landkarten

Topographische Spezialkarte von Mitteleuropa [ehem. Reymannsche Karte]. Hrsg. v. Reichsamt f. Landesaufnahme. Berlin: 1888—1891. 1: 200 000. Blätter: Brieg, Kreuzburg, Glatz, Oppeln, Gleiwitz, Ratibor, Oświęcim.

Übersichtskarte von Mitteleuropa. Hrsg. v. Reichsamt f. Landesaufnahme. Berlin 1902—1910 u. ff. Mit Berichtigungen bei Neuauflagen. 1: 300 000. Blätter: Breslau, Landsberg OS., Oppeln, Gleiwitz, Brünn, Gitschin.

Karte der Umgebung von Gleiwitz. Berlin: Preuß. Landesaufnahme 1904. 1: 100 000. Auch 1913 u. 1916.

Umgebungs-karte Gleiwitz-Beuthen. Berlin: Landesaufnahme 1925. 1: 100 000.

Gleiwitz. J. v. [Furtach] [um 1750.] Etwa 1: 10 000. [Kolorierte Handzeichnung.] Situationsplan der Stadt Gleiwitz mit ihren Vorstädten und Umgebungen i. J. 1812.

Nach altem Kartenmaterial zusammengest. i. J. 1911. Von F. Schreiber. 1: 10 000. Plan der Stadt Gleiwitz. Mit Genehmigung d. Magistr. angefert. von d. städt. Landmesser F. Schreiber. Gleiwitz: Neumann 1901. 1: 5 000. Neue Auflg. 1919. Pharus-Plan Gleiwitz. Berlin: Pharus-Verlag. Gleiwitz: R. Schirdewahn [1910.] 1: 10 000.

Übersichtsplan der Stadt Gleiwitz nach dem Zustande i. J. 1911. Angefert. durch F. Schreiber. 1: 10 000. Daf. 1917 u. 1923.

Gleiwitz [hrsg. v. Städt. Vermessungsamt] [19 Bll. 90 x 100 in Zweifarbenindruck mit Höhenlinien.] [Bis jetzt fertig Bll. 5, 6, 9, 10, 12, 14 umfassend den Stadtteiln.] Bl. 9 = Berlin: Berliner Lithogr. Institut 1923. Bll. 5, 6, 10, 13, 14 = Beuthen OS. 1924—1926: Aluminium-Lichtdruckanstalt. 1:2500.

Übersichtsplan der Stadt Gleiwitz [1925.] Aus: Adressbuch d. Stadt Gleiwitz 1925. Etwa 1:14 000.

Stadtplan von Gleiwitz, angef. durch das städt. Vermessungsamt. Mit Straßenverzeichn. u. Verzeichnis d. öffentl. Gebäude. Schwarzdruck u. Fünffarbendruck. Beuthen OS. 1926: Aluminium-Lichtdruckanstalt. 1:7000. Ders. 4 Bll. mit Grundstücksgrenzen. Ebd. 1926. 1:5 000. Ders. Schwarzdruck und Fünffarbendruck mit Grundstücksgrenzen. Ebd. 1927. 1:10 000.

### Landeskunde

W. P[ol]: Z Wycieczki okolice Gliwic, Koźla, Opola, Tarnowskigóra, Wrocław, coś o ludzie języku, kraju. [Von einem Ausfluge i. d. Gegenden von Gleiwitz, Koźl, Oppeln, Tarnowitz, Breslau, etwas über Leute, Sprache u. Land.] Lemberg: Ossolinskisches Institut 1847. Bd. II: 545, 632 S.; 1848 Bd. I: 95 S.

Woerl's illustrierter Führer durch das oberschlesische Industriegebiet mit bes. Berücks. d. Orte Kattowitz, Königshütte, Beuthen, Tarnowitz, Sabrzec und Gleiwitz. Leipzig: Woerl 1904. 104 S. 50 Abb. 1 Plan u. 1 Karte.

Briefe über Oberschlesien (1839). Reise über Cösel, Ratibor, Lubowitz, Neu-Anhalt b. Pleß, Paprotnia, Berun, Königshütte, Gleiwitz, Ostróppa nach Tarnowitz. Aus Jul. Krebs: Schles. Zustände im 1. Jahrh. d. preuß. Herrsch. Breslau 1840. Mitt. d. Beuthener Geschichts- u. Museums-Ver. H. 4. 1916. S. 66—68.

Czmoł, Emanuel: Fornamen aus dem Dorfe Bernit bei Gleiwitz. Mitteil. d. Beuthener Geschichts- und Museums-Ver. H. 5/6. 1924. S. 55—57.

### Geschichtsforschung

Kułowa, Kurt: Pergamentfunden des Pfarrarchivs Allerheiligen in Gleiwitz. Gleiwitz 1924. Handschrift i. d. Pfarrarchiv d. Peter-Paul-Kirche.

Katalog der Miltärbibliothek Gleiwitz. Gleiwitz 1908: Neumann. 46 S.

Schiller, Arthur: Die Bücherei des Oberschlesischen Museums (zu Gleiwitz). Die Volksbücherei in Oberschlesien. Jg. 10. 1916. Nr. 5/6.

Hortsmann, Heinr.: Die Städtische Bücherei in (Gleiwitz). Gleiwitz, eine oberschl. Stadt. 1925. S. 124—127.

### Geschichte und Vorgeschichte

Die Hadergräber von Gleiwitz. Oberschles. Volksstimme 1906. Nr. 108.

Dworski, Mag: Die Belagerung von Gleiwitz 1626. Schlesien. Jg. 6. 1912/13. Nr. 10. S. 283—284.

Wiechulla, Hieronym.: Ein Brief des Königs Johann III. Sobieski aus Gleiwitz (1683, auf dem Zuge nach Wien). Oberschl. Heimat. Bd. 7. 1911. S. 49—50.

Reise Sr. Majestät des Königs i. J. 1788 nach Schlesien u. durch Oberschlesien; Ujest, Bełk, Tarnowitz, Beuthen, Gleiwitz, Rauden u. Ratibor. Schles. Provinzialblätter Bd. 8. 1788. S. 194—200.

Nowak, Alfons: Andreas von Witowksi (geb. 1770. Der „Schuhgott“ von Tarnowitz u. Gleiwitz). Oberschl. Heimat. Bd. 3. 1907. S. 139—150.

### Städtewesen

Meurer, Fr.: Der mittelalterl. Stadigrundriss im nördl. Deutschland in seiner Entwicklung zur Regelmäßigkeit auf der Grundlage der Marktgestaltung. (Felsenberg, Gleiwitz u. Biegenhals.) Berlin 1914. VI, 99 S. mit Grundrissen.

Gillner, Fr.: Allgemeine und Ortspolizei-Verordnungen sowie ortsstatutarische Bestimmungen für die Stadt Gleiwitz. Mit aml. Genehmigung zusammengest. Gleiwitz [1892]: Neumann. X, 321 S.

Bürgerbuch der Stadt Gleiwitz. Gleiwitz 1901. XVI, 371 S. Dasselbe. Bearb. v. Krug. Bd. 1—3. Gleiwitz 1914: Hill. XI, XVI, XIX; 1324 S. Franz, Ludw.: Das Gleiwitzer Handwerk. Gleiwitz, eine oberschl. Stadt. 1925. S. 188—191.

Feuerlöschordnung für die Stadt Gleiwitz, (1858). Oberschl. Wanderer. Jg. 31. 1858. Nr. 12. Straßenordnung für die Stadt Gleiwitz. Gleiwitz: Neumann 1842. 19. S.

### Landesverteidigung

Bericht über die Feier des 100 jähr. Bestehens des Infanterie-Regiments Keith (1. Oberschlesisches) Nr. 22 in Gleiwitz. Kattowitz: Phönix-Verlag. 1914. 28 S.

Meier, Alois: Rede des katholischen Divisionspfarrers Meier in Gleiwitz zur Weihe des Denkmals für die Gefallenen des Infanterie-Regiments „Keith“ 1. Oberschlesisches Nr. 22, des Reserve- u. Landwehr-Regiments Nr. 22. Gleiwitz: Breuer [1924.] 11 S. 4<sup>o</sup>. [Umschlagtitel]: Weihe des Denkmals für die Gefallenen . . .

Siegmund, Walter: Gedenkworte zur Einweihung der Gedenkhalle der Zweihundzwanziger. Gleiwitz: Breuer. [1924.] 9 ungez. Bll. 4<sup>o</sup>.

Bemerkung: Mehrere Geschichten des Infanterie-Regiments Keith vgl. Oberschlesiens Schriftum S. 104—105.

Unsere 2. Llanen (in Gleiwitz). Oberschlesien, Berlin. Jg. 2. 1925. S. 261—262.

### Wirtschaftsgeschichte

Sach-Katalog der Bibliothek der Oberschlesischen Eisen-Industrie-Aktien-Gesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb Gleiwitz OS. Gleiwitz 1923: Hill. VI, 200 S.

Professor Dr. Heinrich von Ed (geb. 1837 in Gleiwitz). Oberschlesien. Jg. 15. 1916/17. S. 490.

Fritz von Friedlaender-Guld (geb. in Gleiwitz 1858). Oberschlesien. Jg. 16. 1917/18. S. 222—223.

Wachsmann, Rudolf: Fritz von Friedlaender-Guld. Schlesier d. 19. Jhdts. 1922. S. 296—298.

Repetto, R.: Der Steinkohlenbergbau in und um Gleiwitz. Gleiwitz, eine oberschl. Stadt. 1925. S. 192—197.

Die Königl. Eisengießerei bei Gleiwitz. Oberschl. Wanderer. Jg. 5. 1832. Nr. 45. S. 225—226, 229—231, 233—234, 237—239, 241—242, 245—246, 249—250, 253—256 u. Jg. 6. 1833. S. 3—5.

Seidel, R.: Die Königliche Eisengießerei zu Gleiwitz. Deutschrift zur Feier des 100 jährigen Bestehens. Berlin 1896. 16. S. 2<sup>o</sup>.

Bimler, Kurt: Die Königliche Eisengießerei bei Gleiwitz zur Zeit der Befreiungskriege. Oberschlesien. Jg. 11. 1912/13. S. 568—576.

Preußische Bergwerks- und Hütten-Altengesellschaft. Hüttenamt Gleiwitz Oberschlesien. Stahlgießerei, Eisengießerei, Kunstgießerei, Maschinenfabrik. (Kurze Entwicklungsgesch. d. Hütte.) Berlin, Glogau, Breslau [1925]: Flemming-Wistott. 21 Bll. qu 8<sup>o</sup>.

Seiffert, Alfred: Die Elektrizitätsversorgung des Kreises Gleiwitz. Heimatkalender für den Kreis Gleiwitz 1926. S. 158—160.

Menzel, A.: Die Gleiwitzer Industrie. Gleiwitz, eine oberschlesische Stadt. 1925. S. 207—210.

Stegemann, Rich.: Die Kleinindustrie der Stadt Kieferstädtel. Eine Monographie zur Denkschrift betr. den Bau einer Eisenbahn Gleiwitz-Nendza. Oppeln 1891. 30 S.

Kohn, Ernst: Gleiwitz als Handelsplatz des deutschen Ostens. Gleiwitz, eine oberschlesische Stadt. 1925. S. 18—23.

Kohn, Ernst: Die Gleiwitzer Kaufmannschaft. Ebd. S. 174—177.

Eisenbahnjubiläum: (Gleiwitz-Ratibor.) Volk u. Heimat. Jg. 1. 1924. S. 107.

Kahle, Fritz: Der Kłodzko-Plan und die Aussichten auf einen Großschiffahrtsweg mit Großhafen in Gleiwitz. Gleiwitz, eine oberschl. Stadt. 1925. S. 165—173.

## Landschafts- und Ortsgeschichte

- Nietzsche, Benno: Die Herren der Stadt u. Herrschaft Gleiwitz bis zu ihrer Immediatisierung. Gleiwitz 1879: Neumann. Gleiwitz, kgl. Kath. Gymn. Programm 1879. S. 1—28. 4°.
- (Bekanntmachung des Gleiwitzer Magistrats vom 3. Aug. 1830 [die im Turmknopf der fath. Pfarrkirche vorgefundene Urkunden betr.]) [Abdruck der Urkunden.] Oberschles. Wanderer. Jg. 3. 1830. S. 155.
- Theodorus: Erinnerung an den für Gleiwitz traurigen 13. Oktober des Jahres 1730. (Feuersbrunst.) Oberschles. Wanderer. Jg. 3. 1830. S. 193.
- Der 3. August 1835 (Geburtstag Friedrich Wilhelms III.) zu Gleiwitz. Oberschles. Wanderer. Jg. 8. 1835. S. 131—132.
- (Besuch des Königs in Gleiwitz.) Ebda. Jg. 19. 1846. S. 182—184.
- Heimbrod, Jos.: Gleiwitz in Oberschlesien vor 50 Jahren und jetzt. Schles. Provinzialblätter. Neue Folge. Bd. 6. 1867. S. 641—645.
- Ders. Wie sah Gleiwitz im Jahre 1870 aus. Ebda. Neue Folge. Bd. 10. 1871. S. 216—222.
- Nietzsche, Benno: Geschichte der Stadt Gleiwitz. Gleiwitz: Raschdorff 1886. 837 S. Führer durch Gleiwitz und Umgebung. 2. Aufl. Würzburg: Woerl 1891. 24. S.
- Bethuys-Huc, Valeska Grfn. von: Gleiwitz. Aus d. Chroniken kleiner Städte, Schles. Bd. 1908. Nr. 862 und 865.
- Chrzaścz, Joh.: Gleiwitz vor 100 Jahren. Vortrag nebst Jahresber. d. „Oberschles. Museums-Vereins“. Gleiwitz (1907). «Oberschles. Volksstimme.» 24 S.
- Kowatsch, Adam u. Gerhard Seiler: Neuer illustrierter Führer durch die Stadt Gleiwitz mit Beitr. aus d. geschichtl. Vergangenheit. Mit e. Stadtplan u. 20 Illusfr. Gleiwitz: Mittmann (1909) 36 S.
- Zentralfriedhof in Gleiwitz. «Aus Oberschles. Volksstimme.» Oberschles. Heimat. Bd. 15. 1919. S. 97—100.
- Geisler, Georg: Gleiwitz, Gegenwart und Zukunft einer aufblühenden Stadt Oberschlesiens. (Gleiwitz 1924: Neumann.) 8. S. 4°.
- Gleiwitz. Festzeitung zum 65 jähr. Oberschles. Schützenbundesfest. 10.—13. Aug. 1924 in Gleiwitz. 6 ungez. S. 4°.
- Gleiwitz in sieben Spiegeln der Geschichte. Von H. W. (Gleiwitz als: Straßenschnittpunkt. Markstadt. Hafenstadt. Museumsstadt. Waffenplatz. Schulstadt. Wohnstadt.) Volk und Heimat. Jahrg. 1. 1924. S. 50—51.
- Hach, Otto: Gleiwitz. Oberschlesien, Berlin. Jg. 1. 1924. S. 67—68.
- Gleiwitz, eine oberschlesische Stadt. Hrsg. von Oberbürgermeister Dr. [Georg] Geisler, Stadtbaurat [Karl] Schabit [u. a.] Mit zahlr. Abb. im Text. Berlin-Friedenau: Deutscher Kommunalverlag 1925. 296 S. 4°. Monographien deutscher Städte. Bd. 12.
- Riedel, Richard: Die kommunalen Friedhofsanlagen der Stadt Gleiwitz. Gleiwitz, eine oberschlesische Stadt. 1925. S. 89—93.
- Ders.: Die Grünanlagen der Stadt Gleiwitz. Mit 10 Abb. Ebda. S. 81—88.
- Schabit, Karl: Die künstlerische Gestaltung des Stadtbildes in Vergangenheit und Gegenwart. Ebda. S. 110—118.
- Ders.: Gleiwitz als Garten- und Wohnstadt. Ebda. S. 24—26.
- Warlo, Alfons: Gleiwitz. Oberschlesien, seine Entwicklung und seine Zukunft, hrsg. v. Erich Köhrer. 1925. S. 74—78.
- Ders.: Geschichtlicher Rückblick (auf die Entwicklung der Stadt Gleiwitz). Gleiwitz, eine oberschles. Stadt. 1925. S. 9—13.
- Czmos, Emanuel: Die zwei Steinsäulen bei Petersdorf (Gleiwitz). Volk und Heimat. Jg. 1. 1924. S. 105.
- Schiller, Artur: Petersdorf bei Gleiwitz. Ebda. S. 138—139.

## Kirche

- (Besuch des Bischofs Daniel Latoufet in Gleiwitz.) Oberschles. Wanderer. Jg. 16. 1843. S. 109—110, 113 u. 161—162.
- Lebensbeschreibung des Jesuiten Martin Strodonius aus Gleiwitz (geb. 1587, † 1650). Oberschles. Wanderer. Jg. 1. 1828. S. 129—131, 133—134, 137—138, 141, 145—146 und 153—154.
- Chrzaścz, Joh.: Beiträge zur Geschichte der Pfarreien im Archipresbyterat Gleiwitz, Oberschlesien. Jg. 1. 1902/03. S. 22—37 u. Jg. 2. 1903/04. S. 517—540. 674—695 und 744—769.
- Kurze Geschichte des Franziskanerklosters zu Gleiwitz nach einem a. d. Schriften d. Klosters ungefähr i. J. 1772 gemachten lat. Auszuge übers. Von J.-d. Oberschles. Wanderer. Jg. 1. 1828. S. 105—106.
- Einweihung der Hospitalkapelle ad St. Trinitatem zu Gleiwitz am 29. Juni 1838. Oberschles. Wanderer. Jg. 11. 1838. S. 117—118.
- Idziowski, Franz: Nachrichten von dem ehemaligen Franziskanerkloster zu Gleiwitz. Schles. Provinzialblätter. Neue Folge. Bd. 5. 1866. S. 140—145, 213—221 u. 273—281.
- Altmann, Albrecht: Besteht eine Rechtspflicht des Magistrats zu Gleiwitz zur Übernahme des Patronats über die neu zu erbauende zweite fatholische Kirche daselbst? Gutachten . . . unter Mitw. d. Gerichts-Asst. Friedrich Altmann. Als Handschr. gedr. Gleiwitz 1892: Neumann. 40 S.
- Schweiter, Josef: Die Gleiwitzer Kirche zum Heiligen Kreuz als Gymnasialkirche. Oberschles. Volksstimme. 1922. Nr. 351 ff.
- Die Redemptoristenkirche zum Heiligen Kreuz in Gleiwitz. (Gedenkblätter.) Gleiwitz [1926]: Oberschles. Volksstimme. 42 S. 4°.
- Kułowa, Kurt: Aus der Chronik der Kirche „Zum heiligen Kreuz“ in Gleiwitz. Abschr. a. d. handschr. „Geschichte d. Allerheiligenkirche zu Gleiwitz“. Die Redemptoristenkirche z. hl. Kreuz in Gleiwitz. 1926. S. 11—14.
- Wahl, Josef: Das Kloster „Zum heiligen Kreuz“ als Stätte religiöser Kultur. Ebda. S. 15—20.
- Das Wiedererstehen in Kloster und Kirche. Ebda. S. 21—25.
- Kułowa, Kurt: Die Allerheiligenkirche von Gleiwitz. Ein Beitrag zur oberschles. Geschichte. Gleiwitz: Selbstverl. d. Pfarramts Allerheiligen und Peter u. Paul. 1926. VIII, 116 S. gr. 8°.
- Beer, R.: Rede bei der Weihe des Denkmals zur Erinnerung an die alte evangelische Kirche zu Gleiwitz und den Königl. Superintendenten Friedrich Jakob, geh. am 12. Mai 1867. Gleiwitz (1867): Neumann. 8 S.
- Elsner, Herm. Viktor Ottomar: Geschichte der evangelischen Kirche zu Gleiwitz zur fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier, den 1. Nov. 1884. Gleiwitz 1884: Neumann. VII, 54 S.
- Schulwesen
- Über die erste Idee der Gründung eines Gymnasiums zu Gleiwitz in Oberschlesien, zugleich e. Beitrag zur Geschichte des Schulwesens in Oberschlesien. Oberschles. Wanderer. Jg. 14. 1841. S. 49—53.
- (Stiftungs-Jubeltag des kgl. Gymnasiums zu Gleiwitz.) Ebda. S. 83.
- (Einweihung des Neubaus des Gleiwitzer Gymnasiums. 25. Jan. 1847.) Ebda. Jg. 20. 1847. S. 17—18.
- Nieberding, Carl: Geschichte der Gründung und Entwicklung des Gymnasiums zu Gleiwitz. Zur Feier des 50jährigen Bestehens d. Anstalt. Gleiwitz 1866: Neumann. 88 S. Gleiwitz, Gymn. Programm. 1866.
- Ders.: Die letzten 25 Jahre des Gymnasiums zu Gleiwitz als Beitrag zu einer Geschichte der Anstalt. Gleiwitz 1891: Neumann. 41 S. 4°. Gleiwitz, kgl. fath. Gymn. Programm 1891.
- Bericht über die Feier des 75. Jahrestages der Gründung des Gymnasiums zu Gleiwitz. Gleiwitz 1891: Neumann. 33 S.

- Wernicke, Adolf: Geschichte der königlichen Oberrealschule und technischen Fachschule zu Gleiwitz aus Veranlassung des 25jähr. Bestehens d. Anstalt. Gleiwitz 1893: Neumann. III, 46 S. 4°.
- Chrzaszcz, Joh.: Das hundertjährige Jubiläum des Gymnasiums in Gleiwitz, insbesondere die Jubelfeier am 29. April 1916. Oberschl. Heimat. Bd. 12. 1916. S. 103—118.
- Chrzaszcz, Joh.: Ein Jahrhundert Geschichte des königlichen katholischen Gymnasiums in Gleiwitz, 1816—1916. «Zugleich Festschrift des Oberschlesischen Museums zu Gleiwitz.» Oberschlesien. Jg. 15. 1916/17. S. 1—15; auch in: Schles. Pastoratbl. Jg. 37. 1916.
- Zur 25jährigen Jubel-Feier des Gleiwitzer Lehrer-Vereins am 21. Okt. 1899. Gleiwitz (1899): Hill. 8 S.
- Festschrift zum Goldenen Jubiläum des Gleiwitzer Lehrer-Vereins am 18. Okt. 1924. Hrsg. von Robert Urbanet. Gleiwitz 1924: «Stephan.» 31 S.
- Taetel, Alfons: Aus der Geschichte des Gleiwitzer Lehrer-Vereins. Festschrift z. gold. Jubiläum d. Gleiwitzer Lehrer-Vereins. 1924. S. 5—15.
- Bienert, Albert: Das Schultwesen (in Gleiwitz). Gleiwitz, eine oberschles. Stadt. 1925. S. 128—133.
- Gleiwitzer Frauenbildungsschule. Von B. G. Oberschlesien. Jg. 9. 1910/11. S. 153.
- Müller, Paul: Die staatliche Maschinenbau- und Hüttenchule. Gleiwitz, eine oberschlesische Stadt. 1925. S. 137—140.

### Bildungswesen

- Kaisig, Karl: Das Oberschlesierhaus. [Gleiwitz.] Die Volksbücherei in Oberschlesien. Jg. 14. 1921. H. 1/2. S. 6—8.
- Großer, Karl: Vom Gleiwitzer Volksbildungsberein. Oberschlesien. Jg. 18. 1919/20. S. 22—23; vgl. Der Oberschlesier. Jg. 2. 1920. Nr. 18. S. 2.
- Sitzungen des Oberschlesischen Museumsvereins zu Gleiwitz. Dat. Gleiwitz 4. Mai 1905. 3 S. 4°.
- Oberschlesischer Museumsverein (3 ff.: Oberschlesisches Museum). Bericht (2 ff.: Jahresbericht.) 1 ff. Gleiwitz, Kattowitz 1905 ff.
- Oberschlesisches Museum in Gleiwitz. Eröffnung. Schles. Atg. 1906. Nr. 126.
- Führer durch das Oberschlesische Museum zu Gleiwitz. Gleiwitz 1907: Feldhuf. 24. S. u. Gleiwitz: Selbstverl. d. Oberschl. Museums, 1912. 8 ungez. Blätter.
- Ein Gang durch das Oberschl. Museum zu Gleiwitz. Kattowitz Atg. v. 13. Aug. 1908.
- Das Oberschlesische Museum in Gleiwitz. Oberschlesien. Jg. 8. 1909/10. S. 1—9.
- Oberschlesisches Museum in Gleiwitz. Ebda. S. 254—255.
- Chrzaszcz, Joh.: Über die Sammeltätigkeit für das Oberschlesische Museum in Gleiwitz. Vortr. geh. am 15. März 1910 bei der Hauptversammlung in Gleiwitz. Ebda. Jg. 9. 1910/11. S. 40—44.
- Klose, M.: Zwei Sehenswürdigkeiten des Oberschl. Museums. Ebda. Jg. 11. 1912/13. S. 430—433 u. 527—532.
- Die Eichendorffsammlung des Oberschlesischen Museums. Ebda. Jg. 13. 1914/15. S. 535—536.
- Oberschlesisches Museum in Gleiwitz. Oberschl. Heimat. Bd. 11. 1915. S. 87—89.
- Schiller, Artur: 1905. 22. März 1915. Katalog des Oberschlesischen Museums zu Gleiwitz. T. 1. Oberschl. Gegenstände 1915. Gleiwitz: Selbstverl. d. Oberschl. Museums. 1915.
- Das Oberschlesische Museum und Eichendorff. Oberschl. Heimat. Bd. 13. 1917. S. 186.
- Das Oberschlesische Museum und die Kunst in Oberschlesien. Ebda. Bd. 14. 1918. S. 38—41.
- Geheimer Justizrat Artur Schiller. [Zu seinem Weggange.] Oberschlesien. Jg. 18. 1919/20. S. 185—186.

- Schiller, Artur: „Indiskretionen“ aus dem Oberschlesischen Museum. Der Oberschlesier. Jg. 3. 1921. S. 773—774 u. 790—792.
- Heinebette, Franz: Das Oberschlesische Museum in Gleiwitz. Gleiwitz, eine oberschlesische Stadt. 1925. S. 119—123.
- Spitzen- u. Gemäldeausstellung im Oberschlesischen Museum in Gleiwitz. Oberschlesien. Jg. 7. 1909. S. 513—514.
- Urbanet, Robert: Schulmuseum in Gleiwitz. Schles. Schulatg. 1905. Nr. 14, 25 u. 41; 1906. Nr. 3, 18, 23, 32 u. 42.
- Schindler, Josef: Das städtische Schulmuseum in Gleiwitz. Festschrift zum goldenen Jubiläum d. Gleiwitzer Lehrervereins. 1924. S. 16—19; vgl. Gleiwitz, eine oberschlesische Stadt. 1925. S. 134—136.
- Scholz, Karl: Das Schulmuseum in Gleiwitz. Heimat u. Arbeit. Jg. 1. 1924/25. S. 24—27. Der Oberschlesier. Jg. 6. 1924/25. S. 333—335; f. auch Oberschlesien, Berlin. Jg. 2. 1925. S. 343—344.
- Langner, O.: Jugendstiftenausstellung des städt. Schulmuseums in Gleiwitz. Die Volksbücherei in Oberschlesien. Jg. 4. 1910. S. 53—55.
- Rüder, Julius u. Oskar Wilpert: Heimatfunde. Der Landkreis Tost-Gleiwitz, der Stadtkreis Gleiwitz und das Wichtigste von der Provinz Schlesien. 6. verb. Aufl. Groß-Strehlitz: Wilpert 1898. 32 S.
- Seiler, Gerhard: Heimatfunde. Der Stadtkreis Gleiwitz und der Kreis Tost-Gleiwitz. Mit e. Kreisfarte. Gleiwitz: Mitmann 1903. 43 S.
- Festschrift zur Feier des vierzigjährigen Bestehens der Philomathie in Gleiwitz. Hrsg. von Dr. Albert Lennartz. Gleiwitz 1906: Neumann. 20 S.

### Kunst

- Odoy, Max: Der Bund für bildende Kunst in Oberschlesien und seine Ausstellungen in Gleiwitz. Gleiwitz, eine oberschles. Stadt. 1925. S. 107—109.
- Knötel, Paul: Die (oberschlesische) Kunstausstellung in Gleiwitz. Oberschlesien. Jg. 5. 1906/07. S. 437—440.
- Staecker, F. K.: Kleinkunstausstellung der Oberschlesischen Künstlervereinigung (in Gleiwitz). Ebda. Jg. 17. 1918/19. S. 22—23.
- Erste oberschlesische Kunstausstellung. Veranstalt. vom Bund für bildende Kunst. Verzeichnis der ausgestellten Kunstwerke. Gleiwitz Herbst 1923. (Gleiwitz 1923: Stephan.) 4 Bll.
- Herstausstellung des Bundes oberschlesischer Künstler (in Gleiwitz). Volk u. Heimat. Jg. 1. 1924. S. 120—121.
- Kunstausstellung 1925 des Bundes für bildende Kunst in Oberschlesien. Gleiwitz. (Gleiwitz: 1925: Neumann). 16 S. 11 Bll.
- Jahres-Ausstellung 1926 des Bundes für bildende Kunst in Oberschlesien. (Gleiwitz: Bund für bildende Kunst 1926.) 20 ungez. Bll.
- Kaisig, Karl: Kunst in Oberschlesien (Gleiwitzer Frühjahrsausstellung 1926 des Bundes für bildende Kunst in Oberschlesien). Berlin: Schatzgräber. Jg. 5. 1926. H. 5.
- Dominik, Heinrich: Das Erlebnis in der neuen Architektur im Bilde der Stadt Gleiwitz. Die Werber. Jg. 1. 1924/25. S. 369—378.
- Schiller, Artur: Die Steinmetzzeichen am Allerheiligensturm zu Gleiwitz. Oberschlesien. Jg. 13. 1914/15. S. 1—7.
- Knötel, Paul: Der Turm der Allerheiligenpfarrkirche in Gleiwitz. Ebda. S. 89—91.
- Bimler, Kurt: Die Allerheiligenkirche in Gleiwitz. Der Oberschlesier. Jg. 6. 1924/25. S. 520—523.
- Poellniß, Hans von: Der Erweiterungsbau der Kirche „Zum heiligen Kreuz“ als Restaurationsvort. Die Redemptoristenkirche z. hl. Kreuz in Gleiwitz. 1926. S. 26—30.
- Wettbewerb um Entwürfe für ein Rathaus in Gleiwitz. Zentralbl. der Bauverwaltung. Jahrg. 29. 1909. S. 159 u. 654.

- Bimler, Kurt: Die Gleiwitzer Eisengießerei und die Bildhauer Kalide und Käß. Oberschlesien, ein Land deutscher Kultur 1921. S. 53—60.
- Oppermann, Th.: Der Bildhauer Hermann Ernst Freund, der Schöpfer des Gleiwitzer Lefyhos 1786—1840. Oberschlesien. Jg. 16. 1917/18. S. 29—40; auch Sonder-Abdr. Katowitz 1918. 12 S.
- Heinebitter, Franz: Die Entdeckung eines Freskogemäldes in der Gleiwitzer Kreuzkirche. Der Oberschlesier. Jg. 7. 1925. S. 456—459.
- Der Gedankeninhalt der Deckengemälde in der Kreuzkirche. Die Redemptoristenkirche z. hl. Kreuz in Gleiwitz. 1926. S. 34—36.
- (Erinnerungsmedaille der Rgl. Eisenhütte in Gleiwitz von Bildhauer Jos. Breitkopf). Von L. v. L. Berl. Münzbl. Jg. 34. 1913. S. 689.
- Breitkopf, Jos.: Jubiläumsmedaille d. Gleiwitzer Jubiläumsausgabe des „Deutschen Volksblattes“ mit dem Wappen von Gleiwitz. Dt. Volksblatt f. Oberschles. vom 31. Jan. 1914. Jg. 11.
- Jubiläumsmünze der Stadt Gleiwitz 1813—1913. Oberschlesien. Jg. 13. 1914/15. S. 40—41.
- Medaillenausstellung im Oberschlesischen Museum zu Gleiwitz. Ebda. Jg. 14. 1915/16. S. 227—228.
- Urbanet, Robert: Wo ist das Eiserne Kreuz von 1813 gegossen worden? (In Berlin und Gleiwitz). Schlesien Jg. 6. 1912/13. S. 337—339.
- Bimler, Kurt: Gleiwitzer Eisenfundstüsse. Ebda. S. 465—470.
- Bimler, Kurt: Modelleure und Plastik der Königlichen Eisengießerei bei Gleiwitz. Oberschlesien. Jg. 12. 1913/14. S. 441—452, 508—524, 571—581 und 628—636.
- Kaminsky, Friedrich: Beichen eiserner Zeit. (Eiserne Grabmale auf dem Gleiwitzer Hüttengräberhof, dem Oppeln u. Königshütter Friedhof.) Oberschles. Heimat. Bd. 10. 1914. S. 19—23.
- Steinbeck, Paul: Der Musikverein Gleiwitz. Der Oberschlesier. Jg. 3. 1921. S. 118—119.
- Kauf, Franz: Das Gleiwitzer Musikkleben. Gleiwitz, eine oberschles. Stadt. 1925. S. 103—106.
- Halbig, Viktor: Unsere Orgel. Die Redemptoristenkirche z. hl. Kreuz in Gleiwitz. 1926. S. 37—39.
- Gebauer, Franz: Über die Abnahme der neuen Orgel in der Kreuzkirche. Ebda. S. 40—41.
- Hapke, Walter: Richard Weß. (Geb. 1875 in Gleiwitz.) Der Oberschlesier. Jg. 6. 1924/25. S. 540—545.
- Strede, Gerhard: Richard Weß. Eine Würdigung f. Persönlichkeit und seines Schaffens anlässlich seines 50. Geburtstages. «Geb. 26. Febr. 1875 zu Gleiwitz.» Die Werber. Jg. 1. 1924/25. S. 409—418.
- [Weitere Schriften über Weß vergl. „Deutsches Grenzland Oberschlesien. Ein Literaturnachweis“ S. 296].

### Wesen und Geistesart des Oberschlesiens

- Scholz, Gabriele: Aus der Arbeit des Gleiwitzer Jugendringes. Der Oberschlesier Jg. 4. 1922. S. 277.
- X. Deutscher Kongress für Volks- und Jugendspiele 1909 zu Gleiwitz. Festchrift. Hrsg. vom Preß-Ausschuß. Gleiwitz, vom 2. bis 5. Juli 1909. Gleiwitz 1909: Neumann, 91 S.
- Der X. Deutsche Kongress für Volks- und Jugendspiele in Gleiwitz vom 2. bis 5. Juli 1909. Hrsg. von Hofrat Prof. H. Raydt. Leipzig u. Berlin: Teubner 1910. 158 S.
- Böhme, Walther: Das Gleiwitzer Turn- und Sportleben. Gleiwitz, eine oberschles. Stadt. 1925. S. 141—144.

### Gesundheitswesen und Wohlfahrtspflege

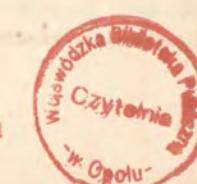
- Luft und Wasserbad in Gleiwitz. Oberschles. Heimat. Bd. 13. 1917. S. 132.
- Schaefer, Reinhold: Die städtische Krankenpflege. Gleiwitz, eine oberschles. Stadt. 1925. S. 75—77.
- Wario, Alfons: Kommunale Wohlfahrtspflege. Ebda. S. 64—68.
- Ders. Freie Wohlfahrtspflege. Ebda. S. 69—74.
- (Deisner, Theodor): Heilquelle zu Gleiwitz. Schles. Provinzialblätter. Neue Folge. Bd. 11. 1872. S. 254.

### Verschiedenes

- Der oberschlesische Wanderer. Eine Wochenschrift f. alle Stände. Hrsg. v. G. E. Neuman. Gleiwitz. Neumann 1828 ff. Ab 1842 Tageszeitung.
- Böhme, H.: Der Gleiwitzer Münzfund v. 25. Mai 1906 im oberschles. Museum zu Gleiwitz. Oberschlesien. Jg. 9. 1910/11. S. 419—423 u. 469.
- Chrząszcz, Józ.: Einige Gerichtssprüche aus dem Gleiwitzer alten Schöffensbuch. (1592, 1594 u. 1666). Oberschles. Jahrbuch Bd. 2. 1925. S. 185—189.
- Schreiber, F. Geschichte der St. Johannis-Loge zur Siegenden Wahrheit im Orient Gleiwitz. Zeitschrift zur Hundert-Jahrfeier. Handschr. für Brüder. Gleiwitz [1913]: Neumann. 214 S.
- (Weber, Peter Hubert): 100 Jahre Neumanns Stadtbuchdruckerei. Gleiwitz, am 17. April 1926. 1826—1926. Gleiwitz: Neumanns Stadtbuchdr. 1926. 39. S. 40.
- Deutsche Eichendorff-Gesellschaft, Sitz Gleiwitz. (Aufruf zum Beitritt). Oberschles. Heimat. Bd. 10. 1914. S. 38—40.
- Schiller, Artur: Eichendorff-Sammlung des Oberschlesischen Museums und der Deutschen Eichendorff-Gesellschaft zu Gleiwitz. Die hauptsächlichsten Neuerwerbungen in der Zeit von September 1913 bis Ende März 1914. Oberschlesien. Jg. 13. 1914/15. S. 156—157.
- Just, Alfred: Das Volkstheater in Gleiwitz im Winter 1903/04. Ebda. Jg. 3. 1904/05. S. 165—170.
- Hellmann, Anton: Das Gleiwitzer Stadttheater. Gleiwitz, eine oberschl. Stadt. 1925. S. 99—102.
- Czmot, Emanuel: „Vom Kräutermarkt“ in Gleiwitz. Volk und Heimat. Jg. 1. 1924. S. 131—132.
- Kania, Joseph: Eine oberschlesische Bauernhochzeit. Zur Erläut. der Trachtengruppe des Oberschl. Museums zu Gleiwitz. Oberschlesien. Jg. 16. 1917/18. S. 272—276 u. 307—312.
- Czmot, Emanuel: Volksbräuche aus der Gleiwitzer Gegend. «Richtersdorf.» Volk und Heimat. Jg. 1. 1924. S. 54—55.
- Ders.: Der Schmied von Bernif. Ein oberschlesisches Märchen. Ebda. Jg. 2. 1925. S. 46—47.
- Jaworek, M.: Kinderreime aus Gleiwitz. Der Oberschlesier. Jg. 3. 1921. S. 395—396.
- Giovanni: Die Geistlichkeit in Gleiwitz-Lublinitz im Wahlkampf 1918. o. D. (1918). 16 S. Als Handschrift gedruckt.
- Heimatgabe zur Volksabstimmung in Oberschlesien. Hrsg. vom Verband heimatreuer Oberschlesiener, Kreisgruppe Gleiwitz. Gleiwitz 1921: Oberschles. Volksstimme. 70 S.

Inhalt des ersten Bandes:

	Seite
Vorwort	3
Von Stadthämmerer Dr. Alfons Warlo (Gleiwitz)	
Das schwarze Buch von Gleiwitz. 1. Teil (1582—1612)	7
Von Geisl. Rat, Pfarrer Dr. Johannes Chrząszcz (Peistretscham)	
Die oberschlesischen Notjahre 1844—1848	43
Von Studienassessor Dr. Wilhelm Mat (Gleiwitz)	
Die Dänen vor Gleiwitz und die Gleiwitzer Gelöbniswallfahrt	100
Von Verkehrsdirektor Oswald Böltel (Gleiwitz)	
Gleiwitzer Postmeister in österreichischer Zeit	159
Von Verkehrsdirektor Oswald Böltel (Gleiwitz)	
Aus der Frühzeit Gleiwitzer Zeitungen und Buchbindereien	173
Von Bibliothekar Friedrich Kamiensky (Hindenburg)	
Die Schrotholzkirche Mariae Himmelfahrt auf dem Hauptfriedhof in Gleiwitz	183
Von Museumsdirektor Dr. Franz Heinebutter (Gleiwitz)	
Lage und Form der Siedelungen im Stadtkreis Gleiwitz	191
Von Stadtbaurat Karl Schabit (Gleiwitz)	
Holzhausen	197
Von Oberstudiendirektor Dipl.-Ing. Paul Müller (Gleiwitz)	
Einige Erinnerungen	203
Von Geisl. Rat, Pfarrer Dr. Johannes Chrząszcz (Peistretscham)	
Der Bildhauer August Kiß in seinen Beziehungen zu Gleiwitz	218
Von Privatdozent, Bildhauer Dr. Kurt Bimler (Breslau)	
Vier Briefe Joseph von Eichendorffs an den Grafen von Loeben aus den Jahren 1812/14	223
Mitgeteilt von Stadtbüchereidirektor Dr. Heinrich Horstmann (Gleiwitz)	
Zur Geschichte des Gleiwitzer Schützenwesens	242
Von Verkehrsdirektor Oswald Böltel (Gleiwitz)	
Der wissenschaftliche Verein „Philomathie“ in Gleiwitz	245
Von Oberstudiendirektor Max Hanisch (Gleiwitz)	
Neue Funde im marinen Miocän von Alt-Gleiwitz	254
Von Oberlandmesser i. R. Max Grundey (Gleiwitz)	
Über die Veränderungen des Vegetationsbildes der Stadt Gleiwitz und Umgegend in den letzten fünfzig Jahren	281
Von Hüttenobermeister i. R. Emanuel Czmos (Gleiwitz)	
Schrifttum über Gleiwitz	290
Von Oberbibliothekar Karl Kaisig (Gleiwitz)	



# STADTBÜCHEREI

GLEIWITZ  
WILHELMSPLATZ 8-12

Bücherbestand rd. 30000 Bände.

Sie bietet in der

## ABTEILUNG VOLKSBUCHEREI:

ROMANE, ERZÄHLUNGEN, NOVELLEN,  
LEBENS- UND REISEBESCHREIBUNGEN,  
BÜCHER ÜBER RELIGION, KUNST UND  
NATUR;

## ABTEILUNG STUDIENBUCHEREI:

EINSCHLÄGIGE WISSENSCHAFTLICHE  
LITERATUR ÜBER ALLE LEBENS- UND  
WISSENSGEBIETE;

## ABTEILUNG LANDESBÜCHEREI:

LANDESGESCHICHTLICHE SCHRIFTEN  
ZUR STADT-, ORTS- UND FAMILIEN-  
GESCHICHTE, ÜBER GESCHICHTE UND  
NATUR, SOWIE ÜBER DIE STAATLICHEN,  
RECHTLICHEN UND WISSENSCHAFT-  
LICHEN VERHÄLTNISSE O.-SCHLESIENS;

## IN DEM LESE- UND ARBEITSSAAL

EINE HANDBÜCHEREI VON ÜBER  
1200 BDE. UND 100 ZEITSCHRIFTEN ZUR  
UNENTGEHTLICHEN BENUTZUNG.

## ÖFFNUNGSZEITEN:

FÜR DIE VOLKSBUCHEREI: WERKT. 12—2 UHR, 5—7 UHR.  
FÜR DIE STUDIEN- UND LANDESBÜCHEREI NEBST  
LESESAAL WERKTÄGLICH 11—1 UHR, ½5—7 UHR.

AM MITTWOCH NACHMITTAG IST  
DIE STADTBÜCHEREI GESCHLOSSEN.

# Oberschlesisches Museum

Friedrichstr. 1a. Gleiwitz. Friedrichstr. 1a.

Im Museum sind ausgestellt:

## Abt. Kunstgewerbe:

Gläser, Porzellane, Oberschlesische Keramik, Gleiwitzer Eisengüsse, Zinngeräte, Miniaturen, kirchliche Kleinkunst, ostasiatisches Kunstgewerbe.

## Abt. Industrie u. Handwerk:

Modelle alter Hochöfen, Muster oberschles. Industrie-Erzeugnisse, Altertümer des Schlosser-, Tischler-, Uhrmacher-, Kupferschmiede-, Modellschnitzerhandwerks. Werdegänge aus verschiedenen Industriezweigen.

## Abt. Bildende Künste:

Gemälde alter und neuer Meister, besonders oberschlesischer, Plastiken. Wechselnde Kunstausstellungen.

## Abt. Waffenkunde:

Hieb- und Schusswaffen aller Zeiten und Länder.

## Abt. Naturkunde:

Die heimische Tierwelt (Vögel, Schmetterlinge, Fische) in vielen hundert Präparaten.

## Abt. Volkskunde:

Oberschlesische Altertümer (Möbel, Trachten, Geräte, Werkzeuge, Uhren, Stickereien). Eingerichtete Bauernstube von 1794.

## Abt. Völkerkunde:

Geräte und Waffen der Naturvölker unserer Kolonien. Prähistorische Fundstücke aus Oberschlesien. Eine ägyptische Grabkammer mit einer Mumie und ihren drei Särgen.

## Abt. Geologie u. Mineralogie:

Versteinerungen aus allen Perioden der Erde. Mineralien aus allen Erdteilen.



## Öffnungszeiten:

Sonntags von 11—1 und 3—6 Uhr. Wochentags von 9 bis 4 Uhr. (Sonntags nur bis 1 Uhr.)

Eintrittspreise: Sonntags 20 Pf., Wochentags 50 Pf., Kinder und Schüler die Hälfte.

# Bund für bildende Kunst in Oberschlesien

Vorsitzender: Stadtbaurat Karl Schabik, Gleiwitz.

Der Bund umfaßt Künstler und Kunstfreunde. Er veranstaltet regelmäßige Jahresausstellungen und Sonderausstellungen und unterhält eine dauernde Verkaufsausstellung im Oberschlesischen Museum in Gleiwitz.

Der Bund besitzt eine Gallerie von Werken oberschlesischer Künstler, die er durch Ankäufe ständig erweitert.

\*

## Aufgaben des Bundes sind ferner:

Die Veranstaltung von Vorträgen, Führungen und Wanderungen kunstwissenschaftlichen Inhalts. Die Förderung aller Bestrebungen, die künstlerische Bildung zum Ziele haben. Die Stellungnahme zu allgemeinen Kunstfragen. Die Errichtung von Kunstberatungsstellen mit dem Ziele der Erhaltung heimischer Kunstwerke und der Einwirkung auf die künstlerisch einwandfreie Gestaltung aller neuen Werke der bildenden Kunst und des Kunstgewerbes in Kirche, Stadt und Land. Die Herausgabe von periodischen Veröffentlichungen.

Anmeldungen nimmt der Geschäftsführer des Bundes, Museums-Direktor Dr. Heinevetter, Gleiwitz, Friedrichstraße 1a entgegen, der auch jede gewünschte Auskunft erteilt.

Die Mitglieder erhalten als Gegenleistung für ihren Beitrag, der jährlich mindestens 4 Mark beträgt, jährlich eine Kunstgabe und freien Eintritt in die vom Bunde veranstalteten Ausstellungen und in die Gemälde-Gallerie des Oberschlesischen Museums.

# Wochenblatt für Oberschlesien

Wochenblatt für Oberschlesien

Oberschlesische Volksstimme  
G. m. b. H.  
Gleiwitz, Königplatz Nr. 3

# Städtische Spar- und Girokasse

## Gleiwitz

Niederwallstraße 11.

Gegründet 1. Januar 1865

Mündelsichere öffentliche Sparkasse  
unter Gewährleistung der Stadt  
Gleiwitz

Annahme von Spareinlagen und größeren  
Kapitalien zu den günstigsten Zinssätzen

Giroabteilung zur Ausführung aller  
bankmäßigen Geschäfte

Kontokorrent-, Scheck-,  
Ueberweisungs- und Wechselverkehr.  
An- und Verkauf, Verwahrung und  
Verwaltung von Wertpapieren

Vermietung von Schrankfächern und  
Verwahrung von verschlossenen  
Wertstücken

**Sparen schafft Wohlstand!**

Wojewódzka Biblioteka  
Publiczna w Opolu

**D 1065**



013-001065-00-0